

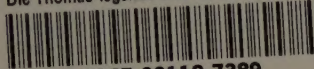
Jesuit-Krauss-McCormick Library

BS2880.T5 D131

Dahlmann, Joseph.

MAIN

Die Thomas-legende und die ältesten his



3 9967 00118 7389

BS
2880.T5
D131

ACCESSION NUMBER

35037

SHELF NUMBER

BS 2880.7 5

D131

The Virginia Library
McCormick
Theological Seminary
of the
Presbyterian Church, Chicago.

From the

Fund.

RECEIVED

Nov. 14, 1912.

Die Thomas=Legende

und die ältesten historischen Beziehungen
des Christentums zum fernen Osten

im Lichte der indischen Altertumskunde

Von

Joseph Dahlmann S. J.

171

(107. Ergänzungsheft zu den „Stimmen aus Maria-Laach“.)

Freiburg im Breisgau
Herder'sche Verlagsbuchhandlung

1912

Berlin, Karlsruhe, München, Straßburg, Wien, London und St Louis, Mo.

Alle Rechte vorbehalten

VERLAG: ADLER
/ VERLAG
VERLAG: ADLER

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung zu Freiburg

Inhalt.

	Seite
Einleitung	1
I. Die Thomas-Legende	3
II. Die Kritik der Thomas-Legende	10
III. Die Thomas-Legende, ein Problem der christlichen und indischen Altertumskunde	17
Erste These	21
Die Überlieferung, welche den Apostel Thomas auf dem Seewege nach Indien gelangen läßt, steht in Einklang mit dem regen Handels- verkehr zur See, der sich zwischen dem römischen Reich und Indien seit den ersten Jahrzehnten der Kaiserzeit entwickelt hatte.	
I. Entdeckung des Seewegs nach Indien	22
II. Die Seefahrt nach Indien	29
Zweite These	34
Der König der Inder, zu dem der Apostel auf dem Seewege gelangt, ist ein parthischer Fürst, der im Nordwesten Indiens als Zeitgenosse des Thomas herrschte.	
I. Die parthische Herrschaft im Nordwesten Indiens	36
II. Gundaphar ein parthischer König der Inder und Zeitgenosse des Apostels Thomas	42
Dritte These	51
Aus dem Aufschwung des römischen Seeverkehrs entwickelten sich besondere Handelsbeziehungen sowohl zu den südindischen als zu den nordindischen Seehäfen und durch deren Vermittlung zu den Pändha- fürsten im Süden und zu den Partherfürsten im Norden.	
I. Der römische Handel mit Südbindien	52
II. Der römische Handel mit Nordindien	58
III. Syrien und der Nordwesten Indiens	69
Vierte These	76
In die von den parthisch-indischen Fürsten beherrschte Grenzland- schaft Gandhāra drang ein besonderer Einfluß griechischer Kunst ein und führte zur Entstehung einer unter dem Namen „Kunst von Gan- dhāra“ bekannten Schule, deren Mittelpunkt Purushapura, das heutige Peschāwar, war.	
I. Einfluß griechischer Kunst im Nordwesten Indiens	77
II. Gandhāra als Mittelpunkt eines besondern Einflusses griechischer Kunst	83

	Seite
Fünfte These	90
Die „Kunst von Gandhāra“ stellt in ihrem Formenschatz einen Zweig der kosmopolitischen Kunst des römischen Reiches dar und ist in ihren Anfängen mit dem von der Thomas-Legende überlieferten parthischen Königsnamen Gundaphar verbunden.	
I. Die „Kunst von Gandhāra“ unter dem Einfluß der Kunst der römischen Kaiserzeit	90
II. Gundaphar und die Kunst von Gandhāra	103
Sechste These	109
In der Legende, die den Apostel Thomas mit dem parthisch-indischen Könige Gundaphar verbindet, pflanzt sich die historische Erinnerung an eine Missionsreise des Apostels in den Nordwesten Indiens fort, welche in der Kirche von Edeßa als eine literarische und liturgische Überlieferung bewahrt wurde.	
I. Die inneren Merkmale der historischen Glaubwürdigkeit	109
1. Thomas und Gundaphar	111
2. Thomas und Gandhāra	117
II. Die äußeren Merkmale der historischen Glaubwürdigkeit	122
1. Edeßa und die Kirche Indiens	123
2. Edeßa und die Entstehung der Thomas-Akten	126
3. Edeßa und die Übertragung der Überreste des Apostels von Indien	131
Siebte These	136
Die Überlieferung, welche im zweiten Teile der Legende den Ort des Martyriums und die Begräbnisstätte des hl. Thomas mit den Namen Mazdai und Siforus verbindet, läßt sich historisch begründen in der Übertragung der Überreste aus dem Reiche des sythisch-indischen Fürsten Bāsudeva oder Mazdai durch Vermittlung eines im Norden ansässigen parthischen Kshatrpa mit Namen Sitapharna oder Siforus.	
I. Mazdai und die sythisch-indischen Fürsten im Nordwesten Indiens	138
1. Das Reich des Königs Mazdai als Schauplatz des Martyriums	138
2. Das Reich des Königs Mazdai als Begräbnisstätte des Apostels	141
II. Siforus und die parthische Herrschaft im Nordwesten Indiens	148
III. Kalamina und Kalyāna	153
Achte These	159
Die in der syrischen Kirche Südindiens sich fortpflanzende Erinnerung an das indische Apostolat des hl. Thomas legt ein wertvolles Zeugnis für den historischen Charakter der nordindischen Überlieferung ab.	

Einleitung.

Im Verlaufe der Fahrten und Forschungen, die ich unter dem Titel „Indische Fahrten“ vor drei Jahren der Öffentlichkeit übergeben, bot sich Gelegenheit, die ältesten Beziehungen des Christentums zum fernen Osten im Vorübergehen zu streifen¹. Es sei mir heute gestattet, auf diese Frage die Aufmerksamkeit der Asiatischen Gesellschaft von Japan hinzulenken².

Wem verdankt der ferne Osten die erste Kunde vom Christentum? An welchem Punkte jenes weiten Länder- und Völkergebietes, das sich bis zur japanischen Inselwelt erstreckt, wurde am frühesten das Saatkorn des christlichen Glaubens ausgestreut? Auf den ersten Blick könnte es befremdend erscheinen, diese Frage im Kreise der Asiatischen Gesellschaft von Japan behandelt zu sehen. Fremd ist der Gegenstand, dem sich der Vortrag zuwendet. Es ist eine altchristliche Überlieferung, die im Apostel Thomas den ersten Glaubensboten des Ostens verherrlicht. Fremd ist der Boden, auf den wir geraten, wenn wir den Quellen der Überlieferung nachgehen. Es genügt, das Wort „Apokryphen“ auszusprechen, um jenen Boden zu kennzeichnen. Trotzdem konnte kein Bedenken bestehen, in der Mitte einer historisch-wissenschaftlichen Gesellschaft eine Frage zu behandeln, die aus dem Bereiche der asiatischen und japanischen Altertums-kunde in das Forschungsgebiet des christlichen Altertums versetzt. Es ist kaum zu fürchten, es möchte in Thomas als³ erstem Glaubensboten des Ostens ein fremdartiger Gegenstand in den Kreis einer wissenschaftlichen Körperschaft der Hauptstadt Japans eingeführt werden. Enger, als es auf den ersten Blick erscheinen könnte, hängt die Frage, ob Thomas wirk-

¹ Indische Fahrten I, Freiburg 1908, 149—157. — Früher bereits, 1902, hatte der Verfasser auf die hier behandelten Fragen die Aufmerksamkeit hingelenkt in den „Stimmen aus Maria-Baach“ LXII 149—150 und seitdem dieselben nicht mehr aus dem Auge verloren.

² Vorliegende Schrift ist die etwas erweiterte Überarbeitung eines Vortrags, der am 25. Januar und 15. März 1911 zu Tokio vor der Asiatic Society of Japan gehalten wurde.

lich der erste Glaubensbote des Ostens ist, mit andern Problemen des fernen Ostens zusammen, die eine Asiatische Gesellschaft von Japan unter den ersten in den Kreis ihrer Untersuchung zu ziehen pflegt. Es handelt sich um nichts mehr und nichts weniger als um die ältesten historischen Beziehungen zwischen Christentum und Buddhismus. Unter diesem Gesichtspunkte bringt die Frage nach dem historischen Charakter der Thomas-Überlieferung christliche und buddhistische Altertumskunde nahe aneinander.

Die patrologische und hagiologische Seite der Frage scheidet aus der Untersuchung aus. Darauf einzugehen, wäre ein verwegenes Ritt eines Indologen in fremdes Forschungsgebiet. Ich übernehme die Ergebnisse, wie sie die christliche Altertumskunde in den textkritischen und historisch-kritischen Untersuchungen der Thomas-Legende dem indischen Altertumsforscher vorlegt. Aufgabe des Vortrages ist es, die gegebenen und grundlegenden Data einer Überlieferung des christlichen Altertums im Lichte der Ergebnisse des indischen Altertums zu erläutern. Das Ziel, das in der Ferne auftaucht, die Feststellung der Tatsache, daß bereits um das Jahr 50 der erste Glaubensbote in der Person des Apostels Thomas auf indischem Boden, und zwar im Geburtslande des ostasiatischen Buddhismus, erscheint, ist zu verlockend, um nicht das Wagestück zu unternehmen.

Die Funde und Forschungen, in denen die Thomas-Legende erläutert wird, bilden einen der schönsten Triumphe der indischen Archäologie im Laufe ihrer hundertjährigen Arbeit. Die Wissenschaft verdankt dieselben in erster Linie dem Erben der Macht und Größe des alten Indien. Darum bereitet es mir eine besondere Genugtuung, an dieser Stelle¹ die Thomas-Legende im Lichte der indischen Forschung erläutern zu dürfen. Mehr denn tausend Jahre sind verstrichen, seitdem der Mönch Aelfric jene altchristliche Legende ins Angelsächsische übertrug und Alfred der Große die Mönche Ethelstan und Smithelm nach Indien sandte, um am Grabe des Apostels von Indien den Tribut der Verehrung niederzulegen. Was der schlichte Glaube jenes Geschlechtes einst als treue Überlieferung des Altertums hinnahm, wurde zwar von einem späteren, kritischer

¹ Der Vortrag wurde auf Einladung des englischen Botschafters, Seiner Exzellenz Sir Claude Macdonald, des Präsidenten der Asiatischen Gesellschaft, auf der englischen Botschaft gehalten. Der Versammlungsort der Gesellschaft wechselt. Eine andere Arbeit hatte der Verfasser die Ehre vor der Versammlung im Juni 1911 auf der amerikanischen Botschaft vortragen zu können.

gewordenen Geschlecht als Fabel und Mythos beiseite geschoben. Das hat sich geändert, seitdem der Forscher zum Spaten griff, um in der altindischen Erde nach den verlorenen Urkunden des indischen Altertums zu suchen. Über einen Zeitraum von tausend Jahren hinweg reichte der englische Pionier der indischen Archäologie dem alten angelsächsischen Lebensbeschreiber des Thomas die Hand, um das, was die legendenhafte Sprache des Angelsachsen aus dem 9. Jahrhundert von der Künstlerfahrt des Apostels nach Indien erzählte, in die wissenschaftliche Sprache des 19. Jahrhunderts zu übertragen. Es ist ein wiederentdecktes Blatt indischer Geschichte, das in das Zeitalter des Apostels Thomas zurückführt, und erscheint gleichsam wie ein Tribut historischer Verehrung, den der Erbe der Überlieferungen Alfreds des Großen dem Apostel von Indien darbringt.

I. Die Thomas-Legende.

Seit spätestens dem 3. Jahrhundert ist in der kirchlichen Literatur eine Überlieferung nachweisbar, welche das Wirken des Apostels Thomas mit den Parthern verbindet. Das älteste Zeugnis für das parthische Apostolat dürfte sich bei Origenes und in den Klementinischen Refognitionen finden¹. Diese Überlieferung tritt jedoch ganz in den Hintergrund vor einer andern, gleich alten Überlieferung, welche die Wirksamkeit des Apostels unter die Inder verlegt. Sowohl in der abendländischen wie in der morgenländischen Kirche war die Kunde von einem indischen Apostolat frühzeitig wohlbekannt.

Der Beweis für das hohe Alter und die weite Verbreitung der Überlieferung, welche Thomas mit Indien verbindet, ist neuerdings in zwei verdienstvollen Abhandlungen erbracht worden. Die eine verdanken wir einem englischen Gelehrten im *Indian Antiquary*, die andere dem hochwürdigsten Bischofe von Mailapur. Unter dem Titel *The connexion of Saint Thomas the Apostle with India*² hat Mr Philipps 1903 alle Zeugnisse der altchristlichen Literatur über eine indische Missionsreise des Apostels zusammengestellt. Daraus ergibt sich als unzweifelhafte Tatsache, daß eine alte Überlieferung in der morgenländischen und abendländischen

¹ Eusebius, *Hist. eccles.* 3, 1, 1. Klement. Refognitionen 9, 29. Vgl. V. A. Smith, *Early History of India* (1904) 203: The belief that the Parthians were allotted as the special sphere of the missionary labours of St. Thomas goes back to the time of Origen, who died in the middle of the third century, and is also mentioned in the Clementine Recognitions, a work of the same period.

² *Indian Antiquary* XXXII 1 f.

Kirche bestand, die dem Apostel Thomas Indien, und zwar das gangetische Indien, als besonderes Feld seiner apostolischen Wirksamkeit zuschrieb. Diese Zeugnisse der abendländischen und morgenländischen Kirche fanden bald darauf eine neue Bearbeitung in dem Werke des Bischofs Medlycott: *India and the Apostle Thomas*¹. Soweit jene Untersuchung die ausführlichen Belege aus der morgenländischen, besonders der syrischen Literatur zusammenfaßt, liefert sie eine wertvolle Ergänzung zu der Abhandlung des englischen Forschers und bestätigt das Vorhandensein einer tief in das christliche Altertum zurückgehenden Überlieferung.

Keines der beigebrachten Zeugnisse geht zwar anscheinend über das 3. Jahrhundert hinaus. Aber das schließt nicht aus, daß die in der altchristlichen Literatur bezeugte Kunde um vieles älter sein kann. Ja die einfache Tatsache, daß seit dem 3. Jahrhundert ein und dieselbe Überlieferung an verschiedenen Orten bezeugt wird, läßt die Schlußfolgerung durchaus berechtigt erscheinen, daß der Glaube an eine Missionsreise des Thomas nach Indien nicht erst am Anfang des 3. Jahrhunderts aufkam, sondern viel älteren Ursprungs ist².

So alt und weitverbreitet aber jener Glaube auch gewesen sein mag, so würde die Nachricht, daß der Apostel Thomas in Indien tätig war, der indischen Altertumskunde doch kaum Anlaß geben, sich mit der Frage der Glaubwürdigkeit jener Überlieferung zu beschäftigen. Bedeutung gewinnt die Frage erst, wenn wir erfahren, in welchem Teile Indiens

¹ London 1905. Das Werk des Bischofs von Mailapur sucht den Beweis zu erbringen, daß Mailapur die alte Begräbnisstätte des Apostels ist.

² Zu den genannten beiden Werken ist aus jüngster Zeit noch hinzuzuzählen die fleißige Arbeit eines Deutschen, des Lehramtspraktikanten Karl Heß in Radolfzell am Bodensee: „Hat der heilige Apostel Thomas in Indien das Evangelium gepredigt?“ (Radolfzell 1911, Selbstverlag), die um die Mitte Juli 1911 zur Veröffentlichung kam. Dem Verfasser der vorliegenden Untersuchung, der um die Mitte August 1911 zu Tokio seine Arbeit zum Abschluß brachte und das Manuskript derselben im September nach Europa sandte, war weder von dem Plane dieser Schrift etwas bekannt, noch ist ihm vor Absendung seines Werkes eine Nachricht darüber zugekommen. Die Arbeit Heßs gelangt zwar zu einem verschiedenen Resultat, indem sie, gleichwie das von ihr unbeachtet gelassene Werk von Bischof Medlycott, für die südindische Tradition eintritt, enthält aber vieles Gute und Beachtenswerte und geht einen von der vorliegenden Schrift völlig abweichenden Weg. Die beiden Schriften bieten daher nebeneinander ihr besonderes Interesse und können sich in manchem ergänzen. Namentlich hat Heß die jüdische Literatur ausgiebig zur Hilfe herangezogen, während der Verfasser auf die indische archäologische Forschung sich stützte.

der Apostel tätig war. Darüber jedoch läßt uns das Zeugnis der kirchlichen Literatur ganz im Dunkeln. Nur eine einzige Quelle der Überlieferung macht eine Ausnahme. Durch sie werden wir mit allerlei Personen- und Ortsnamen vertraut gemacht. Lassen sich diese Namen auf indischem Boden und in der indischen Geschichte nachweisen, dann sind feste geographische und historische Anhaltspunkte gegeben, um zeitlich und örtlich das indische Apostolat des hl. Thomas näher zu bestimmen. Es läßt sich dann die Frage beantworten, wann und an welchem Punkte Indiens das erste Erscheinen des Christentums festzusetzen ist.

Die Quelle, aus der wir Einzelheiten über die indische Missionsfahrt des Apostels Thomas erfahren, liegt im Bereiche jener literarischen Erzeugnisse, die unter dem Namen Apokryphen zusammengefaßt werden. Mit dem Namen „Apokryphen“ verbindet sich sofort die Vorstellung eines von Absonderlichkeiten, Abenteuerlichkeiten, Abgeschmacktheiten überwucherten Phantasiestückes. Die Apokryphen stellen Nachbildungen biblischer Schriften dar, indem sie in ihrer Form und Anlage an die Schriften des Neuen Testaments anknüpfen, um als Evangelien, Apostelgeschichten, Apostelbriefe den Gegenstand der neutestamentlichen Schriften von neuem zu behandeln oder weiterzuspinnen, meistens zugleich im Dienste der Häresie, um für deren Sonderlehren Propaganda zu machen. Mit einer ganz unheimlichen Üppigkeit wucherte dieser Literaturzweig auf gnostischem Boden namentlich in der Gestalt von Apostelgeschichten, die in Umlauf gesetzt wurden, um das Gewicht apostolischer Herkunft den mancherlei Abarten der gnostischen Irrlehre zu geben. Die kanonischen Schriften lassen die apostolische Wirksamkeit und das Lebensende der meisten Apostel im Dunkeln. Die kirchliche Überlieferung aber bewahrte nur wenige Einzelheiten darüber auf. Das eröffnete der Einbildungskraft ein weites Feld, um im Dienste der Irrlehre die Lücken auszufüllen, welche die kanonisch beglaubigten Schriften des Neuen Testaments ließen¹.

In den Kreis dieser Gattung von Literaturerzeugnissen gehört nun auch die Erzählung, in der uns die Kunde von des Apostels Fahrt nach Indien überliefert worden ist. Eine solche Zugehörigkeit scheint von vornherein die Verwertung zu historischen Untersuchungen auszuschließen. Während die Apokryphen durch ihr phantastisches Gepräge ein wichtiges Zeugnis

¹ Bardenhewer, *Altkirchliche Literatur* I 365 ff. — Baumgartner, *Geschichte der Weltliteratur* I⁴ (1901) 172.

für die echten kanonischen Schriften liefern, indem sie deutlich den Gegensatz zwischen Wahrheit und Dichtung, zwischen der Einfachheit und Erhabenheit der göttlichen Offenbarungstatsachen und der Buntfärbigkeit, Lächerlichkeit, Trivialität und Phantasterei menschlicher Erfindungen¹ anschaulich zeigen, bieten sie selbst alles andere eher als die Bürgschaft einer auch nur in beschränktem Sinne nutzbaren historischen Quelle. Die apokryphen Texte wurden mit der größten Freiheit geändert; die zahlreichen Bearbeitungen erlaubten sich die mannigfachsten Auslassungen oder Zusätze. Kurz, man schaltete und waltete mit ihnen nach Belieben. In einen dunkeln und verdächtigen Winkel der frühchristlichen Literatur, wo wir Schritt für Schritt auf das üppig wuchernde Schlingwerk freier Erfindung stoßen, sehen wir uns versetzt, wenn wir die Apokryphen zum Führer nehmen. Dichterische Phantasie treibt da ein so willkürliches Spiel, daß es unmöglich scheint, die Grenze zwischen Wahrheit und Dichtung, historischer Überlieferung und willkürlicher Ausschmückung zu ziehen. Die Erzählung von des Apostels Fahrt nach Indien macht hiervon keine Ausnahme.

Ein „König der Inder“ wünscht einen Baumeister zu erhalten, damit dieser ihm einen herrlichen Palast erbaue. Zu diesem Zwecke sendet er einen Kaufmann Abbanes nach Syrien. In Jerusalem kommt der Gesandte mit Jesus, dem Sohne des Zimmermanns Joseph, zusammen, der ihm in der Person seines „Sklaven“ Thomas einen geschickten Architekten anbietet. Der Vertrag kommt zu stande. Thomas gelangt in Begleitung des Kaufmanns auf dem Seewege nach Indien und in das Reich des Königs der Inder. Hoherfreut, einen so erfahrenen Künstler gefunden zu haben, stellt er dem Apostel große Summen Geldes zur Verfügung. Dieser jedoch verwendet alles Geld zum Besten der Armen unter dem Vorgeben, dem König auf diese Weise einen himmlischen Palast zu bauen. Diesen himmlischen Palast erblickt der König im Traume. Nun läßt er sich taufen mit seinem Bruder. Später folgt Thomas dem Rufe in ein benachbartes Reich. Hier aber erleidet er als Opfer einer Verfolgung den Tod und krönt mit diesem Zeugnis für Christus sein indisches Apostolat. Im Reiche jenes Königs bleibt er begraben, bis Christen seine heiligen Überreste nach dem „Westen“ übertragen.

Aus der Missionsfahrt eines Apostels in das indische Märchenland hat also die dichtende Phantasie eine märchenhafte Künstlerfahrt gemacht,

¹ J. Knabenbauer in der Zeitschr. für kathol. Theologie VIII 799—809.

die sich in der Anlage als eine geschickt eingeleitete, in manchen Zügen ansprechende Erzählung kennzeichnet. Den erfindungsreichen Dichter scheint schon der Anlaß zur Fahrt zu verraten. Die Erzählung geht von dem Verlangen eines indischen Königs nach einem Künstler aus. Nicht ohne einen Anflug von Humor wird der Apostel als Baukünstler durch seinen Meister, als den Sohn des Zimmermanns Joseph, eingeführt. Die Umdeutung des für den König zu erbauenden Palastes durch den Hinweis auf den himmlischen Palast, zu dem die Almosen die Bausteine liefern, entbehrt nicht des Reizes sinniger Poesie. Das poesievolle Gemüt der christlichen Vorzeit hat den dichterischen Zauber herausgeführt.

Kein Wunder, daß diese Erzählung so volkstümlich im Mittelalter wurde, als die Apokryphen in Übersetzungen ihren Weg über den ganzen Erdkreis nahmen und namentlich auf germanischem und romanischem Boden sich zu einem reichen Blütengarten geistlicher Poesie entwickelten¹. Unter den vielen aus der apokryphen Literatur fließenden Legenden, die damals gleichsam zu neuem Leben erstanden und dank der Anziehungskraft des Gegenstandes die Erbauungs- und Unterhaltungslektüre, gewissermaßen die geistige Nahrung des Volkes wurden, war es gerade die an Thomas sich knüpfende Künstlerfahrt nach Indien, die in mannigfaltigen Bearbeitungen, Erweiterungen oder Abkürzungen Anklang fand. Einen bestechenden Reiz übte auf den frommen Sinn des Volkes und seiner Künstler die Gestalt des nach dem weit entlegenen Lande der Inder ziehenden Jüngers des Herrn aus, der mit den ihm anvertrauten Schätzen an Stelle eines irdischen und vergänglichen Palastes eine himmlische und unvergängliche Königswohnung aufbaut, die allen Glanz der Perlen und Edelsteine Indiens überstrahlt. Das Geschlecht der alten Meister, das die Dome des Mittelalters schuf, verehrte daher in Thomas den Patron seiner Kunst. In dem kostbaren geistlichen Palast sah es das vorbildliche Meisterwerk der kirchlichen Baudenkmäler. Für diese Verehrung legen noch heute so manche Glasgemälde der alten Kathedralen Zeugnis ab, die in ihren Bildern Thomas als Baumeister darstellen, der über das Geheimnis einer himmlischen Kunst verfügt. Mit Vorliebe brachte man Szenen aus der indischen Künstlerfahrt des Apostels zur Darstellung. Es sei nur an die herrlichen Zyklen von Tours und Bourges erinnert. Indem die mittelalterliche Kunst dem Apostel das Richtscheit in die Hand gab, wollte sie zum Ausdruck

¹ Bardehewer, *Mittheilungen* I 368.

bringen, daß sie ihm das Geheimnis ihrer Meisterschaft verdanke. Fast scheint es, als habe selbst die Liturgie der Kirche diesem Lieblingsgedanken Rechnung getragen durch die Wahl der Epistel am Feste des Apostels Thomas. Dieselbe weist nämlich in den Worten des hl. Paulus an die Epheser auf den geistigen Bau hin, der durch das Apostolat zur Vollendung in Christus emporstrebt.

Keine apokryphen Akten sind in solcher Vollständigkeit auf uns gekommen, keine in so vielen Bearbeitungen und Übersetzungen erhalten worden als die Thomas-Akten. Außer einer syrischen und griechischen Bearbeitung bestehen lateinische, äthiopische und koptische Übersetzungen, letztere allerdings nur in Bruchstücken. Die lateinische Bearbeitung liegt in zwei, zeitlich nicht weit voneinander getrennten Fassungen als *Passio S. Thomae apostoli* und *De miraculis B. Thomae apostoli* vor. Die äthiopische Redaktion der Thomas-Legende ist dem äthiopischen Sammelwerk „Die Kämpfe der Apostel“ eingefügt.

Die umfassendste Durcharbeitung des gesamten Quellenmaterials verdanken wir Lipsius in seinem grundlegenden Werke „Die apokryphen Apostelgeschichten und Apostellegenden“¹. Für den griechischen Text besitzen wir jetzt in den Ausgaben von Bonnet², für den syrischen Text in den Arbeiten von Wright³ und Burkitt⁴ eine sorgfältige textkritische und historischkritische Grundlage. Wichtige Aufschlüsse bietet über die syrische Überlieferung Rubens Dubal in seinem Werke *La Littérature Syriaque*⁵. Dazu kommen noch einzelne kleinere Beiträge, die sich vorwiegend mit dem syrischen Teil der Akta befassen, wie die von Karl Macke auf deutscher, von Bevan auf englischer Seite.

Als Ergebnis der eingehenden Untersuchungen von Lipsius und Bonnet auf der einen, von Wright und Burkitt auf der andern Seite hat sich herausgestellt, daß der gnostische Urtext zu Grunde gegangen ist. Alles Wissen um denselben ist, abgesehen von einigen Angaben des hl. Augustinus, aus katholischen Überarbeitungen zu schöpfen. Zwei dieser Überarbeitungen

¹ 2 Bde: I 1883, II 1884.

² *Acta Philippi et Acta Thomae*, Lipsiae 1903.

³ *Apocryphal Acts of the Apostles*, edited from Syriac manuscripts, 2 Bde, London 1871.

⁴ On the Original Language of the Acts of Judas Thomas, im *Journal of Theological Studies* I (1900) 280 f. Vgl. F. C. Burkitt, Another Indication of the Syriac Origin of the Acts of Thomas, ebd. III (1901) 95 f.

⁵ Paris 1899, 98—100.

jedoch, eine griechische und eine syrische, dürfen ein sehr hohes Alter beanspruchen, sind ziemlich unversehrt erhalten geblieben und lassen die gnostische Vorlage noch deutlich durchschimmern. An Verschiedenheiten zwischen diesen beiden Texten fehlt es nicht. Der griechische ist häufig kürzer als der syrische, selten ausführlicher. Den Hauptunterschied indes will man darin finden, daß der syrische Text sich als durchgreifender überarbeitet erweist, insofern manche gnostische Züge verwischt wurden, welche im griechischen Texte beibehalten sind. Die griechische Überarbeitung — so scheint es — hat den ursprünglichen Text treuer überliefert. Der Urtext selbst war nicht griechisch, sondern syrisch abgefaßt; dieser syrische Urtext jedoch ist verloren, deswegen muß eine historischkritische Prüfung der Überlieferung sowohl auf die griechische wie auf die syrische Überarbeitung zurückgehen, um daraus die ursprüngliche Überlieferung zu ermitteln.

Wenn wir uns nun der Frage zuwenden, ob dieses Quellenmaterial zu historischen Zwecken verwertbar ist, so muß vor allem ein Gesichtspunkt bei der Beurteilung des apokryphen Materials beachtet werden.

Ist unter jener weitverzweigten Gattung von Literaturwerken, welche Nachbildungen biblischer Schriften darstellen, auch nicht ein einziges Erzeugniß, das von vornherein den Eindruck geschichtlicher Glaubwürdigkeit macht, so darf doch nicht übersehen werden, daß sie in ihrer Gesamtheit ziemlich enge verwachsen sind mit den Anfängen eines literarischen Schaffens, das schon in den ersten Jahrhunderten unter unfäglichen Schwierigkeiten, Not und Verfolgung sich zu regen beginnt. Ehrwürdige Erinnerungen der ältesten Christengemeinden werden in diesen ältesten Versuchen einer kirchlichen Literatur fortgepflanzt¹. Wohl ist es wahr, daß sich gerade die gnostischen Sekten mit Vorliebe dieser Überlieferungen bedienten, um daran das buntschwedige Gewebe ihrer Lehren zu knüpfen. Aber indem ihre Erfindungen von älteren Erinnerungen ausgingen, öffnete sich in den Apokryphen ein Kanal, durch den Bruchstücke geschichtlicher Überlieferungen, wenn auch mit vielen willkürlich ersonnenen Dichtungen vermischt, gerettet und einer späteren Zeit zugänglich gemacht werden konnten.

Es wäre darum übereilt, einzelne Überlieferungen bloß deshalb abzulehnen, weil sie uns vielleicht ausschließlich in jener verdächtigen Literaturgattung apokrypher Apostelgeschichten erhalten geblieben sind. Das Ganze mag als dichterische Ausschmückung irgend einer Begebenheit geschichtlich

¹ Baumgartner, Weltliteratur I⁴ 171.

wertlos erscheinen. Aber unter dem Schutt von Trivialitäten birgt sich möglicherweise die Goldader einer alten Überlieferung. Äußerste Vorsicht ist zweifellos beim Tasten und Suchen nach ihr geboten. Aber daß es sich auch lohnen kann, solchen Spuren einer geschichtlichen Erinnerung nachzugehen, haben neuere Untersuchungen durch überraschende Ergebnisse bestätigt.

Wie soll es nun aber möglich sein, bei der sagenhaften Überlieferung, welche in der griechischen und syrischen Überarbeitung vorliegt, Wahrheit und Dichtung so auseinander zu halten, daß aus der Masse von Einzeltügen, die offensichtlich den Stempel der Erfindung an sich tragen, noch der Kern einer historischen Erinnerung herausgefunden werden kann?

II. Die Kritik der Thomas-Legende.

Der einzige Weg zur Beantwortung der Frage ist uns vorgezeichnet in den Prinzipien der historischen Sagenkritik. Die Thomas-Akten, wie sie heute vorliegen, tragen alle Merkmale einer Legende. Was wir als Legende zu bezeichnen pflegen, ist nur eine andere Form der Sage. Von der Sage wird die Legende lediglich als eine Abart unterschieden, welche an religiöse Begebenheiten und Persönlichkeiten anknüpft. Auf die Legende finden daher alle Grundsätze der historischen Sagenkritik Anwendung.

Bei der Prüfung einer sagenhaften Überlieferung handelt es sich in erster Linie darum, festzustellen, wie weit die Quelle, aus der die Überlieferung in ihrer uns zugänglichen Gestalt stammt, als historisches Zeugnis zulässig ist trotz des Einflusses, den die frei schaffende Einbildungskraft des Volkes oder des Dichters auf die Fassung ausgeübt haben mag. Nun ist der Thomas-Legende der Charakter einer sagenhaften, von dichterischen Phantasien umspinnenen Erzählung deutlich aufgedrückt. Um festzustellen, ob sie als historisches Zeugnis, d. h. als glaubwürdige Übermittlerin einer tatsächlichen Begebenheit zuzulassen sei, ist es notwendig, die innere Glaubwürdigkeit der durch sie als Quelle übermittelten Ereignisse und Tatsachen zu prüfen. Den Ausgangspunkt für eine solche Untersuchung bildet die Unterscheidung in echte und unechte Sagen¹.

Echte Sagen sind die Sagen mit historischem Kern, unechte Sagen die frei erfundenen. Eine echte Sage ist eine Erzählung, die auf irgend

¹ Zum folgenden vgl. Bernheim, Lehrbuch der historischen Methode² (1903) 318 ff.

einer historischen Begebenheit oder der Erinnerung an eine solche beruht, mag dieselbe auch im Laufe der Zeit durch Weitererzählung und Hinzudichtung entstellt sein. Von Fälschung im eigentlichen Sinne des Wortes kann da keine Rede sein. Dem Begriff der echten Sage können wir mit voller Deutlichkeit den Begriff der gefälschten Sage gegenüberstellen. Der gefälschten Sage liegen keine wirklichen historischen Fakta oder Verhältnisse und keine Erinnerungen an solche zu Grunde, sondern der Inhalt der Sage ist entweder völlig erfunden oder aus anderer Umgebung entlehnt.

Bei der kritischen Prüfung der Überlieferung handelt es sich also einfach um die Frage: Liegt in der Thomas-Legende eine historische oder eine künstliche Legende, eine sagenhaft ausgedehnte Überlieferung einer historischen Begebenheit oder ein frei erfundenes Gebilde vor?

Überblickt man die mannigfachen und intensiven Einflüsse, die sich bei der sagenhaften Entstellung geschichtlicher Begebenheiten geltend machen können, so sieht man leicht ein, „wie schwer es ist, zu erkennen, inwieweit die Sagen unentstellte historische Traditionen und Erinnerungen von historischem Zeugniswert enthalten“. Die völlig willkürliche und traumhafte Art, mit der Wirklichkeit und Dichtung, Erinnerung und Phantasie durcheinander geworfen werden, macht es durchweg unmöglich, aus der Sage selbst ohne weitere Hilfsmittel das geschichtlich Wahre vom Phantastischen zu scheiden¹.

Das einzige Mittel, Wahrheit und Dichtung auseinander zu halten, bietet die innere Kritik des überlieferten Legendenstoffes, d. h. die Prüfung der einzelnen Bestandteile und Data, inwieweit sie mit historisch beglaubigten Tatsachen im Einklang stehen oder nicht. Danach wird die Glaubwürdigkeit oder Unglaubwürdigkeit einer Überlieferung sich bemessen. Da nun die Legende in Indien spielt, so hat sich naturgemäß schon frühe die Prüfung des Textes auf einzelne chronologische und historische, geographische und ethnologische Angaben gerichtet, die mit der Überlieferung verflochten sind, um aus deren Übereinstimmung mit den Ergebnissen der indischen Altertumskunde den Umfang des historischen Gehaltes der Legende und das Maß ihrer Glaubwürdigkeit nachzuweisen.

Der erste, der einen eingehenden Versuch in dieser Richtung unternahm, war Alfred v. Gutschmid² in seiner Darstellung der „Königs-

¹ Ebd. 464 ff.

² Ein Beitrag zur Kenntnis des geschichtlichen Romans, im Rheinischen Museum für Philologie, N. F. XIX 161—183 380—401.

namen in den apokryphen Apostelgeschichten". Die von ihm angestellten Vergleiche ergaben so auffällige Übereinstimmungen zwischen einzelnen in der Legende erhaltenen Personen- und Ortsnamen und gewissen Data der indischen und persischen Geographie und Geschichte, daß das Vorhandensein historischer Beziehungen der Legende zu Indien nicht abgeleugnet werden konnte. Anstatt jedoch, was am nächsten zu liegen schien, die Übereinstimmung auf die Erinnerung an eine von Thomas nach Indien unternommene Missionsreise zurückzuführen, verfiel er auf den Gedanken, die indischen Reminiszenzen aus einer buddhistischen Missionsgeschichte herzuleiten. Die ganze Untersuchung Gutschmids steht unter dem Banne, daß die Thomas-Legende auf buddhistische Quellen zurückgeht und ursprünglich die Erzählung einer buddhistischen Missionsreise darstellte, die später in christlichem Sinne umgearbeitet wurde.

Die Unhaltbarkeit dieser Deutung hat Silvain Lévi¹ treffend nachgewiesen. Dem französischen Forscher ist es gelungen, in seiner Untersuchung über den geschichtlichen Gehalt der Legende auf einzelne neue und wertvolle Gesichtspunkte hinzuweisen. Klarer und bestimmter, als es von Gutschmid versucht wurde, hat bei dieser Gelegenheit Silvain Lévi gewisse Züge der Überlieferung in ihrer geographischen, chronologischen und historischen Übereinstimmung mit den Ergebnissen der indischen Archäologie dargelegt.

Bei diesen vergleichenden Untersuchungen ist jedoch ein Gesichtspunkt entweder gar nicht oder nur oberflächlich einbezogen worden, der im Vordergrund stehen muß, wenn es sich um die Frage handelt, ob in einer Sage oder Legende eine historische Erinnerung sich fortpflanzt. Da muß man sich nämlich vor allem klar sein über die Vorfrage: Unter welchen Voraussetzungen ist es möglich, aus der gegebenen Übereinstimmung einen sichern Beweis zu erbringen, daß eine echte historische Überlieferung vorliegt? Es könnte bei einer solchen Prüfung sich herausstellen, daß in das Gewebe der Sage einige wirklich historische Züge eingeflochten sind, und doch wäre mit dieser Feststellung für die Frage der Glaubwürdigkeit oder Unglaubwürdigkeit der sagenhaft ausgesponnenen Überlieferung wenig gewonnen². Denn es können einzelne geographische und geschichtliche Züge in die Sage verwoben sein, Namen historischer Persönlichkeiten, Begebenheiten, deren

¹ Journal Asiatique Serie 9, Bd IX (1897) 27—42.

² Z. B. was Lévi sagt über les ânes sauvages, qui viennent d'eux-mêmes s'atteler au char de Thomas et qui le conduisent à la ville de Misdeos.

Tatsächlichkeit außer Zweifel steht, Ortsangaben, die der Wirklichkeit entsprechen, und doch kann der Überlieferung als solcher die innere Glaubhaftigkeit fehlen. Es wird keineswegs schwer halten, in der Thomas-Legende gewisse Bestandteile und Züge als innerlich durchaus glaubwürdig nachzuweisen. Daß der Verfasser der Akta nicht bloß dichtete, sondern auch einzelne Mitteilungen sich zu nütze gemacht hat, die über Land und Leute von Indien längst in Umlauf waren, steht ganz außer Zweifel.

Seitdem sich durch den indischen Feldzug Alexanders d. Gr. der Schleier über dem geheimnisvollen Lande zum erstenmal gelüftet hatte, begann Indien seine Anziehungskraft auf Dichter und Philosophen auszuüben. Die Neugierde wuchs, als in dem ersten Jahrhundert der Kaiserzeit Schifffahrt und Handel zwischen Rom und Indien einen ungeahnten Aufschwung nahmen. Die aus Indien heimkehrenden syrischen und ägyptischen Handelsleute brachten mit ihren indischen Waren auch vielerlei Erzählungen von dem Wunderlande, das die Perlen und Edelsteine, die kostbaren Stoffe und Gewürze bot, auf den Märkten von Ägypten und Syrien in Umlauf. Jeder heimkehrende Kaufmann und Kapitän hatte etwas Neues zu erzählen. Diese Erzählungen, deren Sammelbecken die Hafenstädte und Handelsplätze geworden waren, gewährten einen verlockenden Stoff für die Fabrikation gefälschter Apostelgeschichten. Es lag ja so nahe, den Schauplatz apostolischen Wirkens in jenes Wunderland zu verlegen, das durch den Schleier der fabulierenden Erzählungen wie eine neue Welt aus der Ferne schimmerte. Das war neu, packend. Die Fahrt eines Apostels nach Indien war wie geschaffen, um als Behikel aller Phantasien zu dienen. Man dichtete also einen Aufenthalt des Apostels in Indien. Was über Land und Leute von Indien berichtet wurde, lieferte dafür die Szenerie und gab in den geographischen und ethnologischen Zügen, die eingewoben wurden, der Erzählung von einer indischen Missionsreise indisches Kolorit.

Daraus erkennt man leicht, wie verfehlt es nun wäre, aus einzelnen Übereinstimmungen ohne weiteres auf eine historische Grundlage der Überlieferung zu schließen. Um der Thomas-Überlieferung den Charakter einer solchen Legende zu vindizieren, in der eine historische Erinnerung fortlebt, genügt es nicht, irgend welche Züge als in Übereinstimmung mit Indiens Land und Leuten nachzuweisen. Es müssen Übereinstimmungen ermittelt werden, die sich nicht erklären lassen ohne die Voraussetzung, daß Thomas wirklich eine Missionsreise nach Indien unternommen hat. Lassen sich solche Züge in der Legende ermitteln?

Wenn wir dann unsere Aufmerksamkeit denjenigen Data der Erzählung zuwenden, die sich nicht hinreichend erklären lassen ohne die Voraussetzung eines ihnen zu Grunde liegenden historischen Faktums, so muß dabei noch ein anderer Gesichtspunkt berücksichtigt werden, der ebenfalls bei der Prüfung der historischen Glaubwürdigkeit außer acht geblieben ist.

Der Überblick des in den Alten geschilderten Verlaufs der Missionsreise läßt sofort erkennen, daß die Erzählung in zwei scharf auseinander zu haltende Abschnitte zerfällt. In dem ersten Abschnitt wird der Name des Apostels mit dem Namen eines Königs Gundaphar verbunden, im zweiten mit dem Namen eines Königs Mazdai. An den Besuch des von Gundaphar beherrschten Reiches schließt sich eine Reise in das Reich jenes andern Königs, die mit dem Martyrium des Apostels abschließt. So deutlich nun die Beziehungen des Apostels zu dem an erster Stelle genannten König ein geschichtliches Gepräge zu verraten scheinen, so unbestimmt und dunkel sind bisher alle Deutungen der Persönlichkeit gewesen, die sich hinter dem Namen Mazdai verbirgt. Dadurch könnte die historische Grundlage der Legende als Ganzes in Frage gestellt erscheinen. Wenn nämlich jener Teil der Legende, welcher von dem Besuche bei König Gundaphar handelt, so eng verbunden ist mit dem zweiten Teil, der die Reise zu König Mazdai beschreibt, daß der eine Teil ohne den andern nicht denkbar ist, dann ist auch die geschichtliche Glaubwürdigkeit des einen Abschnittes ohne den andern nicht haltbar. Auf alle Fälle bleibt das Ergebnis fragwürdig.

Es entsteht daher die Frage, ob bei der Untersuchung des geschichtlichen Gehaltes der Legende der eine Abschnitt nicht vollständig von dem andern getrennt werden könne. Weder v. Gutschmid noch Révi haben diese Frage in Erwägung gezogen. Und doch ist es unbedingt notwendig, in der Thomas-Legende, wie sie heute vorliegt, zwei Teile scharf auseinander zu halten: den Abschnitt, der den Apostel in Beziehung zu König Gundaphar bringt, und den Abschnitt, der ihn mit König Mazdai zusammenführt. Ohne diese Unterscheidung bleibt uns vielleicht für immer der Weg versperrt, auf Grund der chronologischen, historischen, geographischen Konfordanzen die Glaubwürdigkeit des Kernes der Überlieferung festzustellen.

Wenn wir das Verhältnis der beiden Könige und ihre Stellung im Rahmen der Erzählung vergleichen, so ergibt sich zunächst, daß Gundaphar und Mazdai augenscheinlich so wenig miteinander gemein haben, daß der eine vom andern vollständig getrennt werden kann. Der Schauplatz ist

in beiden Abschnitten ganz verschieden. Und ebenso verschieden wie die Könige, mit denen Thomas nacheinander in Verbindung gebracht wird, sind die handelnden Nebenpersonen, die auf die Ereignisse Einfluß haben. Die griechische Überarbeitung verteilt die auf verschiedenen Schauplätzen sich abspielenden und an verschiedene Personen geknüpften Ereignisse auch äußerlich gleichmäßig auf zwei aus je sechs Akten bestehende Teile. Der syrische Text, der nur aus acht Akten besteht, aber im großen und ganzen denselben Inhalt bietet, räumt den Ereignissen des zweiten Abschnittes, die im griechischen Text die Akten 7—12 umfassen, nur die beiden letzten Akte 7—8 ein, während die Ereignisse des ersten Abschnittes ebenfalls auf sechs Akte verteilt sind.

Diese aus dem Vergleich der beiden Abschnitte sich ergebenden Verschiedenheiten legen die Vermutung sofort nahe, daß in den zwei Teilen einer und derselben Legende zwei voneinander unabhängige Erzählungen an den Namen des Apostels geknüpft wurden: eine, welche ihn nach Indien gelangen, eine andere, welche ihn in Indien die Vollendung durch das Martyrium erlangen läßt. Die Erzählung, in welcher die Erinnerung an die Missionsreise nach Indien fortgepflanzt wird, verknüpft Thomas und Gundaphar; der Bericht, in dem das Martyrium erzählt wird, verbindet Thomas und Mazdai. Der erste Abschnitt dient der Verherrlichung des Apostolates, der zweite der Verherrlichung des Martyriums.

Das, was den wesentlichen Inhalt des ersten Abschnittes bildet, dient dem Zweck, eine in Umlauf befindliche Überlieferung zu begründen, derzufolge der Apostel Thomas eine Missionsreise nach Indien unternahm und mit Erfolg im Reiche eines indischen Königs wirkte. Veranlassung und Verlauf der Reise wird erzählt. Im Mittelpunkt der Erzählung steht das Verlangen des Königs nach einem Künstler aus dem Westen. Die Verwirklichung dieses Wunsches führt den Apostel nach Indien. Und in Indien selbst bildet die Errichtung des Palastes den Ausgangspunkt des Apostolates, dessen Erfolg geschildert werden.

Einem ganz andern Zwecke dient der zweite Abschnitt. Mit dem ersten Schritt, den Thomas in das Reich des Königs Mazdai tut, wird das Martyrium des Apostels vorbereitet. Es beginnt das Leiden des Jüngers Christi, der ins Gefängnis geworfen, geißelt und zuletzt dem Henker zur Hinrichtung überliefert wird. Alles, was in diesem zweiten Teile erzählt wird, soll die Verherrlichung des Apostolates durch das Martyrium des Apostels begründen.

Daraus ergibt sich für die kritische Untersuchung die Schlußfolgerung, daß bei der Frage, wie weit der Inhalt der heute vorliegenden Legende geschichtlich glaubwürdig ist, die Erzählung der Missionsreise, die Thomas mit Gundaphar verknüpft, und die Erzählung des Martyriums, das den Apostel mit Mazdai verbindet, scharf auseinander gehalten werden müssen.

Das kann geschehen, weil, wie bereits hervorgehoben, zwischen den zu Thomas in Beziehung stehenden Persönlichkeiten des ersten und des zweiten Theiles gar kein Zusammenhang besteht. Mit dem Abschied, den Thomas vom Reiche des Königs Gundaphar nimmt, treten alle dort im Vordergrund stehenden Persönlichkeiten vom Schauplatz ab. Mit dem neuen König Mazdai erscheinen auf einem ganz neuen Schauplatz neue Persönlichkeiten, die zu den alten in gar keiner Beziehung stehen. Die beiden Theile stellen daher zwei getrennte, innerlich nicht verbundene Sagenkreise dar und müssen als solche getrennt behandelt und in Bezug auf ihren historischen Charakter geprüft werden.

Von dieser Unterscheidung ausgehend, baut sich die Untersuchung zunächst auf dem ersten Teil der Erzählung auf, welcher eine Missionsreise in das Reich des Königs Gundaphar beschreibt. Von dem historischen Charakter der Beziehungen zu diesem König hängt die Entscheidung ab, ob die Thomas-Legende eine historische oder eine künstliche Legende ist.

Ist der erste Teil als auf historischer Grundlage ruhend nachgewiesen, dann scheint der Weg gebahnt, um vielleicht auch für den zweiten Teil, der bisher der Untersuchung unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstellte, einen historischen Kern zu ermitteln, der die historische Glaubwürdigkeit der Missionsreise bestätigt.

Die Darstellung der Missionsreise baut sich auf drei grundlegenden Data auf: 1. der Apostel kommt in das Reich eines Königs Gundaphar; 2. er gelangt dorthin durch die Vermittlung des Handels und der Schiffsverkehrsbeziehungen, die zwischen seinem Reich und der römischen Provinz Syrien bestehen; 3. veranlaßt wird die Fahrt durch das Verlangen des Königs, Künstler aus Syrien in seinem Dienst zu verwenden.

Aus diesen drei Data ergeben sich drei Fragen:

1. Gab es einen König Gundaphar als Zeitgenossen des Apostels?
2. Lassen sich zwischen seinem Reiche und Syrien Handelsbeziehungen auf dem Seewege nachweisen?

3. Läßt sich der Nachweis liefern, daß innerhalb der Herrschaft jenes Fürsten sich eine Kunst entwickelte, die in Beziehung stand zur Kunst des römischen Reiches?

Die Beantwortung dieser drei Fragen übernimmt die indische Archäologie. In den Ergebnissen der Münzkunde und der Denkmalkunde liefert sie von jener altchristlichen Erzählung eine archäologische Übersetzung, aus der hervorgeht, daß die Legende in den drei grundlegenden Data sich mit dem Zeugnis des indischen Altertums in überraschender Weise deckt.

Dies führt dann zu der weiteren Frage: Ist die Übereinstimmung nur erklärlich unter der Voraussetzung, daß in der legendenhaften Überlieferung die glaubwürdige Kunde von einer Missionsreise des Apostels Thomas nach Indien erhalten geblieben ist? Es muß der Nachweis noch geliefert werden, daß die Erzählung, insofern sie den Apostel mit jenem „König der Inder“ in Verbindung bringt und zu einem indischen Königreich gelangen läßt, das Beziehungen des Handels und der Kunst mit dem Westen unterhält, notwendig auf einer wirklich geschichtlichen Überlieferung beruht. Erst damit ist die indische Missionsreise des Apostels Thomas als eine geschichtliche Tatsache erwiesen.

Die Bedeutung dieser Tatsache springt in die Augen. In dem historischen Kern der Thomas-Legende wird die Frage beantwortet: Wann und an welchem Punkte Indiens läßt sich das erste Erscheinen des Christentums nachweisen? Dies führt zur Frage zurück, von der die Einleitung ausging: In welcher Beziehung steht die Thomas-Überlieferung zu den Problemen der ostasiatischen Religions- und Kulturkunde?

III. Die Thomas-Legende ein Problem der christlichen und indischen Altertumskunde.

Läßt sich der einwandfreie Nachweis führen, daß in der altchristlichen Legende eine historische Erinnerung als Kern sich fortpflanzt, dann ist die Tatsache festgestellt, daß bereits um die Mitte des 1. Jahrhunderts eine Kunde vom Christentum bis nach Indien vorgebrungen war. Dieser Tatsache hat auch die Geschichte des ostasiatischen Kultur- und Völkerlebens Rechnung zu tragen. Das Erscheinen des ersten Glaubensboten an der Schwelle des fernen Ostens und in jenem Lande, das durch so enge Bande der Kultur mit China und Japan verbunden ist, wird für alle Zeiten auch in der Geschichte des ostasiatischen Kulturlebens eines der denkwürdigsten Ereignisse bilden.

Das indische Kulturleben ist ja in des Wortes eigentlichstem Sinne die Quelle geworden, aus der seit zweitausend Jahren die gesamte ostasiatische Kulturwelt vorwiegend ihre religiösen Anschauungen schöpft. Darin liegt Indiens Stellung im Gesamtkreis des Völkerlebens begründet. Durch dasselbe Indien gewann nun auch der ferne Osten in der Person des ersten Glaubensboten die erste Fühlung mit dem Christentum, als dieses seinen Flug nach dem Osten wie nach dem Westen nahm. Dadurch eroberte sich Indien eine neue Bedeutung im Bereiche der Gesamtwelt des Ostens. Wohl ist es wahr, daß die Wirkung sich im Osten nicht sofort in einem ähnlichen Einfluß fühlbar machte wie im Westen, wo alle äußeren Bedingungen eines schnellen Wachstums gegeben waren. Aber das drückt die Bedeutung der geschichtlichen Tatsache nicht herab, daß mit dem ersten Saatkorn des Christentums, das in die indische Erde gesenkt wurde, nun auch in diese bisher ausschließlich vom Buddhismus beherrschte Kultursphäre Ostasiens etwas von jenem unvergänglichen Schätze geistiger Güter hineingetragen wurde, der für die abendländische Kulturwelt der Anfang einer neuen Epoche der Geschichte geworden ist.

Aber die Frage, ob jene indische Missionsreise des Apostels Thomas wirklich stattgefunden hat, obschon anscheinend nur ein Problem der christlichen Altertumskunde, ist durch die engen Beziehungen zu den Wandlungen und Wanderungen des Buddhismus, und zwar jenes Buddhismus, der sich im Laufe der ersten christlichen Jahrhunderte von Indien bis nach Japan ausbreitete, zu gleicher Zeit ein Problem der buddhistischen Altertumskunde geworden. Der Nachweis nämlich, daß die grundlegenden Data der Thomas-Überlieferung mit dem Zeugnis der indischen Archäologie übereinstimmen, kann nicht erbracht werden, ohne zugleich festzustellen, daß in jenem Falle der erste christliche Glaubensbote Indien an einem Punkte erreichte, der einen Wendepunkt in der Religion und Kunst des Buddhismus bedeutet. Von welcher Tragweite die Feststellung dieser Tatsache sein oder werden kann, darüber belehrt ein Blick auf die wachsende Literatur, zu der die Frage nach den Wechselbeziehungen zwischen Buddhismus und Christentum die Anregung gegeben hat.

Die Lösung jener Frage muß ausgehen von der Beantwortung einer andern Frage: Wo sind Christentum und Buddhismus einander örtlich nähergerückt? Einfluß setzt Berührung voraus. Wenn gewisse Ähnlichkeiten, die man zwischen beiden Religionen entdeckt haben will, nur aus einem Einfluß der einen auf die andere erklärt werden können, wie man

behauptet, dann müssen Buddhismus und Christentum an irgend einem Punkte sich so nahe gekommen sein, daß eine nachhaltige Einwirkung sich geltend machen konnte. Läßt sich ein solcher Punkt nachweisen?

Indien ist groß, und selbst während seiner höchsten Blütezeit war der buddhistische Kultus innerhalb Indiens durchaus nicht so allgemein verbreitet, wie man früher annahm. Hervorragende Mittelpunkte der Pflege des Buddhakultus waren im Vergleich mit der brahmanischen Religion keineswegs zahlreich.

Wenn nun der altchristlichen Überlieferung, die sich in der Thomas-Legende fortpflanzt, historische Glaubwürdigkeit zukommt, dann wird eine Vorfrage von entscheidender Bedeutung für die Wechselbeziehungen zwischen Christentum und Buddhismus gelöst. Unter jener Voraussetzung kann mit voller Bestimmtheit festgestellt werden, in welchem Teile und an welchem Punkte Indiens der erste christliche Glaubensbote erschien. Damit ist auch schon die andere Frage beantwortet, ob das Christentum zu einem solchen Punkte Indiens vordrang, wo sich die Möglichkeit bot, mit dem Buddhismus in Berührung zu kommen und in der Folge Einwirkung auf dessen Gestalt zu gewinnen.

Die archäologische Interpretation der Thomas-Legende stützt sich auf ein Blatt altbuddhistischer Religions- und Kunstgeschichte, das durch viele Jahrhunderte verschollen war, bis es der indischen Archäologie gelang, es in einem verlorenen Winkel der nordwestlichen Grenzlande Indiens wieder aufzudecken. Dieses Blatt stellt die Tatsache fest, daß der Teil Indiens, mit dem die Überlieferung den Apostel verbindet, der Schauplatz einer großen Umwälzung innerhalb des Buddhismus geworden ist, und zwar in enger Verbindung mit einer Kunst, die sich unter dem Einfluß der klassischen Kunst entwickelte. Dieselben Denkmäler, aus denen die historische Glaubwürdigkeit der Thomas-Überlieferung abgeleitet wird, liefern in einer vom Westen abhängigen Kunst den Beweis, daß die Gegend, über welche der König herrschte, zu dem Thomas in Beziehung trat, das Geburtsland eines neuen Buddhismus geworden ist. Dadurch erhält die Frage nach der historischen Grundlage der Thomas-Legende ein doppeltes Gepräge: ein christliches, insofern ein Problem des christlichen Altertums, die Ausbreitung des Christentums im fernen Osten, beantwortet wird; ein buddhistisches, insofern die Lösung geeignet ist, die ältesten Beziehungen zwischen Christentum und Buddhismus festzustellen, und zwar an einem Punkte, der durch Jahrhunderte das wichtigste Zentrum des buddhistischen Kultus war. Denn

lebt in der Nachricht von der Missionsreise eine historische Erinnerung fort, dann fällt das Erscheinen des Apostels Thomas auf dem Boden Indiens örtlich und zeitlich mit einem Vorgang zusammen, der in der Geschichte des Buddhismus einen Wendepunkt bezeichnet. Das erste Saat Korn des Christentums in indischen Boden ist dann an einer Stelle eingesenkt worden, auf der sich eine religiöse und künstlerische Bewegung vollzog, die dem Buddhismus eine neue und zum Teil auf fremden Einflüssen beruhende Gestalt gegeben hat, und dies in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung.

Es genügt, auf dieses Zusammentreffen hinzuweisen, um die Bedeutung zu beleuchten, welche die Frage der Glaubwürdigkeit der Thomas-Überlieferung für die ostasiatische Religionswissenschaft gewinnen kann, je nachdem die Antwort zu Gunsten oder zu Ungunsten einer historischen Grundlage ausfällt. Durch die Tatsache, daß der erste Glaubensbote des fernen Ostens in jenem Teile Indiens erschien, der die Heimat eines neuen Buddhismus geworden, wird die Frage nach den historischen Beziehungen zwischen Buddhismus und Christentum auf eine ganz neue Grundlage gestellt: Thomas als erster Glaubensbote des Ostens leitet eine Untersuchung über das historische Verhältnis des Christentums zum Buddhismus ein.

Das Ergebnis der Untersuchung über die historischen Grundlagen der Thomas-Überlieferung sei der Übersichtlichkeit halber in acht Thesen zusammengefaßt.

Erste These.

Die Überlieferung, welche den Apostel Thomas auf dem Seewege nach Indien gelangen läßt, steht in Einklang mit dem regen Handelsverkehr zur See, der sich zwischen dem römischen Reich und Indien seit den ersten Jahrzehnten der Kaiserzeit entwickelt hatte.

Die Legende erzählt, daß Thomas in Begleitung des Kaufmanns die Reise zur See antrat, um zu dem „König der Indier“ Gundaphar zu gelangen. Von günstigem Winde getragen, erreichte das Schiff in drei Monaten den indischen Hafen, von dem aus zu Land die Weiterreise angetreten wurde. Dadurch, daß die Überlieferung den Apostel nicht auf dem Landwege, sondern auf dem Seewege zu dem „König der Indier“ gelangen läßt, setzt sie besondere, auf dem Seeverkehr beruhende Beziehungen zwischen Syrien und Indien voraus. Es sind zweierlei Beziehungen: Beziehungen des Handels und der Kunst — des Handels, insofern es ein Kaufmann ist, welcher als Abgesandter des indischen Königs den Verkehr zwischen Syrien und Indien vermittelt, der Kunst, insofern der Kaufmann abgesandt wird, um aus der römischen Provinz künstlerische Kräfte für seinen König zu gewinnen.

Um daher die Beziehungen kennen zu lernen, welche die historische Grundlage für die Verbindung der beiden Persönlichkeiten Thomas und Gundaphar bilden, muß die Untersuchung von den allgemeinen Beziehungen der Schifffahrt und des Handels zwischen dem römischen Reich und Indien ausgehen. Sie schließt zwei Fragen in sich:

1. Auf welchem Wege gelangte man zur See nach Indien?
2. Welches waren die wichtigsten Seehäfen an der Küste Indiens?

Die Antwort darauf gibt der „römische Kaufmann“ aus dem Zeitalter der Kaiser Klaudius und Nero. „Römischer Kaufmann“ besagt nicht ausschließlich Römer oder römischer Bürger. Die Kaufleute, in deren Händen der Handel mit Indien lag, waren vielleicht häufig weder Römer noch besaßen sie das volle römische Bürgerrecht. Es mögen ägyptische oder

syrische Kaufleute gewesen sein. Als solche jedoch gehörten sie einer römischen Provinz an und bedienten sich der römischen Münzen. Indem sie ihre Fahrten nach Indien von den Häfen der römischen Seeprovinzen Aegypten und Syrien aus unternahmen, stellen sie in ihren überseeischen Handelsunternehmungen den Seeverkehr und Handel des römischen Reiches mit Indien dar.

Das Zeugnis dieses römischen Kaufmanns ist uns in zwei voneinander unabhängigen Quellen erhalten, einer römischen und einer indischen. Die römische Quelle ist uns zugänglich in den Schriften der römischen Geographen, die sich in ihrer Darstellung des Seewegs nach Indien und in der Geographie Indiens auf eine reiche Seemannsliteratur, auf nautische Berichte und Reisebeschreibungen der Kaufleute stützen. In diesen Berichten und Beschreibungen, soweit sie erhalten sind, spiegelt sich der glänzende Aufschwung des römisch-indischen Seeverkehrs und Handels im Zeitalter der ersten römischen Kaiser wider. Was hier von den Geographen der Kaiserzeit überliefert wird, findet seine Bestätigung in den indischen Quellen durch die reichen Funde römischer Goldmünzen, die auf einen außerordentlich lebhaften Handel des römischen Reiches mit einzelnen Theilen Indiens hinweisen.

Aus diesem doppelten Zeugnis läßt sich von der Lebhaftigkeit des römischen See- und Handelsverkehrs mit Indien eine hinreichende Vorstellung gewinnen. Der römische Kaufmann, der dem ersten christlichen Glaubensboten den Weg durch das Arabische Meer und den Indischen Ocean nach den Häfen der Gangeshalbinsel bahnte, hatte nur den Pfaden zu folgen, welche die jährlich nach Indien segelnde große Rauffahrteiflotte einschlug, um ebenso leicht wie der ägyptische und syrische Kaufmann Indien im Norden oder im Süden zu erreichen.

I. Entdeckung des Seewegs nach Indien.

Der Feldzug Alexanders d. Gr. nach Indien hatte das geheimnisvolle Land, von dem bis dahin nur dunkle Berichte in den Westen gedrungen, der griechischen Welt näher gebracht. Die Eroberung durch das Schwert, wie sie dem Genius des gewaltigen Macedoniers vorgeschwebt, war zwar mißglückt; aber das hatte den Drang nach dem Osten keineswegs gebrochen. Von Anfang an war das Ziel Alexanders auf die Annäherung von Ost und West durch Schiffahrt und Handel gerichtet gewesen. Sein Plan ging über die Gewinnung der Induslinie weit hinaus. Parallel

zu der großen Heeresstraße, auf der seine Truppen von Kleinasien und Syrien aus nach Indien gezogen, sollte sich zur See eine Weltstraße der Küste Südasiens entlang entwickeln, die durch Schifffahrt und Handel den fernen Westen mit dem fernen Osten verband. Als Ausgangspunkt dieser Weltstraße wurde Alexandria gegründet¹.

Diese Stadt, ausgezeichnet durch den Namen Alexanders und darin gleichsam die weltumspannende Handelspolitik ihres Begründers verkörpernd, war an einem Punkte angelegt, der dem See- und Handelsverkehr mit Indien alle Vorteile zu gewähren schien. Mit gutem Grunde konnte erwartet werden, daß der unternehmende alexandrinische Kaufmann sich schnell der außerordentlich glücklichen Umstände bemächtigen würde, die Alexandria durch seine Lage dem Handel zur See mit Indien darbot.

Die Ptolemäer hatten in der That die Bedeutung Alexandrias als Ausgangspunkt einer Handelsstraße, die das Abendland auf dem Seewege mit Indien verband, erkannt und bemüht sich, Alexandria mit den indischen Häfen in Verbindung zu bringen. Der ägyptischen Küste des Roten Meeres entlang wurden Hafenplätze angelegt und diese hinwiederum durch gute Straßen in leichte Verbindung mit der Schifffahrt auf dem Nil gebracht.

Aber so günstig sich Alexandrias Bedeutung für den Handel mit Griechenland, Afrika, Italien, Gallien unter dem Zepher der genialen Ptolemäer entwickelte, so wenig Fortgang schien es einem Aufschwung des indischen Handels zu gewähren. Nach wie vor blieben die Handelsbeziehungen zu Indien in sehr engen Grenzen. Den Seeverkehr mit Indien vermittelten die Araber in kleinen Booten der Küste entlang. Es mögen wohl einzelne alexandrinische Kaufleute eine besonders glückliche Gelegenheit gefunden haben, um auf dem Seewege mit Indien in Verkehr zu treten, und es mag sein, daß auf diese Weise in einzelnen Fällen der Handel im Roten Meer bis in den Indischen Ozean ausgedehnt und der Küste Arabiens entlang nach Hindostan geleitet wurde. Aber der Gedanke eines regelmäßigen Warenaustausches mit Indien konnte im Zeitalter der Ptolemäer noch nicht verwirklicht werden. Die verschiedenen Wege der

¹ Vgl. zum folgenden: Bassen, Indische Altertumskunde II² 601 ff., III¹ 2 ff.; Priaulx, On the Indian Embassies to Rome, im Journal of the Royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland, Bd XIX u. XX; Henry Yule, Proceedings of the Royal Geographical Society 1882: Notes on the oldest records of the sea-route to China from Western Asia; Indian Antiquary II 241: Early Roman Intercourse with India.

Schiffahrt und des Handels von Ägypten nach Indien, die vor dem Beginn der römischen Kaiserzeit bestanden haben sollen, gehören erst einer späteren Entwicklung an. Von einem See- und Handelsverkehr mit Indien fehlt in der Zeit vor Augustus jede Spur.

Das Zeitalter der schnell aufsteigenden Kaisermacht jedoch sah einen großen Umschwung. Mit Augustus begann eine Epoche kühner Handelsunternehmungen nach dem Osten hin. Seitdem Alexandria in der Hand der Römer war, schwang es sich schnell zum großen Emporium des See- und Handelsverkehrs mit Indien empor¹.

Dieser Umschwung hängt eng mit einem Ereignis zusammen, das zur Entdeckung eines Seewegs nach Indien führte, der bis dahin der antiken Welt unbekannt geblieben war. Als Nearchos die Flotte Alexanders d. Gr. von der Mündung des Indus nach dem Persischen Meerbusen führte, war er auf die Tatsache aufmerksam geworden, daß die Fahrt im Arabischen Meer durch den Wechsel der Monsune, d. h. solcher Winde bestimmt wird, die während der beiden Hauptjahreszeiten in entgegengesetzter Richtung wehen. Merkwürdigerweise fand diese bedeutsame nautische Beobachtung, die der Entwicklung des Seeverkehrs zwischen Indien und dem Westen eine feste Bahn hätte geben können, so wenig Beachtung, daß sie wieder verloren ging. Der regelmäßige Wechsel der Monsune mußte von neuem entdeckt werden. Die Entdeckung fällt in die zweite Hälfte der Regierung des Kaisers Augustus. Der Seefahrer, dem die Schiffahrt die Entdeckung verdankt, heißt Hippalos. Ihm zu Ehren wurde der Südwestmonsun Hippalos genannt².

Über die Entdeckung des Südwestmonsuns und ihren Einfluß auf die Entwicklung der Schiffahrt im Indischen Ozean liegen zwei fast gleichzeitige Berichte vor, der eine von Plinius in seiner 77 n. Chr. vollendeten „Naturgeschichte“, der andere von einem anonymen ägyptischen Kaufmann in seiner Beschreibung der Schiffahrt nach Indien³. Der ägyptische Kaufmann erzählt:

¹ Vgl. Robert Sewell, Roman coins of India, im Journal of the Royal Asiatic Society 1904 (Oktober).

² Vgl. Les voies de commerce dans la Géographie de Ptolémée, par M. Vidal de la Blache, in Comptes rendus de l'Académie des Inscriptions, 4. Serie, XXIV (1896) 456 f.

³ The Commerce and Navigation of the Erythraean Sea, being a translation of the Periplus Maris Erythraei by an anonymous writer. With introductions commentary and notes. By J. W. Mc Crindle, Calcutta and London 1879, 5 138.

„Die ganze Fahrt von Kane und Arabia Eudaimôn, die wir soeben beschrieben, pflegte man früher in kleinen Booten zu machen, die sich nahe an der Küste hielten und deren Windungen folgten. Hippalos hingegen ist der Seefahrer, der zuerst den direkten Weg quer durch den Ozean entdeckte, indem er sich dabei auf Beobachtung der Lage der Häfen zueinander und auf nautische Erfahrungen stützte. Zur Zeit nämlich, wenn die Nordwestwinde im Mittelmeer vorherrschen, weht ein periodisch wiederkehrender Wind im Indischen Ozean. Dieser Wind, der die Richtung nach Südwest nimmt, wird, wie es scheint, in diesen Meeren Hippalos genannt.“

In ähnlicher Weise entwirft Plinius¹ zunächst ein Bild der Küstenfahrt. Dann fährt er fort: „Lange Zeit wurde die Schifffahrt in dieser Weise betrieben, bis es einem Kaufmann gelang, einen direkten Weg zu entdecken, durch welchen Indien so nahe rückte, daß der Handel mit ihm sehr gewinnbringend wurde. Seit jener Entdeckung wird jedes Jahr eine Flotte dahin entsandt, die an Bord Abteilungen von Bogenschützen führt, da die Indischen Meere von Seeräubern gefährdet sind.“

An einer andern Stelle bemerkt derselbe Schriftsteller: „Für jene, die nach Indien fahren, ist der bequemste Ausgangspunkt der Hafen von Okeia. Man segelt von dort unter Benutzung des Windes, genannt ‚Hippalos‘, in vierzig Tagen zu dem ersten Hafen von Indien.“

Aller Wahrscheinlichkeit nach war die Entdeckung des Südwestmonsuns, die den Namen des Hippalos trägt, weniger eine persönliche Entdeckung von Hippalos als eine Nachricht, die der Seefahrer von Indiern oder Arabern erhalten hatte. Hippalos war auf seinen Fahrten im Roten Meere, die ihn bis zur Südspitze Arabiens führten, mit Kaufleuten und Seeleuten zusammengetroffen, die sich auf ihren Fahrten von und nach Indien des Wechsels der Winde bedienten. Von ihnen wurde er in das Geheimnis ihrer nautischen Kunst eingeweiht. Hippalos besaß den Weitblick, um die erworbene Erfahrung für die Allgemeinheit nutzbar zu machen, und dies trug ihm die Ehre ein, als Entdecker des Seewegs nach Indien im Zeitalter der römischen Kaiser zu gelten. Man hat Hippalos den Kolumbus des Altertums genannt, und in gewissem Sinne mit Recht. Eine neue Epoche des Seeverkehrs beginnt mit seiner Entdeckung. Aber mit vielleicht noch größerem Recht mag er als der Vorläufer des großen

¹ Hist. nat. 6, 26, 104.

portugiesischen Seefahrers angesehen werden, der 1500 Jahre später Indien wieder entdeckte. Der „Vasco da Gama“ des römischen Altertums drückt am besten den Charakter der Entdeckung des Hippalos aus.

Für die Römer bedeutete der Seeweg quer durch den Indischen Ocean ebenso sehr die Entdeckung einer neuen Welt als die That Vasco da Gamas, welcher der Seefahrt durch Umseglung des Raps der guten Hoffnung einen neuen Weg nach Indien erschloß. Ein Land, das bis dahin in einen Nebel von Fabeln gehüllt gewesen, tat sich auf einmal auf; die weit-entlegene Welt des Ostens, über die zwar seit unbordenklichen Zeiten allerlei dunkle Nachrichten in Umlauf gewesen, zu der jedoch die Verbindungswege mit unübersteiglichen Hindernissen versperrt schienen, öffnete sich auf einmal mit all ihren Schätzen und Wundern und begann die größte Anziehungskraft auf den römischen Kaufmann auszuüben. Die Leichtigkeit einer Seereise nach Indien gab ihm die Möglichkeit, Indien mit eigenen Augen zu sehen, seine Erzeugnisse kennen zu lernen und die Mittel und Wege ausfindig zu machen, um einen gewinnbringenden Warenaustausch herbeizuführen. Die Bedingungen, unter denen allein ein auswärtiger und überseeischer Handel gedeihen kann, Sicherheit und Leichtigkeit des Güterverkehrs, konnten jetzt auf eine zuverlässige Grundlage gestellt werden. Die Entdeckung des Hippalos begann einen außerordentlichen Einfluß auf die Entwicklung des indischen Handels auszuüben. Nachdem der Kaufmann sich von dem regelmäßig wiederkehrenden Wechsel der Windrichtung überzeugt hatte, fand er bald heraus, daß der Ocean trotz der mancherlei Gefahren eine Handelsstraße öffnete, die größere Sicherheit bot als Flußfahrten und Karawanenzüge. Die Aussicht auf den ungeheuern Gewinn, den die Schätze Indiens versprachen, trieb ihn auf den neu-entdeckten Weg, um aus dem Osten all die kostbaren, der Prunksucht dienenden Waren herbeizuholen, nach denen es den Sinn des Römers zu gelüsten begann.

Rom selbst gab seinem Kaufmannsstand den mächtigsten Antrieb zur Ausbeute des Seewegs nach Indien. Die einfachen Sitten und strengen Tugenden früherer Zeiten waren vor dem aufsteigenden Glanz des Kaiserreiches gewichen. Unglaubliche Prachtliebe und grenzenlose Verschwendung, Zügellosigkeit und Üppigkeit der Sitten waren an ihre Stelle getreten. Aus allen Ländern ließen sich die stolzen und reichen Römer die Gegenstände zuführen, deren sie zur Befriedigung ihrer Prunkliebe und ihres luxuriösen Lebens bedurften. Die entlegensten Teile der bekannten Welt wurden aus-

gebeutet. Kein Land aber war in der Lage, eine so beträchtliche Beisteuer zur Befriedigung der üppigen Neigungen der Römer zu bieten als Indien in der großen Mannigfaltigkeit von Edelsteinen, Wohlgerüchen, Gewürzen und feinen Stoffen. Plinius erhebt als strenger Sittenrichter ernste Klage über den römischen Kaufmannsstand, der sich des indischen Handels beflüsse, um daraus auf Kosten der übrigen Stände ungeheuern Gewinn zu ziehen. Während Plinius den Fleiß rühmt, der ehemals auf den Ackerbau verwendet worden sei, beschwert er sich darüber, daß neuerdings die Meere durch die Schiffe gleichsam besudelt würden, auf welchen die Kaufleute aus Indien alle Kostbarkeiten herbeischafften, um damit dem verschwenderischen Aufwand der Römer zu schmeicheln. Dadurch trügen sie zur Vermehrung der Sittenlosigkeit bei. Plinius stellt es als bezeichnende Tatsache hin, daß Indien jährlich nicht weniger als hundert Millionen Sesterze verschlinge, und mit einem tiefen Seufzer fügt er bei: „So teuer müssen wir für unsern eigenen Luxus und unsere Frauen zahlen.“

Die Schifffahrt wurde Tag für Tag kühner, das nautische Wissen machte schnelle und bedeutende Fortschritte. Dem römisch-indischen Seefahrer war es gelungen, dem Handel eine direkte Straße durch den Indischen Ozean nach den Hafenstädten an der Westküste Indiens zu sichern und den Reedern von Agypten und Syrien alle Gewähr zu bieten, daß die Schiffe, welche von den Kaufleuten ausgerüstet wurden, ohne außerordentliche Gefahr das Ziel ihrer Bestimmung erreichten. Die Fahrt durch den Indischen Ozean gestaltete sich so regelmäßig und sicher, daß man auf Grund der gewonnenen Erfahrungen in den Stand gesetzt wurde, innerhalb gewisser Grenzen die Zeit der Ausfahrt und Rückfahrt der Kaufahrtflotte zu bestimmen, die alljährlich nach Indien segelte. Für römische Rechnung liefen nach dem Zeugnis des Plinius 120 Schiffe nach der Westküste der Gangeshalbinsel.

Dieser glänzende Fortschritt des Seeverkehrs mit Indien spiegelt sich am deutlichsten in der indischen Reiseliteratur wider, die seit den ersten Jahrzehnten der römischen Kaiserzeit aus den Berichten der römisch-indischen Seefahrer und Kaufleute herauswuchs. Diese reiche Literatur des ersten Jahrhunderts der römischen Kaiserzeit über Indien ist der beste Gradmesser des Aufschwungs, den seit der Entdeckung des Hippalos der indische See- und Handelsverkehr genommen hatte.

Der regelmäßige Besuch Indiens durch römische Kaufleute führte zu einer wachsenden Bereicherung des römischen Wissens über die Ganges-

halbinsel. Die Kaufleute, welche sich vorübergehend an den verschiedenen Punkten der Westküste aufhielten, unterließen es nicht, ihre Erfahrungen und Beobachtungen in der Form von Berichten über die Häfen und Städte, über die Handelsstraßen und Waren des Landes, über Berge und Flüsse und über die Erzeugnisse des Bodens zu sammeln. Diese Berichte waren schon zur Zeit, da Plinius seine „Naturgeschichte“ schrieb, zu einem stattlichen Umfang angeschwollen. Und gerade er liefert, indem er die aus Indien importierten Waren und deren Verwendung zu Luxus Zwecken beschreibt, ein wertvolles Zeugnis für die römische Kenntnis von Indien.

Das händereiche Werk stellt sich die Aufgabe, in Gestalt einer Enzyklopädie das römische Wissen von der Erde zu vereinigen. Was achtzehnhundert Jahre später einer der erfolgreichsten Reisenden und berühmtesten Reisechriftsteller aller Zeiten in seinem „Kosmos“ verwirklichte, das erstrebte der römische Naturforscher und Geograph in seiner „Naturgeschichte“, indem er seine Darstellung auf den Berichten aufbaute, die ihm aus allen Teilen der Welt in Rom zuzingen. „Diese Schrift steht einzig in der ganzen alten Literatur da, sowohl durch die umfassende Vielseitigkeit ihres Inhaltes, indem sie bestimmt war, die Summe des ganzen damaligen menschlichen Wissens mit Ausnahme des philosophischen darzulegen, als durch die außerordentlich große Zahl von Nachrichten und Notizen, die uns sonst unbekannt geblieben wären.“¹ Die „Naturgeschichte“ wird immer ein großartiges Denkmal der Gelehrsamkeit ihres Verfassers und ein beherdter Ausdruck seines Eifers bleiben, die Kenntnisse seiner Zeitgenossen der Nachwelt aufzubewahren.

Die Bücher 3—6 sind der geographischen Beschreibung der Erde gewidmet. Indien fällt dabei ein bevorzugter Anteil zu — ein Zeichen für den Aufschwung des geographischen Wissens über das Wunderland. Den deutlichsten Beweis liefert der Inhalt selbst. Plinius legt darin eine ungewöhnliche Bekanntschaft mit Schriften über Indien an den Tag, von welchen die meisten nicht mehr auf uns gekommen sind. Sein Bestreben, aus allen ihm zu Gebote stehenden Quellen zu schöpfen, bezeugt in den Namen der Berge, Flüsse, Städte und Völker Indiens, die er gibt, und in den Mitteilungen über die Erzeugnisse der einzelnen indischen Königreiche und die kulturellen Zustände ihrer Einwohner einen Reichtum von indischen Reiseberichten, der sich nur erklären läßt aus dem Aufschwung

¹ Vgl. Lassen, Indische Altertumskunde III 5 10 80 92.

des römischen Handels mit Indien. Die Vertrautheit dieses emsigen Sammlers mit den Naturerzeugnissen Vorderindiens ist der beste Beweis, daß die Halbinsel schon zu seiner Zeit von zahlreichen römischen Kaufleuten besucht worden war, aus deren theils mündlichen theils schriftlichen Mittheilungen er seine Beschreibung Indiens zusammenstellte.

Die Nachrichten, deren Aufbewahrung die Nachwelt allein dem Plinius verdankt, führen uns mitten in den Betrieb jenes römisch-indischen See- und Handelsverkehrs, der zur Zeit, da das Christenthum sich auszubreiten begann, die Tore der indischen Welt an verschiedenen leicht zugänglichen Punkten weit geöffnet hatte. Der römische Schriftsteller vollendete sein Werk kurz vor seinem 79 n. Chr. erfolgten Tode. Die geographischen Mittheilungen der Kaufleute, auf die sich seine Zusammenstellung stützt, entstammen daher der Periode, die den ersten Aufschwung des römischen Handels mit Indien darstellt. Und so legt derselbe römische Schriftsteller, der Schifffahrt und Handel mit Indien als der alten, ruhmvollen Überlieferung Roms unwürdig und für die Grundlagen des Staates gefährlich verurtheilt, gleichzeitig ein unverdächtigtes Zeugnis für den Fortschritt des indischen Seeverkehrs ab. Dieses eine Zeugnis könnte genügen, um darzutun, daß die Überlieferung, welche Thomas auf dem Seewege nach Indien gelangen läßt, sich in Einklang befindet mit den seiner Zeit besonders eigenen Verhältnissen. Die Ausfahrt nach Indien war leicht geworden und wurde viel benutzt.

Aber das Zeugnis des römischen Geographen beschränkt sich nicht auf das allgemeine Bild des See- und Handelsverkehrs mit Indien. Es führt uns die indische Seereise, wie sie im Zeitalter des Apostels Thomas sich entwickelt hatte, so genau vor Augen, daß es fast ermöglicht ist, der Fahrt des Glaubensboten von Hafen zu Hafen an der Hand des Berichtes der zeitgenössischen Indiensfahrer zu folgen.

II. Die Seefahrt nach Indien.

Seit der Entdeckung des Monsuns durch Hippalos hatte sich für die Seeleute, die nach Indien fuhren, die Notwendigkeit herausgestellt, genau alle Beobachtungen während der Fahrt auf dem Ozean einzutragen und die seemannischen Erfahrungen zu einer Art „Führer durch den Indischen Ozean“ zu vereinigen. Das Vorhandensein dieser nautischen Tagebücher und Kurzbücher wird uns ausdrücklich von Ptolemäus bezeugt, indem er seine Leser gewissenhaft über die ihm bei Abfassung seiner Geographie

Indiens zu Gebote stehenden Quellen unterrichtet. Diese Quellen beschränkten sich keineswegs auf Berichte der Kaufleute über Städte und Häfen und Warenerzeugnisse Indiens. Von nicht geringerer Bedeutung waren ihm die Kursbücher und Tagebücher, die an Bord der Schiffe von Kapitänen und Steuerleuten geführt wurden, und die über alle wichtigen Beobachtungen berichteten, die dem Seefahrer von Nutzen sein konnten. So oft Ptolemäus sich ihrer bedient, unterläßt er es nicht, die Namen ihrer Verfasser anzugeben. Theophilus, Diogenes, Alexander sind die Namen „indischer Votsen“, die genaue Berichte über den Kurs im Indischen Ozean, über die Distanzen zwischen den einzelnen Landungsplätzen, über die Leichtigkeit oder Gefahr des Zugangs zu den Häfen, kurz, eine Art „Seemannsbuch“ lieferten, das in den Stand setzte, an der Hand der gewonnenen Erfahrungen der Fahrt nach Indien größere Sicherheit zu geben.

Diese wichtigen Denkmäler der römisch-indischen Schiffahrtskunde sind uns bis auf zwei alle verloren gegangen. Die eine dieser Quellen hat uns Plinius zugänglich gemacht, die andere der anonyme Verfasser des *Periplus maris Erythraei*. Da beide Verfasser jüngere Zeitgenossen des Apostels Thomas sind, so gehen die nautischen Berichte auf Seeleute zurück, die zu derselben Zeit, mit welcher des Apostels Fahrt zusammenfallen muß, die Erfahrungen ihrer Reisen nach Indien sammelten. Dadurch empfangen beide Berichte den Wert einer zeitgenössischen Illustration zu der indischen Missionsreise des Apostels.

Die kostbarste Urkunde ist jene, die uns der oben (S. 24 f) erwähnte ägyptische Indienfahrer in seiner Beschreibung der Schiffahrt und des Handels im Indischen Ozean unter dem Titel *Periplus maris Erythraei* hinterlassen hat. Mit dem Namen „Erythräisches Meer“ pflegte man in jenen Tagen die ganze Ausdehnung der hohen See von der Küste Afrikas bis zur äußersten Grenze des der alten Welt bekannten fernen Ostens zu bezeichnen. Der „*Periplus des Erythräischen Meeres*“ ist ein wirkliches Seemannsbuch, das dem Indienfahrer als Führer dienen sollte. Er gibt eine Darstellung des Seeverkehrs und des Handels, wie er unter der Regierung des Claudius und des Nero im Roten Meer und der Küste Afrikas und Arabiens entlang und von dort unter Benutzung des Monsuns durch den Indischen Ozean zu den Häfen im Norden und Süden Indiens betrieben wurde. Das Material, das den Inhalt dieses „Führers durch den Indischen Ozean“ bildet, wurde von einem Manne gesammelt, der zu Handelszwecken wiederholt die Reise nach Indien unternommen hatte. Die Urkunde

ist um so wertvoller, als sie das einzige vollständig erhaltene Denkmal jener Seemannsliteratur ist, auf welcher Plinius und Ptolemäus ihre Darstellung aufbauten.

Der Verfasser war ein griechischer Kaufmann, der sich zu Berenike am Roten Meere angesiedelt hatte. Berenike war der wichtige, am südlichsten Punkt Ägyptens gelegene Seehafen, wo die große Handelsflotte sich sammelte, die jährlich nach Indien fuhr. Von hier aus unternahm der griechische Kaufmann seine Handelsreisen, die ihn zu den Seehäfen der Ostküste Afrikas und an die Arabische Küste führten. Die Südspitze Arabiens bildete den Ausgangspunkt der Fahrt durch den Indischen Ozean nach der Gangeshalbinsel. In der Beschreibung der Handelsreisen verrät sich der Verfasser als einen Mann der Beobachtung, der es nirgendwo unterließ, genaue Erkundigungen über den Stand der Schifffahrt und des Handels zu sammeln und dieselben in seine Kursbücher einzutragen. Seine Schreibart gibt die einfache, zum Teil sehr ungelente Ausdrucksweise eines Mannes wieder, der wenig literarische Bildung besaß. Es ist der Stil eines Handelsmannes, der einer entlegenen Kolonie griechischer Landsleute angehörte, deren Dialekt durch den Umgang mit den Kaufleuten Ägyptens, Arabiens, Indiens die Sprachreinheit eingeübt hatte. Aber alle Mängel des Stils finden reichlich Ersatz in der Fülle, Mannigfaltigkeit, Genauigkeit der Mitteilungen, die der „Führer“ bietet. Der „Periplus“ zeigt sich in dieser Beziehung so überlegen, daß er es verdient, den kostbarsten Denkmälern der römischen Kaiserzeit zugerechnet zu werden. Keinem Werke schulden wir so reiche Belehrung über die entlegenen Küsten Ostafrikas und Arabiens und über deren See- und Handelsverbindungen mit den indischen Märkten, kein Denkmal erweitert so erfolgreich unser Wissen bezüglich der Bedingungen, unter denen der römische Handel in jenem Erdteil sich während des ersten Jahrhunderts entwickelte. Der Kurs der Seefahrt wird von Ägypten aus durch das Rote Meer nach der Südspitze Arabiens, und von dort nach den Häfen und Märkten Indiens mit großer Klarheit und Genauigkeit beschrieben; gleichzeitig werden wir ausgiebig unterrichtet über die geographischen Verhältnisse und die Handelsbedingungen der einzelnen Häfen. Diese Genauigkeit, die uns gestattet, die Schiffe von Station zu Station zu begleiten, und die Fülle der Einzelheiten, die uns mit den Handelsbeziehungen der Länder bekannt machen, welche angelaufen werden, bringt anschaulich das Bild einer Fahrt nach Indien im Zeitalter des Apostels Thomas vor Augen. Die Rauffahrer, die nach der Halbinsel steuerten,

fanden die ganze Meeresstraße entlang sichere Landungsplätze, und die Fürsten und Völker, mit denen die Handelsleute in Berührung kamen, standen meistens in einer Art Freundschaftsverhältnis zum römischen Reiche, dessen Macht sich bis nach dem Süden Arabiens fühlbar machte, seitdem Augustus seiner Handelspolitik die Richtung nach dem Osten gegeben.

Das ausführliche Bild einer indischen Fahrt, das der Kaufmann von Berenike im „Periplus“ mit allen Einzelheiten bietet, wird von seinem römischen Zeitgenossen Plinius in einer auszüglichen Beschreibung der Hauptstationen zusammengefaßt. Plinius gibt einleitend der Hoffnung Ausdruck, die Beschreibung der Seereise nach Indien, die er jetzt zum erstenmal einem weiteren Kreise zugänglich mache, werde das Interesse des römischen Lesers wecken.

Der römische Geograph geht von Alexandria aus. Der Hafen war nicht unmittelbar vom Roten Meere aus zugänglich. Er stand dem indischen Handel nur offen durch die Vermittlung des Landtransports von Berenike aus und durch die Flußschiffahrt auf dem Nil. Juliopolis, eine Vorstadt von Alexandria, war der Flußhafen, wo sich die Kaufleute mit ihren Waren einschifften. Vom Nordwind begünstigt, segelten sie unter Benutzung des Kanoptischen Nilarmes in zwölf Tagen nach Koptos. Diese Stadt hatte eine gemischte, vornehmlich aus Ägyptern und Arabern bestehende Bevölkerung und stand mit dem Nil durch einen Kanal in Verbindung. Hier verließen die Kaufleute ihre Boote und bedienten sich des „Schiffes der Wüste“, d. h. des Kameltransportes, um mit ihren Waren durch das ebene Land zu ziehen und nach Überschreitung des Gebirgszuges das an der Meeresküste gelegene Berenike zu erreichen. Der Marsch dauerte zwölf Tage. Er wurde in Anbetracht der Hitze meistens während der Nacht ausgeführt und hatte seine festgeregelten Halteplätze an den Quellen den Weg entlang. In Berenike fanden die Kaufleute die nach Indien segelnde Flotte vor Anker. Die Schiffe waren groß, gut gebaut und mit einer Abteilung von Bogenschützen bemannt. Um die Zeit des Hochsommers lief die Flotte aus und segelte in dreißig Tagen nach Otelis und Kane im Süden des Roten Meeres. Ersteres lag an der Straße von Bab-el-Mandeb auf der afrikanischen Seite, letzteres an der Südspitze Arabiens, dem heutigen Aden in der Lage entsprechend. Von dort nahm die Flotte den direkten Weg durch die offene See entweder nach Muziris im Süden Indiens oder nach Barake und Barugaza im Norden Indiens.

Im Monat Dezember oder im Anfang des Januar trat die Flotte die Rückfahrt nach Ägypten an.

So liefern Plinius und der Periplus das Bild einer Indiensfahrt zur Zeit, da das Christentum sich auf den Schwingen des römischen Adlers gegen Ost und West auszubreiten begann. Einer der berühmtesten römischen Schriftsteller und einer der erfahrensten römischen Indiensfahrer, beide demselben Zeitalter angehörig, geben, ohne es zu ahnen, eine authentische Erläuterung zu der indischen Missionsreise, die dem hl. Thomas zugeschrieben wird und welche ihn in drei Monaten auf dem Seewege nach dem indischen Hafen von Andrapolis gelangen läßt.

Wie erfolgreich sich das römische Wissen im Laufe des 1. Jahrhunderts erweitert hatte, brachte der Anfang des 2. Jahrhunderts am anschaulichsten zum Ausdruck, zuerst in der Geographie des Marinus von Thyruß, die bereits einen bedeutenden Fortschritt in der systematischen Bearbeitung des sich häufenden Stoffes bedeutete und viel zur Ausbildung des geographischen Wissens von Indien beitrug, dann aber vor allem in dem geographischen System, das Ptolemäus auf der Grundlage seiner Vorgänger aufbaute. In Marinus von Thyruß¹ und Ptolemäus von Alexandria haben die beiden Seeprovinzen des römischen Reiches, die den Mittelpunkt des römisch-indischen Handels bildeten, Syrien und Ägypten, das geographische Wissen verewigt, zu dessen Bereicherung ihre Seeleute und Handelsleute während des 1. Jahrhunderts durch ihre Reiseberichte am meisten beigetragen hatten. Das Werk des Marinus von Thyruß ist uns nur mehr in der Bearbeitung des Ptolemäus erhalten.

In dem größten Handelshafen des römischen Reiches, der auch zum ersten Emporium des Handels mit Indien geworden war, ansässig, unternahm sich der alexandrinische Geograph der Aufgabe, alle nur erreichbaren Berichte über Indien zu sammeln und das darin aufgespeicherte Material zu einem geschlossenen System zu verarbeiten, indem er in der Vergleichung und Anordnung der Data die Prinzipien zu Grunde legte, die schon von seinem Vorgänger Marinus von Thyruß aufgestellt worden waren². Mag auch die Bekanntschaft mit Indien, die sich darin verrät, in vielen Fällen sehr allgemein und unbestimmt bleiben, so zeigt sie doch auch wieder einen

¹ Vgl. Les voies de commerce dans la Géographie de Ptolémée. Par Vidal de la Blache, a. a. O.

² Ancient India, as described by Ptolemy. By J. W. McCrindle, Calcutta and London 1885.

solchen Schatz bestimmter Mittheilungen über Berge, Flüsse, Städte, Handelsstraßen, daß das von Ptolemäus entworfene Bild Indiens, das den gewaltigen Stoff klar und übersichtlich zusammenfaßte, die erste Autorität auf dem Gebiete des geographischen Wissens von Indien wurde. In diesem Ansehen behauptete sich die Geographie des Ptolemäus durch fünfzehn Jahrhunderte. Sie verlor erst ihre Bedeutung, als der Seeweg nach Indien ein zweites Mal wieder entdeckt und neue Bahnen der Geographie von Indien erschlossen wurden.

Ein doppelter Beweis ist also erbracht: erstens, daß bereits im Zeitalter der ersten Ausbreitung des Christentums Schifffahrt und Handel einen sichern Seeweg nach Indien geöffnet hatten; zweitens, daß eine Missionsreise nach dem fern entlegenen Indien nicht bloß leicht und ohne nennenswerte Gefahr unternommen werden konnte, sondern sich auch ganz zeitgemäß in das Bild des Fortschritts einfügt, das die römisch-indische Schifffahrt darbot.

Damit ist natürlich nur die Möglichkeit und Leichtigkeit einer Fahrt, wie sie dem Apostel zugeschrieben wird, dargetan. Aus dem Fortschritt der See- und Handelsbeziehungen zwischen dem römischen Reiche und Indien ergeben sich lediglich die äußerst günstigen Bedingungen, die das Christentum unter Claudius und Nero vorfand, als seine Glaubensboten das Wort: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker!“ zu verwirklichen begannen.

Es entsteht die Frage: Hat das Christentum bereits im apostolischen Zeitalter von dieser Leichtigkeit Gebrauch gemacht? Als Antwort darauf erscheint die legendarische Verbindung des Apostelnamens mit dem Namen eines „Königs der Inder“.

Zweite These.

Der „König der Inder“, zu dem der Apostel auf dem Seewege gelangt, ist ein parthischer Fürst, der im Nordwesten Indiens als Zeitgenosse des Thomas herrschte.

Die Thomas-Überlieferung, wie sie in den apokryphen Akten niedergelegt ist, verbindet den Apostel mit einem Fürsten, der in der syrischen Bearbeitung Gundaphar oder Gündaphar, in der griechischen Γουνδαφόρος, Γουνταφόρος, Γουνδιαφόρος, in der lateinischen Gundaforus oder Gundoforus genannt wird. Wer ist dieser König Gundaphar?

Das erste Erfordernis, das an die Glaubwürdigkeit der Überlieferung gestellt werden muß, besteht darin, daß Gundaphar¹ überhaupt als eine historische und zeitgenössische Persönlichkeit nachgewiesen wird.

Die apokryphe Fassung der Überlieferung gibt dafür anscheinend nicht den geringsten Anhaltspunkt. Sie beschreibt Gundaphar in ganz allgemeinen Ausdrücken als „König der Inder“. Wenn man sich erinnert, was alles unter der Bezeichnung „Indien“ und „Inder“ bei den Schriftstellern des Altertums zusammengefaßt wurde, so wird man begreifen, daß der Ausdruck „König der Inder“ uns vollständig im dunkeln läßt, wo das Königreich des Gundaphar zu suchen ist. Es mag darunter Arabia felix mit der gegenüberliegenden Insel Sokotra verstanden werden. Unter Südarabien ist z. B. jenes „Indien“ aller Wahrscheinlichkeit nach zu verstehen, wohin später Pantänus als „Apostel Indiens“ kam. Es kann auch gleichbedeutend mit Äthiopien sein, das unter der Bezeichnung „Indien“ mit dem hl. Frumentius als dessen Apostel verbunden wird. Auf keinen Fall braucht damit das eigentliche Indien gemeint zu sein. Die Schriftsteller der römischen Kaiserzeit bedienten sich des Wortes, um damit das ganze südöstliche Asien von Afghanistan und dem Rabultale bis nach dem unbekannten Lande der „Serer“ im fernsten Osten zu bezeichnen. Wollten wir uns demnach lediglich an den Ausdruck „Indien“ halten, dann könnten wir Gundaphar als „König der Inder“ ebenso gut an der afrikanischen oder arabischen Küste des Roten Meeres als in Afghanistan oder am Fuße des Himalaya suchen.

Nun gibt es, wie einleitend bereits bemerkt, noch eine andere Fassung der Überlieferung über den Schauplatz der Wirksamkeit des Apostels. Das christliche Altertum verbindet Thomas nicht bloß mit Indien, sondern auch mit den Parthern. Die Nachricht von einer parthischen Missionsreise des Apostels kann ein ebenso hohes Alter beanspruchen wie die Erzählung von der indischen Missionsreise.

Zwei Erklärungen sind denkbar, um die Erzählung von einer indischen Missionsreise mit der parthischen Überlieferung in Einklang zu bringen. Am nächsten liegt die Annahme einer doppelten Wirksamkeit, zuerst unter den Parthern, dann unter den Indern. In diesem Falle enthalten die Thomas-Akten nur jene Überlieferung, die über die indische Wirksamkeit

¹ Bei der Verschiedenart der Schreibweise des Namens wähle ich im Text die syrische Form Gundaphar, weil diese der ursprünglichen Form Gundapharna am nächsten kommt.

berichtet. Es wäre aber angesichts des weitgehenden Gebrauchs von dem Worte „Indien“ auch möglich, daß mit „Indien“ und „Parthien“ ein und dasselbe Missionsfeld gemeint wäre. Aber welches Missionsfeld ist alsdann darunter zu verstehen? Ist es das eigentliche Parthien oder das wirkliche Indien?

Die indische Archäologie öffnet in der historischen Realität, die sie dem „König der Inder“ Gundaphar zurückgibt, einen viel einfacheren Weg, um beide Überlieferungen historisch, chronologisch, geographisch in Einklang zu bringen, ohne Zuflucht nehmen zu müssen zu einer Deutung des Wortes „Indien“ im weiteren Sinne.

In voller Übereinstimmung mit dem christlichen Altertum, das den Apostel sowohl mit den Indern als mit den Parthern verbindet, bezeugt das indische Altertum in Gundaphar einen Fürsten, der mit ebensoviel Recht ein indischer wie ein parthischer König genannt werden kann.

Unter doppeltem Gesichtspunkt wird die Thomas-Überlieferung, soweit sie sich auf der Verbindung von Thomas und Gundaphar aufbaut, durch das Ergebnis der indischen Archäologie bestätigt: durch die Tatsache, daß im 1. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung eine parthische Herrschaft auf indischem Boden bestand; durch die Tatsache, daß der bedeutendste Vertreter dieser Herrschaft, König Gundaphar, Zeitgenosse des Apostels ist.

I. Die parthische Herrschaft im Nordwesten Indiens.

Auf die Spuren parthischen Einflusses in Indien wurde man aufmerksam, als im Nordwesten der Halbinsel die ersten Ausgrabungen innerhalb der buddhistischen Grabdenkmäler oder Topen unternommen wurden. Eine überraschend reiche Ausbeute an Münzen ergab die Durchsuchung der alten Kultusstätten¹. Die meisten Münzen verrieten auf den ersten Blick ein doppeltes Gepräge: ein griechisches und ein indisches. Bis zum Jahre 1850 war die Zahl der Münzen mit griechischer Inschrift, die im Pandschab und im Kabultale aufgefunden worden, auf mehr denn 30 000 gestiegen.

Diese Münzfunde erwiesen sich bald dem Erforscher des indischen Altertums als ein unschätzbares Hilfsmittel, um eine Periode indischer Geschichte,

¹ H. H. Wilson, *Ariana Antiqua* (1841). J. Prinsep, *Essays on Indian Antiquities*, edited and supplemented by E. Thomas (1858).

über die entweder gar keine Quellen oder nur sagenhafte Berichte vorlagen, wenigstens so weit aufzuhellen, daß die wichtigsten Dynastien und Fürsten, die in jener Zeit geherrscht, festgestellt werden konnten¹. Von einigen wenigen griechischen Fürsten abgesehen, die uns bei den griechisch-römischen Schriftstellern als Herrscher im nordwestlichen Indien genannt werden, waren alle übrigen Dynastien und Herrscher, die während vier Jahrhunderten die Herrschaft über diesen Teil Indiens ausgeübt, vollständig der geschichtlichen Erinnerung entschwunden. Die wechselvollen Ereignisse und die Einfälle der skythischen Stämme hatten mit den sich ablösenden Dynastien auch die Namen ihrer Fürsten so vollständig weggeschwemmt, als wären sie nie vorhanden gewesen. Es war daher eine große Überraschung, als auf einmal aus dem Schutt der Denkmäler lange Königsreihen auftauchten, die aus weit entlegenen Gebieten ihren Ursprung herleiteten². Allen Münzen gemeinsam war der Gebrauch der griechischen Schrift und Sprache. Auf den ältesten Münzen ist das Griechische ausschließlich in Gebrauch. Die Exemplare unterscheiden sich in ihrem allgemeinen Typus durch nichts von den Münzen der Nachfolger Alexanders d. Gr. in Kleinasien und Syrien. Aber schon nach kurzer Zeit wird in Indien der Gebrauch der griechischen Schrift und Sprache auf die eine Prägseite eingeschränkt, während auf der andern Seite indische Schrift und Sprache zur Herrschaft gelangen. Die Tatsache, daß bis ins 3. Jahrhundert n. Chr. das Griechische sich auf den Münzen in Geltung erhielt, legte Zeugnis für den Gebrauch der griechischen Sprache und Schrift im Nordwesten Indiens ab. Es ging aus der allgemeinen Verwendung hervor, daß das Griechische an den Höfen der nordwestlichen Grenzlande Indiens gebraucht und verstanden wurde.

Wenn es auch im Anfang noch nicht gelang, die doppelte Inschrift zufriedenstellend zu entziffern, so ergab sich doch so viel mit Sicherheit, daß vom 3. Jahrhundert v. Chr. an, als griechische Fürsten in den indischen Grenzlanden als Nachfolger Alexanders³ zu herrschen begannen, bis tief in die römische Kaiserzeit, als die griechische Herrschaft über Indien längst von barbarischen Nomadenstämmen gestürzt worden, griechische

¹ V. A. Smith, *Early History of India* (1904) 14.

² P. Gardner, *Catalogue of Indian Coins in the British Museum: Greek and Scythic Kings of Bactria and India* (1886).

³ A. v. Sallet, *Nachfolger Alexanders des Großen in Baktrien und Indien* (1883).

Sprache und Schrift eine gewisse Bedeutung im Nordwesten, namentlich im westlichen Pandshab und im Kabultale behaupteten.

Die Könige, die sich des Griechischen neben dem Indischen bedienten, waren nur zum kleineren Teil griechischer Abstammung. Aber ebensowenig, als aus dem Gebrauch des Griechischen die hellenische Abstammung hergeleitet werden konnte, ließ sich aus dem Gebrauch des Indischen die Zugehörigkeit der Fürsten zum indischen Volke dartun. Bei näherer Untersuchung ergab sich, daß die Münzen mit gemeinsamem Gebrauch der griechischen und indischen Schrift drei Gruppen von Königen darstellten. Jede Gruppe vertrat eine Dynastie von verschiedener Abstammung.

Der Charakter der ersten und ältesten Gruppe war klar ausgesprochen in den Fürstennamen, die dem mit hellenischer Sprache vertrauten Ohre wie alte Bekannte sofort klangen: Euthydemus, Demetrius, Eukratides, Plato, Pantaleon, Agathokles, Antimachus I., Heliofles, Antialkidas, Oxyas, Diomedes, Archebius, Apollodotus I., Apollodotus II., Philopator, Strato I., Menander, Epander, Dionysius, Zoilus, Apollophanes, Artemidorus, Antimachus II., Nikophorus, Philoxenus, Nizias, Hippostratus, Amyntas, auch eine Königin Agathokleia. Die Münzbezeichnung des βασιλέως, βασιλέως δικαίου, βασιλέως νικηφόρου, βασιλέως ἀνικτήτου, βασιλέως σωτήρος, βασιλέως δικαίου νικηφόρου, βασιλέως μεγάλου σωτήρος prägte den Charakter einer echt griechischen Herrschaft aus.

Aber ebenso unzweifelhaft trat auch der Charakter der indischen Herrschaft in der indischen Umschrift hervor. Die Bezeichnung „griechisch-indische Fürsten“ drückte am passendsten den doppelten Charakter dieser Fürstengruppe aus, die griechisch durch Abstammung, indisch durch die Herrschaft über ein Stück Indiens war. Der letzte griechische Fürst, der im Nordwesten herrschte, hieß Hermäus. Sein Name erscheint zuerst allein auf den Münzen, dann auf einmal zusammen mit dem Namen eines Fürsten von ausgesprochen skythischem Charakter. Zuletzt verschwindet der Name des Hermäus vollständig und der Name des skythischen Fürsten kommt zur ausschließlichen Geltung. Mit diesem Namen wird eine ganz neue, von der vorausgehenden vollständig verschiedene Königsreihe, diejenige der skythischen Herrscher über Indien, eröffnet¹.

Auf diese Weise liefert die Münzkunde eine deutlich lesbare Urkunde der politischen Geschichte und schildert im Umriß die Wandlungen, die sich in den nordwestlichen Grenzlanden allmählich vollzogen. Der letzte Vorposten griechischer Herrschaft im Osten weicht dem unaufhaltsamen Vordringen der skythischen Wanderstämme aus den Steppen Zentralasiens. Dieser Wechsel fällt in die Mitte des 1. Jahrhunderts n. Chr. Immer tiefer dringt die Flut der skythischen Horden ein und gewinnt Schritt für Schritt mehr Boden sowohl im Kabultale als im Pandshab. Die neuen

¹ V. Smith, Early History of India 212.

Groberer, welche auch den chinesischen Geschichtschreibern bekannt sind unter dem Namen Yue-chi, bildeten einen Bund von fünf Stämmen. Der führende Stamm waren die Kuschan. Diese begründeten die Vorherrschaft der Skythen über den ganzen Nordwesten Indiens¹.

Im Gegensatz zu den indisch-griechischen Fürsten wurden sie passend als indisch-skythische Herrscher bezeichnet: skythisch der Abstammung nach, indisch mit Bezug auf die Herrschaft, die in indischem Gebiete wurzelte. Die Dynastie der indisch-skythischen Herrscher wird in der Münzreihe eingeleitet mit Kadphises I. Sein Nachfolger Kadphises II. erweitert die Herrschaft. Den Höhepunkt ihrer Macht erreicht die indisch-skythische Dynastie unter dem nächsten Fürsten, der unter dem Namen Kanishka als der große Freund und Hort des Buddhismus in der Geschichte Ostasiens fortlebt. Ihm folgen Huvishka und Vajushka oder Vāsudeva. Mit letzterem beginnt der allmähliche Zerfall der indisch-skythischen Herrschaft. Alle diese Namen sind in einer stattlichen Reihe von Münzen bezeugt, die in dem gemeinsamen Gebrauche der griechischen und indischen Sprache und Schrift ein wertvolles Zeugnis für den Einfluß griechischer Sprache ablegen, der sich fortsetzte, nachdem längst die Herrschaft der griechischen Fürsten zu Grabe getragen worden war.

Chronologisch verhalten sich die beiden Fürstengruppen so zueinander, daß die griechisch-indische Herrschaft bis in den Anfang der christlichen Zeitrechnung hineinreicht, während von der Mitte des 1. Jahrhunderts an die skythisch-indische Herrschaft sich schnell über den ganzen Nordwesten Indiens ausdehnt und bis zum Beginn des 3. Jahrhunderts sich in voller Kraft erhält.

Auf diese Weise hatten die Münzfunde zwei bedeutende Gruppen von Fürsten, die sich in der Herrschaft über den Nordwesten Indiens abgelöst, wiederum ans Tageslicht gefördert, nachdem ihre Namen in der literarischen Überlieferung vollkommen verloren gegangen waren. Es war eine indisch-griechische und eine indisch-skythische Gruppe. Zu ihnen gesellte sich nun als Mittelglied eine dritte Gruppe, die weder griechisch noch skythisch war, obgleich sie gleich den griechisch-indischen und skythisch-indischen Fürsten sich sowohl des Griechischen wie des Indischen bediente.

Das unterscheidende Merkmal, das die Münzen jener Gruppe zu einer besondern Klasse verband, war der parthische Charakter der Fürstennamen und der Münzprägung. In Namen wie Bonones, Orthagnes, Palores, Arsakes kam das parthische Aussehen deutlich zur Erscheinung. Einige Fürsten verrieten ihren parthischen Ursprung sowohl in dem Namen als in dem ausgesprochen parthischen Porträttypus². Überdies war es leicht, ge-

¹ E. Drouin, *Chronologie et Numismatique des Rois Indo-Scythes*, Paris 1888. A. Cunningham, *Coins of the Indo-Scythians (Sakas and Kusanas)* (1892).

² P. Gardner, *Catalogue of Indian Coins* p. XLIII (43).

weise typische Gestalten von Gottheiten und besondere kunststilistische Eigentümlichkeiten wieder zu erkennen, die wir längst gelernt haben mit den Münzen des Reiches der Parther zu verbinden. Über den parthischen Charakter der Fürsten, von denen jene Münzen geprägt waren, konnte daher ebensowenig ein Zweifel bestehen wie über den griechischen Charakter der griechisch-indischen und den skythischen Charakter der skythisch-indischen Herrscher¹.

Die Münzen fanden sich in Afghanistan und Belutschistan, im Kabul-tale, im Pandschab bis nach Mathura in der Nähe von Agra. Das Gebiet, wo diese Münzfunde gemacht wurden, war echt indischer Kulturboden und stand seit Jahrhunderten unter dem Einfluß derselben Religion, Sitte, Sprache, die in Hindostan vorherrschend war. Damit war der Beweis erbracht, daß im Bereich des eigentlichen Indien Fürsten parthischen Ursprungs herrschten. Die Herrschaft trug gleich der griechisch-indischen und skythisch-indischen ein doppeltes Gepräge, das in der Bezeichnung „parthisch-indisch“ im Gegensatz zu den beiden andern Gruppen seinen vollgültigen Ausdruck fand. Die weite Ausdehnung der Fundorte wies auf eine umfangreiche Herrschaft dieser parthisch-indischen Könige hin. Auf alle Fälle erstreckte sie sich über das Kabul-tal und das westliche Pandschab und schloß Teile des östlichen Afghanistan und südöstlichen Pandschab ein. Zur Erklärung jenes tief in das indische Gebiet hineinreichenden parthischen Einflusses muß hier die Andeutung genügen, daß die Bildung parthischer Fürstentümer innerhalb Indiens enge zusammenhängt mit den Wanderungen des den Parthern verwandten Nomadenstammes der Saka nach dem nordwestlichen Indien.

Dieser Stamm², ursprünglich unabhängig und im Norden des Hindukusch ange-siedelt, war durch die Horden, welche aus den mongolischen Steppen vorbrachen, genötigt worden, den ursprünglichen Wohnsitz aufzugeben und gegen Süden zu ziehen. Die Sakas überschwemmten das heutige Afghanistan und drangen von dort in das eigentliche Indien ein. Wahrscheinlich auf mehreren Wegen ergoß sich der Strom dieser Horden in die nordwestlichen Grenzländer. Im 1. Jahrhundert v. Chr. finden wir die Saka angesiedelt sowohl in Taxila, der Hauptstadt des Pandschab, als in Mathura, der Hauptstadt eines bedeutenden Königreiches in der Umgebung des heutigen Delhi und Agra. Später aber begründeten sie eine durch mehrere Jahrhunderte dauernde Herrschaft auf der Halbinsel Gudscherat und dehnten im 2. Jahrhundert n. Chr. ihren Einfluß bis in die Nähe des heutigen Bombay aus.

¹ E. Rapson, Indian Coins (1897) 15.

² Vgl. V. Smith, Early History of India 186 200.

Von besonderer Wichtigkeit ist nun die Tatsache, daß die Ausbreitung der Herrschaft dieser Saka in engem Anschluß an die aufsteigende Macht der Parther erfolgte, die in der Dynastie der Arsakiden ein tatkräftiges und unternehmendes Herrschergegeschlecht erhalten hatte. Die Heerführer der Saka nannten sich Kshatrapa. Indem sie sich des persisch-parthischen Satrapentitels bedienten, scheinen sie wenigstens äußerlich die Oberherrlichkeit der parthischen Großkönige anerkannt zu haben. Auf alle Fälle gehören Parthava oder Pahlava (= Parther) und Saka enge zusammen.

Die parthisch-indische Münzgruppe umfaßt zwei Abteilungen: eine ältere mit den Namen Maves, Azes, Vonones, Azilises, Spalirises, Spalahores, Spalagabanes, eine jüngere mit den Namen Pafores, Arsakes, Orthagnes, Abdagases, Sanabares und als charakteristischstem Namen Gundapharna.

Anfänglich konnte über den parthischen Ursprung einzelner Namen Zweifel bestehen. Das war namentlich der Fall bei der älteren Abteilung. Aus dem Umstande, daß Fürsten wie Maves, Azes, Spalirises in enger Verbindung mit den Saka erschienen, glaubte man schließen zu müssen, daß sie nicht Parther waren, sondern dem Stamme der Saka angehörten, der zwar zeitweilig die parthische Oberherrschaft anerkannte, aber keineswegs schlechthin als Teil der Parther angesehen werden durfte. Bezüglich des parthischen Charakters der zweiten Abteilung, in welcher der Name Gundaphar erscheint, war jeder Zweifel ausgeschlossen.

Eine genauere Untersuchung des Verhältnisses, in welchem die einzelnen Gruppen zueinander standen, ergab jedoch, daß eine solche Unterscheidung nicht aufrecht erhalten werden konnte. Alle Namen zusammen stellen eine abgeschlossene Gruppe als parthisch-indische Fürsten dar, unter deren Führung und Herrschaft sich die Saka als stamverwandtes Volk über das nordwestliche Indien ausbreiteten¹.

Als der älteste unter jenen parthischen Fürsten muß Maves oder Moa angesehen werden. Er gehört dem Ende des 2. Jahrhunderts v. Chr. an. Seine Münzen finden sich ausschließlich im Pandschab. Nahe Beziehungen zu Maves hat Vonones, dessen Münzen der Gegend von Kandahar und Ghazni, dem alten Arachosien, eigentümlich sind und überdies in Seistan, dem alten Drangiana, vorkommen. Zu Vonones hinwiederum stehen in einem besondern Verhältnis Azes als Nachfolger des Maves und Spalagabanes und Spalahores als eine Art Vasallen. Azes bildet die Brücke, die zu Azilises und zu Spalirises führt.

Die Herrschaft dieser parthisch-indischen Dynastie erstreckte sich bis in den Anfang der christlichen Zeitrechnung. Sie hatte dem aufsteigenden Einfluß der parthischen Macht in Indien den Boden vorbereitet. Den Höhepunkt dieses Einflusses erreichte die parthisch-indische Herrschaft in der ersten Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr. unter den Herrschern, welche

¹ Rapson (Indian Coins 8) bemerkt: The Parthian appearance of the names of these princes is most striking. . . In support of their Parthian origin may also be adduced the fact that the same territory was, in the first century A. D., governed by an undoubtedly Parthian dynasty. . . At the same time, it is certain, that the dynasties of Maves and Vonones were intimately connected, and it is difficult to separate them so far as to call the former Saka and the latter Parthian.

die zweite Abteilung der Münzen darstellt. Namen wie Arsakes und Bakores lassen keinen Zweifel aufkommen, daß in den Fürsten dieser Abteilung parthische Könige zu suchen sind, die zeitweilig den Einfluß der Macht der Parther bis tief in den Nordwesten Indiens ausdehnten.

Damit ist die Grundlage für die Untersuchung der zweifachen Überlieferung gewonnen: der indischen, welche die Tätigkeit des Apostels Thomas nach Indien, der parthischen, welche sie nach Parthien verlegt. Die Parther begründeten auf indischem Boden eine Herrschaft, die ebensogut indisch als parthisch genannt werden konnte. Die auf den Münzen bezeugten parthischen Fürsten waren in des Wortes voller Bedeutung „König der Inder“.

Die Legende verbindet Thomas mit Gundaphar als einem „König der Inder“. Wenn sich demnach unter den Namen der parthisch-indischen Münzgruppe ein Fürst findet, der als ein und derselbe mit jenem „König der Inder“ nachgewiesen werden kann, an dessen Hof die Legende den Apostel gelangen läßt, dann entspricht dieser Fürst als „König der Inder“ der Überlieferung, welche den Wirkungskreis des Thomas nach Indien verlegt, und als parthischer König der Überlieferung, welche Parthien dem Apostel als Feld der Tätigkeit zuschreibt.

II. Gundaphar ein parthischer König der Inder und Zeitgenosse des Apostels.

Auf Grund der Münzkunde und Inschriftenkunde ist die indische Archäologie imstande, den Nachweis zu erbringen, daß es 1. unter den parthisch-indischen Fürsten einen König Gundaphar gegeben hat, und daß 2. dieser König ein Zeitgenosse des Apostels Thomas gewesen ist.

1. Der parthische König. Dieselbe Münzgruppe, welche das Vorhandensein einer parthischen Herrschaft auf indischem Boden bezeugte, lieferte den Beweis für die Existenz eines parthischen Herrschers, der denselben Namen trug, welchen die Legende dem „König der Inder“ beilegt, zu dem der Apostel Thomas kam. Um die Bedeutung des Zeugnisses der Münzkunde und Inschriftenkunde zu würdigen, muß vor allem daran erinnert werden, daß der Name Gundaphar den Denkmälern der antiken und orientalischen Literatur gänzlich unbekannt ist. Der Name, der durch 18 Jahrhunderte verloren war, erscheint in den Denkmälern der indischen Archäologie als ein echt historischer Name. Und die mit dem Namen bezeichnete Persönlichkeit, die alle Züge einer mythischen Gestalt zu haben

schien, wird aus den Ruinen des indischen Alterthums nicht bloß als eine geschichtliche, sondern als eine bedeutende Herrschergestalt zu Tage gefördert. Das erste Exemplar einer Münze, die einen dem syrischen und griechischen Namen sehr ähnlichen Fürstennamen zeigte, wurde von Masson im Jahre 1834 in Afghanistan entdeckt. Es folgten sich schnell nacheinander weitere Münzfunde, die denselben Königsnamen trugen. Die griechische Lesung des Namens lautete: *υνδοφερνης, υνδοφερρου, γονδοφαρου*; die indische Umschrift wurde gelesen: *guduphara, gundaphara, gudapharna*.

Den ersten Entdeckern der interessanten Münzreihe dieses Namens kam es nicht in den Sinn, nach einer Parallele unter den von der griechisch-römischen Literatur überlieferten indischen oder persischen Königsnamen zu suchen. Es wäre auch vergeblich gewesen. Denn selbst bis heute läßt sich bei keinem Schriftsteller der römischen Kaiserzeit und in keinem Denkmal der indischen oder persischen Literatur der Name nachweisen. Darum kann es nicht überraschen, daß weder H. H. Wilson in seinen 1841 erschienenen *Ariana Antiqua*, die mit der Geschichte der Entdeckung zugleich die ersten Entzifferungsversuche bieten, noch James Prinsep in den nach seinem Tode 1844 veröffentlichten *Historical Results deducible from recent discoveries in Afghanistan*, die bereits einen glücklichen Fortschritt auf dem Wege der Entzifferung bezeichneten, etwas zur Aufklärung des dunkeln Namens beizubringen wußte. Wer auch hätte vermuten können, daß ein Name, von dem sich nicht die geringste Spur weder bei den klassischen noch den orientalischen Schriftstellern fand, in einem dunkeln und verdächtigen Winkel der altchristlichen Literatur Unterkunft gefunden und sich dort erhalten habe!

Das Verdienst, als erster die Aufmerksamkeit auf die auffallenden Beziehungen zwischen den Münzen mit dem Namen *υνδοφέρνης* und dem Königsnamen der Thomas-Akten hingelenkt zu haben, gebührt dem französischen Gelehrten Reinaud in seinem *Mémoire géographique, historique et scientifique sur l'Inde*, das 1849 erschien. Er bemerkt: „Die Thomas-Akten, welche sowohl in griechischer wie in lateinischer Überlieferung auf uns gekommen sind, erwähnen den Namen eines Königs im Innern der Halbinsel, der Gondaphorus, *Γονδαφορος* heißt. Der Name Gondaphorus läßt sich bloß in einer ganz vereinzelter Klasse von Münzen nachweisen, und die Thomas-Akten sind das einzige Denkmal der Literatur, das des Namens Erwähnung tut. Sind wir darum nicht zu der Annahme berechtigt, daß wir es hier tatsächlich mit zeitgenössischen Beziehungen

zwischen dem Apostel Thomas und jenem auf den Münzen erwähnten Fürsten zu tun haben?"

Die Frage war kühn. Mit der Annahme, daß der auf den Münzen erscheinende König Gundaphar ein Zeitgenosse des Apostels Thomas war, eilte der französische Forscher den Ergebnissen späterer Entdeckungen voraus. Als einziges Ergebnis konnte zunächst nur die Schlußfolgerung gezogen werden, daß es in Indien wirklich einen König des Namens gegeben, den die Legende aufbewahrt hat. Welcher Dynastie und welcher Zeit er angehörte, mußte noch ermittelt werden.

Reinaud glaubte im Anschluß an die englischen Archäologen, daß es sich um einen skythisch-indischen Fürsten aus der Reihe des durch viele Münzen bezeugten mächtigen Kanerki oder Kanishka handelte. Indes schon die lautliche Form des Namens wies auf iranischen, d. h. persischen oder parthischen Ursprung hin. Die auf den Münzen überlieferte Form *ὄνδο-φέρνης* erinnerte sofort an parthische Namen wie Antaphernes, Artaphernes, Phrataphernes, Tissaphernes, Sitaphernes. War Gundaphar ein echter Parther?

Ein Blick auf das Münzbild zeigte in dem Porträt des Gundaphar einen parthischen Typus. Mit voller Gewißheit jedoch ergab sich der parthische Ursprung aus der engen Verbindung mit jener Gruppe von Herrschern, deren parthische Zugehörigkeit bereits feststand. Gundaphar war der mächtigste unter diesen parthischen Fürsten. Darüber ließ das Gepräge seiner Münzen und die Ausdehnung, in der sie gefunden werden, keinen Zweifel.

Die Münzen mit dem Namen Gundaphar zerfallen in drei Gruppen. Bei denen der ersten Gruppe erscheint der König allein ohne Verbindung mit andern Namen. Der Typus zeigt bald einen König zu Pferd, den Arm ausgebreitet oder die rechte Hand wie zum Befehl erhoben, hinter ihm die Siegesgöttin in schwebender Stellung mit Kranz und Palme, bald das Brustbild des Königs mit der Tiara der Arsakiden, während auf der Rückseite die Siegesgöttin erscheint und eine Krone darreicht. Die Umschrift bezeichnet ihn auf Griechisch als βασιλέως βασιλέων μεγάλου, βασιλέως βασιλέων αυτοκράτορος, βασιλέως σωτήρος. Inbisch lautet die Umschrift: maharajasa tradatasa, dhamikasa, apratihasa, devatratasa, maharajasa rajadirajasa. Es sind die stolzen Königstitel der Arsakiden: „König der Könige“, „Großkönig“, „Retter“, „Selbstherrscher“, der „Gerechte“, „Unüberwindliche“, „Götterbeschwärzte“.

Die zweite Gruppe zeigt Gundaphar verbunden mit dem Namen eines Fürsten Abdagases. Die Vorderansicht stellt den Fürsten zu Pferde dar mit der griechischen Umschrift: βασιλεύοντος βασιλέων Ἀβδαγάσου, die Rückseite Zeus in stehender Stellung mit dem Zepter in der rechten Hand, dazu die indische Umschrift: Gudapharabhradaputrasa maharajasa tradatasa Avadagasa. Abdagases wird demnach genannt: „Bruderjohn des Gundaphar“, „Großkönig“, „Retter“.

Die dritte Gruppe bringt Gundaphar in Verbindung mit Orthagnes. Die Münzen zeigen auf der Vorderseite das Brustbild des Königs mit der griechischen Umschrift: βασιλεὺς βασιλέων μέγας Ὀρθαγνῆς. Die Rückseite zeigt die Siegesgöttin, Kranz und Palme darbietend, und die indische Umschrift: maharajasa rajadirajasa mahatasa Gudaphara sagaba. Die Endsilbe ist verstümmelt. Cunningham vermutete in Gudaphara sagaba „Bruder des Gundaphar“. Ob diese Erklärung richtig ist, muß dahingestellt bleiben. Auf alle Fälle wird Orthagnes in nahe verwandtschaftliche Beziehung zu Gundaphar gebracht und als „Großkönig“, „König der Könige“, der „Große“ bezeichnet.

Aus dieser dreifachen Münzreihe ergibt sich als unzweifelhafte Tatsache, daß Gundaphar eine mächtige Persönlichkeit war, die dadurch, daß sie die Herrschaft mit den beiden nächsten Verwandten teilte, der Mittelpunkt einer Dynastie wurde, deren Einfluß während mehrerer Jahrzehnte entscheidende Bedeutung im Nordwesten Indiens gewann.

Die Macht und der Umfang des Einflusses, den das parthische Fürstenhaus des Gundaphar erwarb, gibt sich deutlich in der Ausdehnung der Münzfunde zu erkennen. Die Münzen dieses Fürsten fanden sich im nordöstlichen Afghanistan, im Kabulale und im westlichen und südlichen Pandschab. Die Münzen des Orthagnes kommen namentlich in Seistan und Kandahar vor, diejenigen des Abdagases im westlichen Pandschab. Alle diese Gebiete müssen demnach während eines bestimmten Zeitraumes unter dem Zepher des Königs Gundaphar und seiner beiden Verwandten gestanden und Teile eines mächtigen parthischen Reiches in den nordwestlichen Grenzländern Indiens gebildet haben.

In dem Träger des Namens Gundaphar, der in der profanen Literatur vollständig unbekannt ist, mit dem aber die christliche Literatur den Namen des Apostels Thomas verbindet, tritt uns demnach eine markante historische Persönlichkeit entgegen. Ist diese Persönlichkeit identisch mit dem Träger desselben Namens Gundaphar, der sich ausschließlich in einem Denkmal der altchristlichen Literatur findet? Die Antwort darauf ergibt sich aus dem Zeugnis der Chronologie.

2. Der Zeitgenosse des Apostels. Wenn sich der Beweis erbringen läßt, daß der Gundaphar der Münzen ein Zeitgenosse des Apostels Thomas ist, dann muß der Gundaphar, mit welchem die Legende den Apostel verbindet, und der Gundaphar, der auf den Münzen erscheint, ein und dieselbe Persönlichkeit sein. Diese Schlussfolgerung wäre unzulässig, wenn es mehrere Fürsten mit Namen Gundaphar gäbe. Das trifft nicht zu. Aus dem Zeugnis der Münzen geht als unzweifelhaft hervor,

daß es in Indien nur einen einzigen Herrscher gegeben, der den Namen Gundaphar trug. Ebenso sicher aber ist auch die Folgerung, die sich aus der altchristlichen Literatur ergibt, daß dem gesamten Altertum nur eine einzige Persönlichkeit desselben Namens bekannt ist. Es ist der „König der Inder“, mit welchem die Legende den Apostel Thomas zusammenbringt. Ist demnach der Gundaphar der Münzen ein Zeitgenosse des Apostels, so kann gegen die Identität der beiden Träger des einen Namens kein begründeter Zweifel mehr bestehen. Wann kam das Fürstenhaus des Gundaphar zur Herrschaft? Als feststehend wird heute allgemein zugegeben, daß der Beginn seiner Herrschaft nicht vor den Anfang der christlichen Zeitrechnung gesetzt werden darf. Diese Folgerung kann schon gezogen werden aus dem Verhältnis der jüngeren parthisch-indischen Gruppe zur älteren, die mit Maves beginnt. Der Gebrauch des Titels *αὐτοκράτωρ* gestattet, den Anfang der Regierung genauer zu bestimmen. Dieser Herrschertitel wurde in Nachahmung von Kaiser Augustus zuerst von dem parthischen König Phraates (8—11 n. Chr.) angenommen. Der Gebrauch des Titels schließt sich nun auf den Münzen des Gundaphar ganz der Schreibweise an, welche seit dem Jahre 8 n. Chr. auf den Münzen der parthischen Großkönige im eigentlichen Parthien erscheint¹. Daraus folgt, daß die Regierung eines Fürsten, der die bei den parthischen Großkönigen seit dem Jahre 8 eingebürgerte Schreibart des Titels *αὐτοκράτωρ* nach Indien überträgt, sicherlich nicht gleichzeitig mit Phraates im Jahre 8, sondern mindestens ein oder zwei Jahre später angesetzt werden muß. Der paläographische Charakter der griechischen Umschrift und der Gebrauch des Titels *αὐτοκράτωρ* gestatten nicht, die ältesten Münzen des Königs Gundaphar vor das Jahr 10 n. Chr. zu setzen. Ebenso wenig aber kann der Anfang seiner Regierung später als 50 n. Chr. angenommen werden. Der Beginn fällt zwischen 10 und 50 n. Chr.

Durch dieses chronologische Ergebnis war Gundaphar als Zeitgenosse des Apostels Thomas in hohem Grade wahrscheinlich gemacht. Mit dem Zeugnis der Münzfunde verband sich nun dasjenige der Inschriftenkunde, um die Regierungszeit mit annähernder Bestimmtheit festzulegen. Die Münzen selbst gaben kein festes Datum. Ein solches konnte nur gewonnen werden aus einer Inschrift, welche die Herrschaft des Königs Gundaphar mit einer bestimmten Zeitrechnung verband. Dieses Datum

¹ P. Gardner, Catalogue of Indian Coins p. xlv (44).

fand sich auf einer Steininschrift, welche von Dr. Bellew in den Ruinen des buddhistischen Klosters Takt-i-Bahi entdeckt und später dem Lahore-Museum zum Geschenk gemacht wurde¹. Die Inschrift verzeichnet die religiöse Schenkung eines Verehrers von Buddha zu Ehren seines Vaters und seiner Mutter. Leider ist der Stein zum Teil verstümmelt und die Inschrift an mehreren Stellen so unleserlich geworden, daß der Sinn des ganzen Textes nicht mehr ermittelt werden kann. Diese Verstümmelung berührt jedoch keineswegs das, was in den Augen des Archäologen den wichtigsten Bestandteil der Inschrift ausmacht, nämlich den Namen des Königs Gundaphar und das nach einer festen Ära berechnete Datum seiner Regierung. Die Inschrift, soweit sie entziffert werden kann, lautet nach der Übersetzung Sénarts²:

„Im Jahre 26 des großen Königs Guduphara, im Jahre 103 der fortlaufenden Zeitrechnung, am fünften Tage des Monats Vaisākha, zu Ehren von zu Ehren seines Vaters und zu Ehren seiner Mutter.“

Was zunächst den Namen Guduphara betrifft, so hat niemals das geringste Bedenken bestanden, den König Guduphara der Inschrift und den König *ὑνδοφέρνης* oder *ὑνδοφέρρης* oder Gudaphara der Münzen als ein und dieselbe Persönlichkeit zu erklären. Es liegt in der That nicht der geringste Grund vor, an der Identität zu zweifeln. Von diesem König Guduphara wird gesagt, daß sein 26. Regierungsjahr mit dem Jahre 103 der fortlaufenden Zeitrechnung zusammenfällt. Welche Ära ist damit gemeint? Über den Charakter der Ära, nach welcher das Regierungsjahr näher bestimmt wird, sind verschiedene Ansichten aufgestellt worden. Es erübrigt sich, auf eine Prüfung der einzelnen Deutungen und Berechnungen hier näher einzugehen. Denn wie immer die mit dem Jahre 103 bezeichnete Ära von den verschiedenen Forschern gedeutet werden mag, in einem Punkte treffen die Erklärungen des Numismatikers, des Archäologen und des Epigraphikers zusammen, daß nämlich auf Grund des hier gegebenen Datums der Anfang der Regierung des Königs Guduphara in das Jahr 20 oder 21 n. Chr. gesetzt werden muß.

Leet bemerkt:

„Bezieht man das Datum auf die genannte Ära, die B. C. 58 ihren Anfang nimmt, so trifft die Angabe auf das Jahr des Herrn 46, und zwar endgültig und

¹ Journal of the Royal Asiatic Society 1875, 379.

² Notes d'Epigraphie Indienne par E. Sénart XV (1890), 8^e série, p. 119.

ohne Anwendung von Hypothesen, und bestimmt den Beginn der Herrschaft des Guduphara auf 20 oder 21 n. Chr. Dieses Ergebnis stimmt genau nach dem, was die Numismatiker aufstellen, mit allen paläographischen und andern Anforderungen der Münzen, welche denselben König verzeichnen, sei es mit andern indischen Varianten oder bei der griechischen Wiedergabe derselben.“¹

Vincent Smith stimmt mit diesem Ergebnis überein, obgleich er eine andere Zeitberechnung vorschlägt. Er schreibt:

„Gondophares, dessen Regierungsantritt mit moralischer Sicherheit auf das Jahr 21 n. Chr. angesetzt werden kann, erfreute sich einer langen Regierung von einigen dreißig Jahren.“²

An einer andern Stelle bemerkt er:

„Alle Angaben über seine Lebenszeit zusammengefaßt, tun dar, daß er in der ersten Hälfte des 1. Jahrhunderts regiert haben muß.“³

Zu dem Ergebnis dieser Forscher bemerkt Rapson vom Standpunkt des Numismatikers aus:

„Das Resultat stimmt sehr wohl mit dem, was die Entzifferung der griechischen Legenden der Münzen ergibt, und mit andern Anhaltspunkten.“⁴

Es darf daher ohne alles Zögern die Regierungszeit des auf den Münzen und in der Inschrift bezeugten Königs Gundaphar zwischen 20 und 60 angesetzt werden. Und wir dürfen uns das Wort Fleets aneignen:

„Es bedarf keines längeren Schwankens mehr darüber, daß dieses Ergebnis das einzig haltbare und auch das richtige ist.“⁵

Damit ist der Nachweis erbracht, daß der parthische Fürst, der gemeinsam mit seinem Bruderssohn Abdagases und einem andern nahen Ver-

¹ The reference of the date to this era, commencing B. C. 58, places the record in A. D. 46 definitely and without any provisional treatment and determines the commencement of the reign of the king Guduphara in A. D. 20 or 21. This result exactly suits the palaeographic and other requirements, as determined by the numismatists, of the coins, which mention the same king by other Indian variants of his name and by Greek representations of it (Journ. of the R. As. Soc. 1905, 232).

² Gondophares, whose accession may be dated with practical certainty in 21 A. D. . . . enjoyed a long reign of some thirty years (Early History of India 203).

³ All the indications of his date taken together show, that he must have reigned in the first half of the first century A. D.

⁴ The result well agrees with evidence derived from the epigraphy of the Greek legends of the coins and with other indications (Indian Coins 15).

⁵ We need no longer hesitate about deciding that this result is the only possible one and the correct one (a. a. D.).

wandten Orthagnes über das Kabultal und das westliche Pandschab herrschte, jener mächtige Herrscher, der sich den stolzen Titel *αὐτοκράτωρ* beilegt, wie die parthischen Großkönige, ein Zeitgenosse des Apostels Thomas war. Und der „König der Inder“ Gundaphar, mit welchem die Überlieferung den Apostel verbindet, ist kein anderer als der parthische König, der als Gundapharna oder *ὕνδοφέρνης* in indischer oder griechischer Umschrift, mit der parthischen Tiara geschmückt auf den Münzen erscheint, welche vom Nordosten Afghanistans bis zum Süden des Pandschab gemeinsam mit denen des Abdagases und Orthagnes gefunden werden. Über die Identität der beiden Träger desselben Namens kann kein Zweifel mehr bestehen.

Eine wertvolle Ergänzung erhält dieser Identitätsnachweis durch die Parallele, welche auf beiden Seiten zwischen dem König Gundaphar und zwei ihm nahestehenden Verwandten vorhanden ist. Auf seiten der Thomas-Legende sind es Labbanes und Gad, auf seiten der Münzen Abdagases und Orthagnes, die mit Gundaphar sich in die Herrschaft teilen. Labbanes wird als Schwestersohn, Gad als Bruder in den Akten beschrieben, während auf den Münzen Abdagases als Brudersohn, Orthagnes vielleicht als Bruder, sicher als naher Verwandter erscheint. Die Parallele legt die Vermutung nahe, daß die Identität sich nicht auf Gundaphar beschränkt, sondern sich auf die beiden Fürsten ausdehnt, welche sowohl in der Legende als auf den Münzen enge verbunden mit dem Fürstenhaus erscheinen, dessen Haupt Gundaphar war. Denn es ist gewiß auffällig, daß die Überlieferung mit Thomas nicht bloß Gundaphar, sondern auch zwei Verwandte des letzteren verbindet, denen tatsächlich auf den parthischen Münzen zwei nahe Verwandte als Glieder derselben Dynastie gegenüberstehen.

Doch wie immer es sich damit verhalten mag, Münzkunde und Inschriftenkunde haben in dem „König der Inder“, mit dessen Namen derjenige des Apostels verbunden wird, 1. eine historische Persönlichkeit und 2. eine zeitgenössische Persönlichkeit festgestellt. Ihr Zeugnis brachte in Gundaphar einen parthischen Fürsten ans Tageslicht, der über weite Strecken indischen Gebietes im Nordwesten der Halbinsel herrschte, als der Apostel nach Indien kam.

Mit diesen Feststellungen ist der erste Schritt zur Begründung der geschichtlichen Glaubwürdigkeit der Thomas-Überlieferung geschehen. In Gundaphar ist der Beweis für den geschichtlichen Charakter der Überlieferung historisch und chronologisch auf eine feste Grundlage gestellt, historisch, insofern wir in ihm einen Herrscher kennen lernen, der einen

mächtigen Faktor in der Geschichte des nordwestlichen Indien darstellt, chronologisch, insofern seine Regierungszeit mit der ersten Ausbreitung des Christentums zusammenfällt.

In dem Namen des Fürsten feiert eine parthisch-indische Dynastie, die verschollen und vergessen war, ihre Auferstehung und gibt in den Inschriften so handgreifliche Beweise ihres wiedererweckten historischen Daseins, daß selbst der ungläubige Thomas an der faßbaren Realität ihres geschichtlichen Lebens nicht mehr zweifeln kann. Der Zeitgenosse, mit welchem die Überlieferung den Apostel verbindet, ist weder ausschließlich Parther, weil seine Herrschaft auf indischem Boden begründet ist, noch ausschließlich Inder, weil die Dynastie, der er angehört, parthischen Ursprungs ist. Er ist Indo-Parther. Und so findet die doppelte Überlieferung, welche den Apostel sowohl mit den Indern als mit den Parthern verbindet, in dem doppelten Charakter, welchen die archäologischen Funde dem Zeitgenossen des Thomas geben, die einfachste und natürlichste Erklärung.

Damit wird die Überlieferung aber auch geographisch auf eine sichere Grundlage gestellt. Die reichsten Münzfunde mit dem Bildnis parthisch-indischer Herrscher wurden im Kabultale gemacht. Dasselbe nordwestliche Gebiet, wo Peshawar, die ehemalige Hauptstadt des afghanischen Königreichs Kabul, liegt, bildete den Mittelpunkt der parthischen Herrschaft über die Grenzlande. In dieser Gegend fanden sich nicht bloß die wichtigsten numismatischen Beweise für die Existenz eines Königs Gundaphar: aus der Nähe von Peshawar stammt auch die Inschrift mit dem Namen des Fürsten und dem Datum seiner Regierungszeit. Dahin also müssen wir die Residenz jenes parthisch-indischen Fürsten verlegen, welcher der Legende zufolge seinen Kaufmann Abbanes nach der römischen Provinz Syrien entsandte, um einen Künstler zu erhalten, der ihm einen Palast baue.

Ist nun das Kabultal mit Peshawar als Mittelpunkt der Hauptsitz der Macht des Gundaphar gewesen, dann folgt daraus, daß dieselbe Überlieferung, die den Apostel historisch und chronologisch mit jenem Fürsten verbindet, ihn auch geographisch mit dem Gebietsteile Indiens verknüpft, über welchen der parthische König herrschte. Ziel der von Thomas in Begleitung des Kaufmanns Abbanes unternommenen Missionsreise war also das Kabultal.

Das führt zur Frage: Wie konnte der Apostel Thomas auf dem Seewege das nordwestliche Indien erreichen? Mit andern Worten: Welche Häfen standen dem römischen Seeverkehr an der Westküste offen?

Dritte These.

Aus dem Aufschwung des römischen Seeverkehrs entwickelten sich besondere Handelsbeziehungen sowohl zu den südindischen als zu den nordindischen Seehäfen und durch deren Vermittlung zu den Pändhafürsten im Süden und zu den Partherfürsten im Norden.

Die Legende erzählt, daß Thomas, um in Begleitung des Kaufmanns zu König Gundaphar zu gelangen, zuerst in einer Hafenstadt landete, welche in dem syrischen Text Sandaruk oder Sanadruk, in dem griechischen Text Andrapolis heißt. Von dieser Seestadt aus trat er auf dem Landwege die Weiterreise an den Hof des parthischen Fürsten an.

Die Missionsreise des Apostels Thomas in das von König Gundaphar beherrschte indische Reich setzt demnach besondere Beziehungen des römischen Handels zum Nordwesten Indiens voraus, und zwar zu jenen Häfen, welche durch bedeutende Handelsstraßen den Zugang zum Rabultale und zum Reiche der Parther eröffneten. Daraus ergibt sich die Frage: Welche Häfen im Norden Indiens erschlossen dem römischen Handel eine leicht zugängliche Verbindung mit dem Rabultale? An und für sich könnte es genügen, einen solchen Hafen nachzuweisen, um die Glaubwürdigkeit der Überlieferung darzutun, die den Apostel auf dem Seewege mit einem Parther in Verbindung bringt. Allein darauf kann sich der Nachweis nicht beschränken.

Der römische Handel unterhielt Beziehungen sowohl mit dem Süden als mit dem Norden. Wie nahe die Beziehungen zum Süden waren, geht aus der Vertrautheit der römischen Geographen mit den dort regierenden Pändhafürsten hervor. Überdies aber ist gerade im Süden Indiens seit uralter Zeit eine Kirche nachweisbar, die in Abhängigkeit von Syrien stand.

Und doch, obschon das römische Reich seit Augustus einen ausgedehnten Handel mit dem Süden Indiens unterhielt und eine alte Überlieferung die noch heute bestehende syrische Kirche an der südlichen Küste durch den Apostel Thomas gegründet sein läßt, so ist gleichwohl der „König der Inder“, mit welchem der Apostel in der Legende verbunden wird, nicht unter den Pändhafürsten Südindiens, welche den römischen Schriftstellern bekannt sind, sondern unter den Parthern Nordindiens, von denen sie uns keine Namen aufbewahrt haben, zu suchen. Es ist ein verlorener und ver-

geffener Winkel der nordwestlichen Grenzlande, in dem die Archäologie den verlorenen und vergessenen Königsnamen wiederentdeckte.

Wie kam es nun aber, daß der Apostel Thomas nicht mit dem Süden, sondern mit dem Norden, nicht mit einem Hindu, sondern mit einem Parther in Verbindung gebracht wird? Welcher Anlaß lag vor, gerade das nordwestliche, unter parthischer Herrschaft stehende Indien zum Schauplatz der Tätigkeit zu machen? Die Klarstellung dieser Frage verlangt eine Untersuchung der Beziehungen des römischen Handelsverkehrs sowohl zum Süden als zum Norden.

Die Häfen Indiens, zu denen Rom in Beziehung trat, bilden eine südliche und eine nördliche Sphäre des Handels. Aus der Eigenart der beiden Sphären erklärt es sich, warum der Norden und nicht der Süden Indiens der erste Schauplatz des Christentums wurde.

I. Der römische Handel mit Südindien.

Aus der Beschreibung des Plinius ergibt sich, daß der Süden Indiens eine besondere Anziehungskraft auf den römischen Händler ausübte. Seit Kaiser Augustus wurden die südlichen Häfen der Malabarküste entlang bis nach Kap Komorin ein Hauptziel der Seefahrer. Der Grund ist einleuchtend. Im Süden öffneten sich die beiden Quellen, welche die kostbarste Beisteuer zur Befriedigung der üppigen Neigungen des kaiserlichen Rom lieferten. Indien war im Altertum das einzige Land, welches den wertvollsten Edelstein, den Diamant, beschaffte. Plinius beschreibt die Diamanten als das kostbarste unter allen irdischen Dingen. Das Zeugnis des ägyptischen Kaufmanns und des römischen Geographen wird bestätigt durch die Zolllisten des römischen Gesetzes aus dem Jahre 176 und 180, die es außer Zweifel stellen, daß die Diamanten aus Indien nach dem römischen Reiche gebracht wurden¹. Kaum geringeren Wert aber hatte in den Augen des prunkliebenden Rom der Beryll. Der einzige Fundort des Berylls lag im Süden Indiens, und zwar im Distrikt von Coimbatore. Die genaue Bekanntschaft, welche Plinius mit den verschiedenen Bearbeitungen dieses Edelsteines in den Händen der Inder verrät, macht es gewiß, daß der Beryll einen bedeutenden Handelsartikel zwischen Indien und dem römischen Reiche bildete. Dazu kam noch die Perlfischerei an der Südspitze Indiens.

¹ Sassen, Indische Altertumskunde III¹ 18.

Aus der Sittengeschichte Roms ist bekannt, welch unglaublich verschwenderischen Gebrauch die Prachtliebe der Römer und Römerinnen von den indischen Perlen machte. Durch diese Wertschätzung der Perlen erklärt es sich, warum bereits unter Kaiser Augustus Handelsbeziehungen mit den beiden Königreichen angeknüpft wurden, in deren Gebiet die ergiebigsten Perlausterbänke lagen. Es ist gewiß, daß die zwei bedeutendsten Königreiche im Süden, das der Pändya und das der Chera, einen gewinnbringenden Handel mit Rom bereits unter den ersten Kaisern unterhielten¹. Das Hauptemporium des Perlhandels war dem römischen Geographen bekannt unter dem Namen Korkai oder Koldhoi. Der Platz ist heute ein unbedeutendes vom Meere entferntes Dorf. Aber zur Zeit, da der König der Pändya eine Gesandtschaft an Kaiser Augustus schickte, war es eine große, am Meere gelegene Stadt, deren Hafen von den römischen Schiffen mit Vorliebe aufgesucht wurde.

Das Zeugnis des römischen Geographen empfängt eine glänzende Bestätigung durch das Zeugnis der indischen Altertumskunde. An keinem Punkte Indiens sind so reiche Funde römischer Goldmünzen gemacht worden wie im Süden². Römisches Gold der ersten Kaiser ist in solcher Fülle ausgegraben worden, daß die Vermutung nahegelegt worden ist, der kaiserliche Golddenar habe geradezu die Rolle der vorherrschenden Goldmünze für Südbindien angenommen.

Zahlreiche Beispiele solcher Funde lassen sich anführen. Einen Topf voll römischer Goldmünzen fand man im Jahre 1800 in der Nähe von Madura. Im nächsten Jahre machte man einen ähnlichen Fund im Coimbatore-Distrikt. Nach einem heftigen Regen während des Monsuns wurde 1842 ein Gefäß mit 522 Goldmünzen des Augustus und Tiberius in derselben Gegend freigelegt. Auf einen umfangreichen Schatz von römischen Gold- und Silbermünzen war man zwei Jahre früher in der Umgebung von Scholapur gestoßen. Nur kurz seien einige Funde erwähnt, die in folgender Weise beschrieben werden: 1. „eine große Menge in einem Topf“, 2. „etwa 500 in einem irdenen Gefäß“, 3. „ein Fund von 163 Münzen“, 4. „einige Tausend“. Der glänzendste Fund ist jedoch zweifellos jener, der in der Nähe von Cranganore an der Malabarküste 1851 gemacht wurde. Es waren fünf „Kuliladungen“ von Goldmünzen. Die meisten Münzen stammten aus der Zeit des Tiberius und Nero, also aus jener Periode, in welche die Missionsreise des Apostels Thomas fallen muß. Viele andere, zum Teil bedeutende Gold- und Silberfunde sind außer den erwähnten in Südbindien gemacht worden, während unzählige kleinere und größere Funde in Privatsammlungen übergegangen sind, ohne daß die

¹ Smith, Early History of India 336 337.

² Sewell, Roman Coins in India, im Journal of the R. As. Soc. 1904, 591 ff.

wissenschaftlichen Kreise Kenntnis von der Entdeckung erhielten¹. Von vielen andern Funden mögen sich Notizen in dieser oder jener Zeitschrift finden, deren Kenntnis auch dem eifrigsten Sammler entslüpfen konnte.

Was jetzt an römischen Münzfunden bekannt ist, stellt daher nur einen kleinen Bruchteil des bald hier bald dort aufgedeckten Goldstromes dar, der zum Leidwesen des Plinius aus Rom nach Indien flutete. Aber was uns zugänglich geworden, genügt, um die Lebhaftigkeit der Handelsbeziehungen zu beleuchten, die zwischen dem Süden Indiens und dem römischen Reiche bestanden. Sie erklären die Tatsache, daß die Häfen dieses Teiles der Halbinsel dem römischen Geographen so gut bekannt waren.

Der bedeutendste Hafen war Muziris an der Malabarküste. Der ägyptische Kaufmann spricht im „Periplus“ von Muziris als einer Stadt von außerordentlichem Wohlstand². Einen Beweis für die Bedeutung, welche der Hafen für den römischen Handel gewonnen hatte, liefert die tabula Peutingeriana durch die Tatsache, daß sie bei Muziris einen dem Augustus geweihten Tempel verzeichnet³. Die tabula Peutingeriana stellt bekanntlich eine altrömische Straßenkarte der antiken Welt von Spanien bis Indien dar. Die Karte ist nur in einer einzigen Abschrift erhalten und entstand wahrscheinlich im 4. Jahrhundert in Rom als Nachbildung einer in Fresko ausgeführten Wandkarte, die einen römischen Palast schmückte. Jene Originalwandkarte wird dem 2. Jahrhundert zugeschrieben. Die Tatsache, daß das Vorhandensein eines römischen Tempels ausdrücklich auf einer altrömischen Wandkarte des 2. Jahrhunderts verzeichnet wird, setzt eine Kolonie römischer Kaufleute voraus, die sich in der blühenden Hafen- und Handelsstadt an der Malabarküste niedergelassen hatten, um Handel zu treiben. Ptolemäus hebt hervor, daß er seine Mitteilungen zum Teil von Kaufleuten erhielt, die lange Zeit in Indien gelebt. Daß Muziris eine große Anziehungskraft auf die römischen Kaufleute ausübte, wird aber bereits für das Zeitalter des Apostels Thomas ausdrücklich vom zeitgenössischen Verfasser des „Periplus“ bezeugt, und weiterhin durch die Tatsache bestätigt, daß der größte Fund an römischen Goldmünzen, der je in Indien gemacht worden ist, gerade aus der Nähe dieser Stadt kommt,

¹ Sewell, Roman Coins in India a. a. O. 592.

² Periplus n. 54.

³ R. Miller, Weltkarte des Castorius, genannt Die Peutingerische Tafel, Ravensburg 1888, Segmentum XII 5. Vgl. Sewell a. a. O. 601.

die einen Tempel des Augustus besaß, und daß die dort gefundenen Münzen die Prägung der ersten Kaiser tragen.

Der Hafen von Muziris öffnete den Kaufleuten die Handelsstraße in das Innere, nach Madura. Als Hauptstadt des Reiches der Pändya war diese Stadt bereits Plinius bekannt. Nicht weit davon lagen die berühmten Fundgruben des Berylls. Es kann daher nicht überraschen, daß eine Stadt, aus deren Umgebung die kostbarsten Handelsartikel, Diamant, Beryll, Perlen, nach Rom wanderten, schon frühzeitig eine römische Niederlassung besaß. Einen besondern Beleg dafür bietet das römische Kupfergeld, das in der Hauptstadt der Pändya gefunden worden ist. Die Tatsache, daß römisches Kupfergeld in einer und derselben Stadt und an vielen Stellen massenhaft ausgegraben wurde, legt die Schlußfolgerung nahe, daß die römische Kleinmünze für die kleineren Haushaltsbedürfnisse unter den in Madura ansässigen römischen Kaufleuten im täglichen Gebrauch gewesen. Römisches Kupfergeld konnte aber in einer indischen Stadt nur dann eine so ausgedehnte Zirkulation erhalten, wenn eine größere Kolonie römischer Residenten vorhanden war, unter denen das römische Kleingeld für die täglichen Bedürfnisse in Umlauf gesetzt werden konnte.

Mächtige Einflüsse trugen zur frühzeitigen Bildung einer Fremdenniederlassung bei. Madura erfreute sich eines außerordentlichen Wohlstandes. Der Handel fand Aufmunterung und Unterstützung bei den indischen Herren, denen römisches Gold willkommen war. Die Nähe der Edelsteingruben und Perlschäufelbänke stellte einen großen Gewinn in Aussicht. Das Leben war überdies angenehm. Alle diese Umstände wirkten zusammen, daß römische Kaufleute schon seit den ersten Jahrzehnten des Kaiserreiches zu längerem Aufenthalt in Madura sich niederließen. Gerade der Süden Indiens bringt in den außerordentlich reichen Münzfunden die Tatsache vor Augen, daß bereits unter den ersten Kaisern römischer Handel in Gestalt von Handelsfaktoreien und Fremdenniederlassungen daselbst festen Boden gewonnen hatte.

Die Folgerungen, die sich aus dieser Tatsache ergeben, liegen auf der Hand.

1. Die Missionsreise eines syrischen Glaubensboten nach dem Süden Indiens war ein ebenso leichtes Unternehmen als die Handelsreise eines ägyptischen oder syrischen Kaufmanns, der unter römischer Flagge nach einer der vielbesuchten Hafen- und Handelsstädte Südbindiens segelte. Ein Apostel Christi, von dem Verlangen getragen, den Auftrag seines Meisters

zu verwirklichen, konnte durch die Umstände, welche eine Reise nach Indien begünstigten, ermutigt werden, dasselbe Land aufzusuchen, nach dessen Küste laut der Angabe seines römischen Zeitgenossen Plinius damals alljährlich 120 Schiffe segelten.

2. Der Begründung einer christlichen Niederlassung in einer Stadt wie Muziris oder Madura stand kein größeres Hindernis entgegen als der Begründung einer römischen Fremdenkolonie mit römischem Tempel. Im Gegenteil, die bereits vorausgehende Bildung einer meistens aus syrischen und ägyptischen Kaufleuten bestehenden Handelsniederlassung hatte der Bildung einer christlichen Gemeinde den Boden vorbereitet. In dem Augenblick, da der Glaubensbote seinen Fuß auf den Boden Südindiens setzte, fand er in einer Handelsniederlassung von Kaufleuten desselben römischen Reiches, dem er angehörte, eine Basis, die als Ausgangspunkt der apostolischen Wirksamkeit dienen konnte.

Und so würde es mir, gestützt auf die Tatsache, daß eine Missionsreise des Apostels Thomas nach Südindien durchaus im Einklang mit den engen Beziehungen des römischen Reiches zu den Haupthäfen und Hauptmärkten des Südens steht, eine außerordentliche Genugtuung bereiten, aus jener Möglichkeit einen Beweis für die Tatsächlichkeit der Überlieferung herleiten zu dürfen, die bis auf den heutigen Tag die Wirksamkeit des Apostels in den Süden Indiens verlegt.

Aus alter Zeit haben sich christliche Gemeinden im Süden Indiens, und zwar an jenen Punkten erhalten, welche nachweislich ein bevorzugtes Ziel des römischen See- und Handelsverkehrs bildeten. Diese syrisch-malabarischen Gemeinden bestehen als Kirche der Thomaschristen fort¹. Wer je mit Angehörigen des syrisch-malabarischen Ritus zusammengekommen ist, weiß, wie die Überlieferung, daß ihre Kirche auf den Apostel Thomas zurückgeht, bei ihnen in Fleisch und Blut übergegangen ist. Der Glaube an das Apostolat im Süden Indiens hat in dem Hüter des Heiligtums von Mailapur

¹ Indian Antiquary III 308, IV 153. — Über den Wert der Überlieferung äußert sich Sir Henry Yule: The tradition of Thomas's preaching in India is very old, so old that it probably is, in its simple form, true. . . . So dispassionate a scholar as Professor H. H. Wilson speaks of the preaching and martyrdom of St. Thomas in S. India „as occurrences very far from invalidated by any arguments yet adduced against the truth of the tradition“. Vgl. Marco Polo, ed. by Henry Yule and revised by Henry Cordier in the light of recent discoveries II (3rd ed., London 1903) 356 377 ff.

einen warmen Verteidiger und begeisterten Herold gefunden¹. Wenngleich nun der Ursprung dieser südindischen Pflanzstätten des Christentums in tiefes Dunkel gehüllt ist, so steht doch die Tatsache unumstößlich fest, daß ihre ältesten Gemeinden auf demselben Boden zu suchen sind, auf dem sich die ersten Fremdenniederlassungen unter dem Einfluß des aufsteigenden römisch-indischen Handels gebildet hatten. Sieben Kirchen werden namhaft gemacht. Die Namen sind zweifellos uralt. Einer der ältesten Namen ist derjenige der jetzt ausgestorbenen Kirche von Cranganore. Cranganore aber ist identisch mit der alten Hafenstadt Muziris², wo jene römische Handelsniederlassung mit einem Tempel des Augustus bestand. Dieser Hafen war das erste Ziel der quer durch den Indischen Ozean nach dem Süden steuernden römischen Rauffahrteischiffe, mochten diese von syrischen oder ägyptischen Handelshäusern ausgerüstet sein. Es liegt daher guter Grund vor, die älteste syrische Kirche im Süden Indiens mit der frühen Entwicklung des römischen Handels an diesem Punkte der Halbinsel in Verbindung zu bringen.

Alle Vorbedingungen waren demnach gegeben, daß im Süden der hl. Thomas Indiens erster Apostel werden konnte. Auf dem etwa vierzig Jahre vorher entdeckten Seewege war der Hafen von Muziris den römischen Seeprovinzen so nahe gerückt, daß im Zeitalter des Apostels eine Reise nach Indien tatsächlich eine geringere Dauer in Anspruch nahm als fünfzehnhundert Jahre später, da der zweite Apostel Indiens, der hl. Franz Xaver auf dem von Vasco da Gama entdeckten längeren Seeweg jenes Goa erreichte, das für die portugiesischen Indiensfahrer die Bedeutung gewonnen, die Muziris für die römischen Indiensfahrer einst besessen hatte. Und doch, es ist nicht der Süden Indiens, mit dem die älteste Überlieferung den Apostel in Verbindung bringt, sondern der Norden.

Gegenüber den nachweislich uralten historischen Beziehungen, die den Handel des römischen Reiches sowohl als die Kirche Syriens mit dem Süden in Verbindung bringen, scheint die Verbindung mit dem Norden, der keine Spur einer christlichen, von Syrien abhängigen Gemeinde aufbewahrt und die Beziehung zu einem Partherfürsten, dessen Name in der römischen Literatur ebenso unbekannt ist wie ein römischer See- und Handels-

¹ Medlycott, *India and the Apostle Thomas*, London 1905.

² Sewell, *Roman Coins in India*, im *Journal of the Royal Asiatic Society* 1904, 601.

verkehr mit seinem Reich, der Überlieferung, welche in den Thomas-Akten sich fortpflanzt, den Stempel der Unglaubwürdigkeit aufzudrücken.

Es sind daher zunächst die Beziehungen des römischen Reiches zum Norden Indiens im Zusammenhang mit der Thomas-Legende zu untersuchen. Daraus ergibt sich die weitere Frage: Welche besondern Umstände lenkten den römischen Handel nach den nordischen Häfen und durch deren Vermittlung nach dem Rabultale?

II. Der römische Handel mit Nordindien.

Das im „Periplus“ und bei Ptolemäus aufbewahrte Zeugnis nennt drei Häfen im Norden Indiens, welche in enger Beziehung zum römischen Handel standen. Die drei Häfen, die genannt und beschrieben werden, sind: Kalyāna in der Nähe des heutigen Bombay; Barugaza, das moderne Broach an der Mündung der Armada, Barbarikon oder Barbarike im Mündungsgebiet des Indus, ungefähr dem heutigen Kurachi entsprechend. Ein jeder dieser Hafenplätze wurde von den römischen Kauffahrteischiffen besucht. Führt die Missionsreise nach dem Norden, so stand dem Apostel Thomas die Möglichkeit offen, mit seinem Schiffe eine der drei genannten Hafenstädte zu erreichen.

Am nächsten läge es nun, an Kalyāna als Landungsplatz zu denken. Wer heute von Bombay nach Puna fährt, erreicht nach dreiviertelstündiger Eisenbahnfahrt die Station Kalyān am Fuße der Ghats. Bis zu diesem Punkte war einst der Uhas, welcher heute bei Thana in die Bucht von Bombay mündet, vom Meere aus schiffbar. Hier lag die alte, den römischen Geographen bekannte Hafenstadt Kalyāna, deren Name im heutigen Kalyān fortlebt¹. In nächster Nähe der Stelle, wo heute die schweren Lokomotiven angekoppelt werden, um den Aufstieg zu den Ghats zu überwinden, warfen die römischen Handelsschiffe Anker zur Zeit, als Thomas seine Fahrt nach Indien antrat. Die ganze Umgebung von Kalyān und dem heutigen Bombay hat schon frühe eine besondere Anziehungskraft auf die Kaufleute ausgeübt, die aus den Seeprovinzen des römischen Reiches nach Indien gelangten. Inschriften², die in der Nähe gefunden wurden, erwähnen wiederholt den Namen Yavana, mit dem ursprünglich von den Indern die Griechen und später alle Ankömmlinge aus dem Westen, Griechen, Syrer, Römer,

¹ Der Periplus (n. 52) schreibt Kalliena.

² Archaeological Survey of Western India, Bd IV: Junnar inscription n. 5, p. 93; n. 16, p. 95.

bezeichnet wurden. Es muß hier eine ziemlich bedeutende Kolonie dieser Yavana, d. h. der Kaufleute aus dem Westen, angesiedelt gewesen sein. An und für sich bot daher die leicht zugängliche und von den römischen Kaufleuten viel besuchte Hafenstadt einem Glaubensboten des apostolischen Zeitalters alle Vorteile eines Ausgangspunktes der Missionstätigkeit.

Trotzdem kann Kalhāna als Landungsstelle für den Apostel Thomas nicht in Betracht kommen, so günstig seine Lage auch war. Die Hafenstadt, wo Thomas landete, eröffnete den Weg in das parthische Königreich der nordwestlichen Grenzlande. Dies trifft für Kalhāna nicht zu. Als Hafen- und Handelsstadt bildete es den Schlüssel für den Binnenhandel nicht mit dem Norden, sondern mit dem Süden. Die Beziehung zum Dehkan wird ausdrücklich vom Verfasser des „Periplus“ hervorgehoben. Von Kalhāna aus eröffnete sich dem Apostel eine ausgezeichnete Handelsstraße, die das nördliche Indien mit den bedeutendsten Märkten des südlichen Indien verband. Hätte die Missionsreise den hl. Thomas in die Hauptstadt eines Königs im Dehkan geführt, so hätte er keinen bequemerer Ausgangspunkt für die Fortsetzung der Fahrt finden können. Aber das Wirkungsfeld für ihn lag gerade in der entgegengesetzten Richtung, nämlich hoch im Norden. Für eine Missionsreise an den Hof eines parthischen Fürsten im Kabul-tale kommen nur die beiden nördlicher gelegenen Hafenstädte Barbarikon und Barugaza in Betracht.

Der ägyptische Kaufmann, dem wir so wertvolle Nachrichten über den Seeverkehr mit Indien verdanken, beschreibt eingehend das Indusdelta, in dessen Bereich der Hafen von Barbarikon gelegen war¹.

„Dann folgt die Seeküste von Skythia. Diese Gegend erstreckt sich nach Norden. Die Küste ist tiefliegend und flach und nimmt die Mündungen des Sinthos auf, des größten aller Ströme, die in das Erythräische Meer sich ergießen. Dieser Fluß sendet in der That eine solche Menge Wasser in den Ozean, daß man seine Nähe an der weißlichen Farbe erkennen kann, welche die Meeresfläche zeigt, während man noch eine gute Strecke von der Küste entfernt ist. Der Strom hat sieben Mündungen. Dieselben sind seicht und unschiffbar mit Ausnahme des mittleren Armes, an welchem der Seehafen Barbarikon gelegen ist. Vor der Stadt, die jenen Namen trägt, breitet sich ein kleines Eiland aus, dahinter befindet sich im Innern die Stadt Minnagar. Das ist die Hauptstadt von Skythia; sie wird von parthischen Fürsten beherrscht, die beständig im Kampfe miteinander liegen und sich gegenseitig vertreiben. Die Schiffe gehen im Hafen von Barbarikon vor Anker. Aber alle Waren werden stromaufwärts zu dem König gebracht, der in der Hauptstadt residirt.“

¹ Periplus n. 38.

Aus dieser Beschreibung des „Periplus“ ergibt sich folgendes: 1. Barbarikon war ein Seehafen, der im Zeitalter des Apostels von römischen Schiffen angelaufen wurde. 2. Die Schifffahrt auf dem Indus verband den Seehafen mit dem Innern, und zwar mit einer Stadt, welche die Residenz parthischer Fürsten war. 3. Die römischen Einfuhrartikel wurden auf dem Indus nach jener Stadt befördert.

Der Bericht des Zeitgenossen bestätigt demnach die Tatsache, daß im Nordwesten Indiens, und zwar im Indusgebiet, parthische Fürsten herrschten und daß der römische See- und Handelsverkehr zu jenen Fürsten in Beziehung stand. Damit wird die Voraussetzung, auf welche sich die Erzählung der Thomas-Legende stützt, historisch fest begründet.

Die Überlieferung läßt Thomas zu einem parthischen Fürsten durch Vermittlung eines Kaufmanns auf dem Seewege gelangen. In dem Bericht des ägyptischen Kaufmanns, den der „Periplus“ aufbewahrt, ist für die Richtigkeit der hierbei obwaltenden Voraussetzung der Beweis gegeben. Ganz unabhängig von der christlichen Überlieferung gibt er Kunde von der Tatsache, daß der römische Handel mit parthischen Fürsten im Norden Indiens in Verbindung stand. Wenn also die Legende den Apostel an den Hof eines parthischen Fürsten gelangen läßt, der über indisches Gebiet herrscht, so findet sie sich in vollem Einklang mit dem Zeugnis der römischen Geographen. Durch den römischen Handel mit einem unter parthischer Herrschaft stehenden Gebiet im Nordwesten Indiens war der Weg geöffnet, auf dem der Glaubensbote ebensogut in die entlegensten Grenzlande im Norden als zu dem äußersten Punkte im Süden gelangen konnte.

Nun wird die Hauptstadt der parthischen Fürsten, die über Skythien herrschten, und wohin die Handelsgüter auf dem Flusse transportiert wurden, Minnagara genannt. Auf den ersten Blick könnte es scheinen, als sei mit Minnagara die Hauptstadt des parthischen Großkönigs Gundaphar gemeint, dessen Herrschaft über das nordwestliche Indien in jene Zeit fällt, über welche der ägyptische Kaufmann berichtet. In diesem Falle wäre durch die Tatsache, daß der römische Seeverkehr bis nach Barbarikon reichte, von wo aus der Handelsverkehr auf dem Flußwege bis zur Hauptstadt vordrang, der vollgültige Beweis für die historischen Beziehungen gegeben, auf denen die Verbindung der beiden Namen Gundaphar und Thomas beruht.

Diese Annahme trifft jedoch nicht zu. Minnagara war allerdings die Residenz eines Parthers, aber eines jener kleineren parthischen Fürsten, die

in einer Art von Vasallenverhältnis zu dem parthisch-indischen Oberherrn standen. Das Zentrum der parthischen Herrschaft war Purushapura im Kabultale. Zu dieser Hauptstadt öffnete Barbarikon von der Mündung des Indus ebenfalls den Weg. Kaufleute, welche das im Deltagebiet des Indus gelegene Minnagara erreicht, konnten von dort aus ihre Reise dem Strom entlang bis in das Kabultal fortsetzen und zu dem Hauptsitz der parthisch-indischen Herrschaft gelangen. Insofern also entspricht Barbarikon der Überlieferung, welche Thomas in einem Hafen landen läßt, von dem aus das Reich des parthisch-indischen Königs Gundaphar auf dem Landwege leicht erreichbar war.

Aber obschon dieser am Indus gelegene Hafen eine nicht zu unterschätzende Bedeutung für den römischen Handel hatte, so tritt dieselbe doch ganz vor derjenigen zurück, welche Barugaza an der Mündung der Narmada genöß. Kein Name wird von den römischen Geographen in Verbindung mit dem indischen Handel so häufig erwähnt als die berühmte Handelsstadt von Gudscherat. Die hohe Bedeutung für den römischen Kaufmann geht deutlich aus der Art und Weise hervor, in welcher der Zeitgenosse des Thomas im „Periplus“ von der Verbindung Barugazas mit den Durchgangshäfen des römischen Seeverkehrs an der arabischen und persischen Küste spricht.

Der „Periplus“¹ beschäftigt sich eingehend mit Barugaza. Von Interesse ist dabei die ausführliche Beschreibung der Einfahrt in den Hafen. Es scheint nämlich, daß sich der Annäherung an die Küste bedeutende Hindernisse entgegenstellten infolge der gefährlichen Strömungen. Ganz besondere Gefahren bot die Mündung der Narmada, an deren Ufer Barugaza lag, wegen der heftigen Brandung des Meeres an dem Vorgebirge, das passiert werden mußte, um den Ankerplatz zu erreichen. Der „Periplus“ hebt hervor, daß von seiten des in Barugaza residierenden Fürsten Vorkehrungen getroffen waren, um die römischen Kauffahrteifahrer vor diesen Gefahren zu schützen. Lotsen waren beauftragt, die Schiffe zuerst durch die seichten Stellen in der Flußmündung und dann dem Ufer entlang von Station zu Station sicher zu geleiten und mit eintretender Flut in den Hafen zu bringen. Anschaulich werden diese Einzelheiten von dem Zeitgenossen des Apostels beschrieben, wie von einem Seefahrer, der Selbsterlebtes mitteilt.

¹ n. 42 43.

In Barugaza öffnete sich dem römischen Kaufmann der bedeutendste unter allen indischen Seehäfen und eine der wichtigsten Handelsstädte des östlichen Asien. Dank ihrer günstigen Lage besaß sie die ausgebreitetsten Handelsverbindungen nicht bloß mit Indien, sondern bis ins Innere von Zentralasien. Barugaza war der große Stapelplatz der aus dem Norden nach Indien beförderten Waren¹.

Unter diesen Umständen legt sich von selbst die Frage nahe, ob nicht in Barugaza das Ziel der Seefahrt zu suchen ist, welche den Apostel Thomas nach Indien und in das Reich des Partherkönigs im Rabultale führte. In den Thomas-Akten sind nun mehrere Einzelheiten aufbewahrt, welche auf diesen Hafen hinzuweisen scheinen, wenn dieselben mit den Angaben des „Periplus“ verglichen werden.

Von dem Verfasser des „Periplus“ wird nämlich eine Tatsache erwähnt, die zeigt, welchen Wert die römischen Kaufleute auf gute Beziehungen zu dem indischen Fürsten legten, zu dessen Gebiet Barugaza gehörte, und wie sehr sie bemüht waren, dessen Freundschaft zu pflegen. Nachdem er eine Liste der Einfuhrartikel gegeben, fügt er eine besondere Liste von Geschenken für den König bei, der in Barugaza herrschte. Er bemerkt: „In jener Zeit“ — d. h. unter den Kaisern Klaudius und Nero — „wurden als Geschenke für den König eingeführt kostbare silberne Gefäße, Musikinstrumente, hübsche Sklavinnen, gute Weine.“² Diese Bemerkung ist von erheblichem Interesse, weil sie ein merkwürdiges Licht auf einen in sich selbst ganz unbedeutenden, ja phantastisch aussehenden Zug der Legende wirft und geradezu die Frage nahelegt, ob nicht mit der Stadt Andrapolis oder Sanadruk, wo Thomas in Begleitung des Kaufmanns zuerst landet, die große Hafenstadt Barugaza gemeint ist.

Die Legende läßt den Apostel Thomas und den Kaufmann Abbanes in der Stadt, wo ihr Schiff landete, an dem Hochzeitsfeste der Tochter des dort residierenden Fürsten teilnehmen. Beim Mahl rezitiert der Apostel einen Hymnus in seiner Muttersprache. Keiner der am Festgelage teilnehmenden Gäste versteht das Lied. Aber unter den königlichen Tänzerinnen und Musikantinnen findet sich eine jüdische Flötenspielerin. Diese gibt zur Überraschung des Apostels sofort zu erkennen, daß sie den Gesang verstanden hat.

¹ Bassen, Indische Altertumskunde II² 66.

² Periplus n. 49.

Die Begegnung des aus Palästina kommenden Apostels mit einer jüdischen Sklavin am Hofe eines indischen Fürsten scheint auf den ersten Blick ganz das Gepräge freier Erfindung zu tragen. Was soll diese Jüdin nach Indien geführt haben? Sie scheint nur eingeführt zu sein, um als Dolmetsch des Hymnus zu dienen, der in einer den Gästen unbekannten Sprache vorgetragen wird. Und doch bewahrt hier die Legende einen Zug auf, der sich in voller Übereinstimmung mit dem Bericht des „Periplus“ befindet. Unter den Geschenken, welche die römischen Kaufleute dem Fürsten von Barugaza darbringen, um dessen Freundschaft zu gewinnen, werden ausdrücklich „musikalische Instrumente“ und „hübsche Sklavinnen“ genannt¹. Auf die Hafenstadt, in welcher Thomas landet, trifft also wörtlich zu, was der ägyptische Kaufmann, der in derselben Epoche Indien besuchte, von Barugaza berichtet. Die römischen Kaufleute führten in jene Hafenstadt ägyptische und jüdische Sklavinnen und gleichzeitig Musikinstrumente ein. Gerade in Barugaza kann demnach eine aus Palästina stammende Flötenspielerin, wie sie die Legende voraussetzt, keine allzu auffallende Erscheinung sein. Mag daher auch die geschilderte Hochzeit eine poetische Erfindung sein; historisch wahrscheinlich bleibt nichtsdestoweniger der in sich unbedeutende, aber ganz im Einklang mit dem römischen Geographen stehende Zug, der in die Schilderung eingewoben ist. Die Anwesenheit einer jüdischen Sklavin in der Hafenstadt, wo Thomas landet, führt auf diese Weise zur Frage zurück: Steckt vielleicht in jenem Andrapolis oder Sanabruk, dem Namen der Hafenstadt, eine Anspielung auf Barugaza?

Zu welchem indischen Königreich gehörte Barugaza? Zur Zeit, als Thomas die Westküste Indiens erreichte, herrschte das mächtige Fürstenhaus der Andhra in Zentralindien². Ihre Herrschaft dehnte sich vom Ganges bis an die Westküste aus. Die Andhrafürsten haben sich in vielen Inschriften und Schenkungsurkunden der Felsentempel von Nasik verewigt.

¹ Lévi macht auf eine ähnliche Stelle bei Strabo aufmerksam: La rencontre, pour être surprenante, n'en est pas moins conforme aux vraisemblances. Les jeunes musiciennes d'origine occidentale étaient au témoignage de Strabon un article d'importation assuré de plaire dans l'Inde; elles ne s'y distinguaient pas professionnellement des „jeunes filles bien-faites destinées à la débauche“ que les trafiquants grecs offraient, avec des instruments de musique, aux rois des ports du Guzerate (Strab. 82, 18). Eudoxe de Cyrique, partant de Gadès pour aller dans l'Inde embarque en guise de cargaison *μουσικά παιδικάρια καὶ ἱατροὺς καὶ ἄλλους τεχνίτας* (vgl. Journal Asiatique, 9. Serie, 1897, IX 33).

² Smith, Early History of India 183 ff.

Näsit, heute von Bombay aus in zwei Stunden erreichbar, gehört mit seinen prachtvollen Felsenhöhlen in den Kreis der vielen Felsenheiligtümer, welche in der Umgebung der Hafenstadt Kalyāna angetroffen werden. Die Andhra zeichneten sich durch ihre religiöse Freigebigkeit aus, wie dies aus den Inschriften hervorgeht, welche die Felsenwände schmücken. Die Herrscher dieser Dynastie werden dort als Sprößlinge der Sātavāhana geschildert. Die meisten Andhrasürsten nahmen den besondern Titel Sātakarni an. Unter dem einen oder dem andern dieser beiden Namen werden sie in den Inschriften aufgezählt¹.

Nun unterliegt es keinem Zweifel, daß zur Zeit, da der Verfasser des „Periplus“ seine indischen Fahrten unternahm, Barugaza sowohl als Kalyāna unter der Herrschaft der Andhra stand. Derselbe erzählt, daß unter dem König Saraganes Kalyāna zeitweilig als Handelsplatz bevorzugt wurde. Unter dessen Nachfolger Sandanes aber sei eine Änderung eingetreten. Dieser Fürst hatte sich Barugazas bemächtigt und war bemüht, dessen Handel in jeder Weise zu fördern. Zu diesem Zwecke ließ er die römischen Schiffe, welche in den Hafen von Kalyāna einliefen, von seinen Leuten besetzen und nötigte sie, nach Barugaza zu segeln. Beide Fürsten gehörten zur Dynastie der Andhra. Die Vermutung ist begründet, daß in den Namen Saraganes und Sandanes sich eine Verstümmelung von Sātakarni und Sātavāhana, d. h. des Ehrennamens und des Familiennamens der Andhra, erhalten hat. Auf alle Fälle steht fest, daß Barugaza eine Stadt der Sātavāhana-Dynastie war, deren Fürsten als Andhra und als Sātakarni erwähnt werden.

Nun wird die Stadt, welche der Apostel zuerst erreichte, in der griechischen Version der Überlieferung Andrapolis genannt. Andrapolis legt sofort die Zusammenstellung mit Andhra nahe. Als Andra oder Andara waren diese Fürsten den römischen Kaufleuten im Zeitalter des Apostels bekannt, wie sich aus dem römischen Zeitgenossen Plinius ergibt, der ausdrücklich die Andra erwähnt. In Andrapolis könnte man daher mit einiger Berechtigung eine Bezeichnung für Barugaza als „Stadt der Andhra“ vermuten, da es nichts Ungewöhnliches in der griechisch-römischen Literatur jener Zeit ist, die Stadt kurzweg nach dem Namen der regierenden Dynastie zu nennen. Diese Vermutung ist schon von Gutschmid ausgesprochen und begründet worden. Dagegen hat Silbain Lévi später die syrische Besart

¹ Archaeological Survey IV 105 ff.

des Namens Sandaruk oder Sanadruk geltend gemacht. Er meint, Andrapolis sei eine griechische Variante für das ursprünglichere Sandaruk. Das wäre immerhin möglich. Es wäre aber ebenso gut möglich, daß Andrapolis und Sanadruk zwei verschiedene Namen sind, mit denen eine und dieselbe Stadt bezeichnet wird. Denn wir dürfen nicht vergessen, daß weder der heute vorliegende syrische noch der griechische Text den Urtext darstellt. Es sind Bearbeitungen des Urtextes. Diese Bearbeitungen haben durchaus nicht alle Namen überliefert, welche im Urtext vorkommen, wie sich aus dem Vergleich mit der äthiopischen Übersetzung ergibt. Nun war ein und dieselbe Stadt Barugaza eine Stadt der Andhra und eine Stadt der Sātakarni. Wenn wir Sanadruk oder Sandaruk mit dem von den Andhra getragenen Namen Sātakarni vergleichen, so läßt sich die Ähnlichkeit beider Namen kaum verkennen. Es wäre also sehr wohl denkbar, daß im Urtext nicht bloß „die Stadt der Andhra“ als Andrapolis erwähnt wurde, sondern auch des darin residierenden Fürsten Sātakarni in der verstümmelten Form Sanadruk oder Sandaruk Erwähnung geschah. Die griechische Version bewahrte den auch bei den römischen Geographen vorkommenden Namen Andra in Andrapolis, „Stadt der Andhra“, während die syrische Redaktion bloß den Namen des dort residierenden Königs Sātakarni in der Verstümmelung Sandaruk als Bezeichnung für „Stadt des Sātakarni“ festhielt. „Stadt der Andhra“ und „Stadt des Sātakarni“ bezeichnen ein und dasselbe Barugaza, das zur Zeit, da Thomas nach Indien gelangte, unter der Herrschaft der Andhra = Sātakarni stand. Wie immer es sich damit verhalten mag, unter allen Häfen, welche von den zeitgenössischen Berichten der römischen Handelsleute erwähnt werden, ist Barugaza diejenige Hafenstadt, welche am besten der Erzählung entspricht, die den Apostel von einem indischen Hafen in das Reich des parthischen Fürsten Gundaphar gelangen läßt, der im Rabultale das Zentrum seiner Macht hatte.

Wenn wir die Frage stellen: Läßt sich im Norden Indiens ein Hafen nachweisen, welcher dem römischen Handelsverkehr eine besondere Verbindung mit dem Rabultale eröffnete? so gibt Barugaza die kündigste Antwort in den Beziehungen mit dem Nordwesten Indiens, über welche der ägyptische Kaufmann berichtet¹.

¹ Bereits Silvain Lévi hat in seinem Aufsatz auf diese Reiseroute hingewiesen. Er schreibt: Abbanès et son compagnon suivent la route régulière
Dahlmann, Die Thomas-Legende.

Zunächst hebt der „Periplus“ die Tatsache hervor, daß „bis auf den heutigen Tag“ — also bis in die Zeit des Apostels Thomas — „alte Drachmen mit den griechischen Inschriften des Apollodotus und Menander in Barugaza in Umlauf sind“¹. Daraus ergibt sich, daß die Grenzlandschaft, in welcher die parthisch-indischen Fürsten das Erbe der griechisch-indischen Fürsten übernommen hatten, bereits in älterer Zeit mit Barugaza in Handelsverkehr gestanden hatte.

Viel wichtiger aber ist der Umstand, daß der Zeitgenosse des Apostels unter den Völkern, welchen Barugaza am nächsten steht, „die Gandaraioi und das Volk von Proklais“ nennt und diese durch eine wichtige Handelsstraße mit der Hafenstadt verbunden sein läßt².

Gandaraioi und Proklais bezeichnen dasjenige Gebiet, wo die Hauptmacht der parthisch-indischen Fürsten wurzelte. Diese Gegend war den Allen bekannt unter dem Namen Gandhāra. Schon von Herodot wird das Land der „Gandaraioi“, Gandarā, Gandaritis, erwähnt. Die Gandaraioi bildeten den äußersten östlichen Vorposten des persischen Reiches und stellten ihr Kontingent zur großen Invasionsarmee, die Darius nach Griechenland führte³. Gandhāra im engeren Sinne umfaßte das Gebiet, das heute den Namen Pusufzai trägt, mit den Distrikten der Afridi und Momand, ferner das durch die wiederholten englischen Strafexpeditionen bekannt gewordene Swat- und Buner-Revier. Es erstreckte sich im Norden bis nach Chitral und reichte bis zum Hindukusch⁴. Den Kern der Landschaft Gandhāra stellten die beiden Städte Pushkaravati und Purushapura dar. Der Name der ersteren Stadt war den griechisch-römischen Geographen vertraut in der Form Peukelaotis und wurde von ihnen seit dem 1. Jahrhundert n. Chr. auf das ganze Gebiet von Gandhāra übertragen. Der andere Name hat sich in dem modernen Peshawar erhalten. Purushapura oder Peshāwar bildete das Zentrum von Gandhāra. An dem Punkte gelegen, wo die Täler des Kabulstromes und des Swatflusses einander näher kommen, ist der wellenförmige und von Hügelreihen durchschnittene Boden Gandhāras immer das weit sich öffnende Tor gegen

du trafic entre les côtes de Syrie et le Penjab. Pline et l'auteur du Périple, qui écrivent peu de temps après Saint Thomas, tracent en détail le même itinéraire.

¹ Periplus n. 48.

² Ebd. n. 47.

³ Vgl. Smith, Early History of India 32 43.

⁴ Burgess, The Gandhāra Sculptures, im Journal of Indian Art 1898, n. 62, p. 63.

Indien gewesen. Hier trafen die drei großen innerasiatischen Handelsstraßen zusammen, die vom Norden, Westen und Osten nach der indischen Halbinsel führten. Dadurch gewann Gandhāra eine außerordentliche Bedeutung für die Geschichte des indischen Handels. Das Rabultal wurde der Kreuzungspunkt der Straßen, die aus den fernsten Ländern des Westens und des östlichen Asien den Landhandel mit Indien vermittelten. Die bedeutendste unter den Handelsstraßen war jene, die aus dem iranischen Nordosten nach Indien führte. Dieser Handelsweg verband Indien mit Baktrien und allen jenen Ländern, die zusammen das parthische Reich bildeten. Durch sie trat das Rabultal in Verbindung mit dem gesamten zentralasiatischen Handel, der durch die parthischen Märkte ging. Die Stadt Purushapura wurde auf diese Weise der Sammelpunkt von Handelsleuten aus Baktrien und Parthien, aus Persien und Syrien, aus Indien und dem heutigen Turkestan, gerade so, wie sich heute noch in Peshawar, dem modernen Träger des alten Purushapura, die reichen Kaufleute Bucharas mit denen von Samarkand, die Händler von Kaschgar und Chotan mit denen von Indien begegnen¹. Durch seine Lage, an der Kreuzung der drei großen Handelsstraßen Mittelasien's hingestreckt, war das alte Peshawar die gegebene Hauptstadt des mit Gandhāra bezeichneten nordwestlichen Grenzlandes und das von der Natur geschaffene Bollwerk, das die aus den Bergen Afghaniستانs nach der indischen Tiefebene führende Hauptstraße bewachte.

Hier ist demnach der Mittelpunkt des von Gundaphar begründeten ausgedehnten parthisch-indischen Königreiches zu suchen. Obschon jener parthische Fürst über Teile Indiens herrschte, die als Grenzländer weit gegen Norden vorgeschoben waren, so waren es doch Gebietssteile, die seit alter Zeit in dem Staatsleben und Geistesleben Indiens eine besondere Stellung eingenommen hatten. Die Stadt, die bis auf den heutigen Tag den Namen der alten Hauptstadt Purushapura bewahrt hat, bildete das Zentrum des dort blühenden geistigen Lebens. An diesem Kreuzungspunkt der innerasiatischen Handelsstraßen nun, wo Inder und Parther zusammentrafen, gesellte sich zu dem indischen und parthischen Händler im Zeitalter des „Periplus“ der römische Kaufmann aus Syrien.

Die Tatsache, daß die beiden klassischen Zeugen des römischen Handels mit Indien, der ägyptische Kaufmann und der alexandrinische Geograph,

¹ Vgl. Dahlmann, Indische Fahrten II 96.

die besondern Beziehungen von Barugaza zu Gandhāra hervorheben, liefert nicht bloß den Beweis, daß zwischen dem bedeutendsten Emporium Nordindiens und dem Mittelpunkt der parthischen Herrschaft im Kabultale wichtige Handelsbeziehungen bestanden, sondern läßt auch klar erkennen, daß gerade diese Verbindung für den Handel des römischen Reiches von besonderer Wichtigkeit war. Nur unter diesem Gesichtspunkt wird es erklärlich, daß von den römischen Schriftstellern Barugaza in Verbindung mit Gandhāra erwähnt wird. Denn die Darstellung, welche die Geographen geben, stützt sich ausschließlich auf die Berichte der Kaufleute, welche mit Indien Handel trieben. Wenn diese nun insbesondere auf den Handelsweg hinweisen, der den Hafen mit dem Kabultale und mit Gandhāra verband, so leuchtet ein, daß die Verbindung mit jener nordwestlichen Grenzlandschaft für sie von besonderer Bedeutung war.

Den besten Beweis für den Aufschwung des römischen Handels innerhalb jenes Gebietes liefern die Münzfunde. Wie in den Süden, so fand auch in den Norden römisches Gold in großen Massen Eingang. Bis zum Anfang der Kaiserzeit war die altpersische Goldmünze im Nordwesten Indiens im Umlauf gewesen. In der ersten Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr. trat jedoch ein plötzlicher Wechsel ein. Seit dieser Zeit kommt das römische Gold der Kaiserzeit in Kurs¹. Dem Einfluß des Golddenars ist es zuzuschreiben, daß der römische Denar in Form und Gewicht von den Herrschern daselbst angenommen wurde. Das Wort „Denar“ ging in der Form *dināra* geradezu in allgemeinen Sprachgebrauch über als Ausdruck für die indische Goldmünze, die sich dadurch als eine Nachahmung des römischen Golddenars erwies. Für die Beurteilung der Thomās-Überlieferung ist es von Wichtigkeit, daß die Goldmünzen, die nachgeahmt wurden, jene der beiden ersten Kaiser Augustus und Tiberius sind. Ein so weitgehender Einfluß des römischen Goldes aus dem Anfang der Kaiserzeit ist nur erklärlich unter der Voraussetzung, daß der Handel des 1. Jahrhunderts viel römisches Gold in den Nordwesten Indiens brachte², also ein ungemein lebhafter war.

So bezeugt der römische Kaufmann im Zeitalter des Apostels Thomās auf doppeltem Wege seine enge Verbindung mit dem Hauptsitz der Herrschaft der parthischen Fürsten: durch das Zeugnis der römischen Geo-

¹ Alex. Cunningham, Numismatic Chronicle 1888, 213 ff. Rapson, Indian Coins p. 4, n. 15; p. 17, n. 70.

² Smith, Early History of India 223.

graphen, das sich auf eine besondere Kenntniss der Handelshäfen und Handelsstraßen im Nordwesten stützt, und durch das Zeugnis der indischen Münzkunde, in der sich der weitgehende Einfluß des römischen Goldes widerspiegelt.

Damit ist der Schlüssel für die Erklärung der an und für sich so auffälligen Tatsache gegeben, daß die Überlieferung erstens den hl. Thomas nach dem Norden Indiens führt, und zweitens seinen Namen mit dem Namen eines parthischen Fürsten verbindet, der in Gandhāra den Mittelpunkt seiner Macht besaß. In den Beziehungen des römischen Handels zum Kabultale und zu Gandhāra ist ein wirklich historischer Rahmen für die Überlieferung gegeben, welche den Apostel in das Reich eines parthisch-indischen Fürsten gelangen läßt. Durch die Feststellung der berührten Tatsachen ist namentlich auch der Beweis erbracht, daß eine Missionsreise des Apostels Thomas gerade in den Norden Indiens sich leicht und natürlich erklärt.

Wenn wir nun auf der andern Seite den außerordentlich regen Handel der römischen Geschäftswelt mit Südindien ins Auge fassen, der einen leicht zugänglichen Weg für die Ausbreitung des Christentums eröffnete, so entsteht die Frage: Welche besondern Umstände lenkten den römischen See- und Handelsverkehr nach dem Norden?

Die Antwort gibt der syrische Kaufmann. War es der römische Kaufmannsstand, der dem Seeverkehr und Handel mit Indien von dem großen ägyptischen Emporium aus den Weg erschloß, so ist es der syrische Handelsstand, der diesem Seeverkehr und Handel eine besondere Richtung nach dem Nordwesten Indiens gab.

III. Syrien und der Nordwesten Indiens.

In dem Zeitpunkt, in welchem das römische Reich mit Indien in Berührung kam, bildete Syrien dessen großes Industriezentrum. In Industrie und Handel nahm Syrien neben Ägypten unter den Provinzen des Kaiserreiches den ersten Platz ein und behauptete sogar, wie Mommsen im fünften Band seiner Römischen Geschichte bemerkt, „in gewisser Hinsicht auch vor Ägypten den Vorrang“¹. Die glänzendste Seite der syrischen Zustände stellte der wirtschaftliche Aufschwung dar. Von dem Reichtum, der sich einst in Städten wie Tyrus, Berhutus, Antiochia konzentrierte,

¹ Mommsen, Römische Geschichte V² 4.

legen beispielsweise noch heute die Ruinen Zeugnis ab, die sich den Orontes entlang an dessen rechtem Ufer bis zum Meere in einer Länge von zwanzig deutschen Meilen hinziehen. Es sind die Villen der reichen Kaufleute von Antiochia und Apamea.

An diesem glänzenden Aufschwung Syriens hatte die Textilindustrie einen bevorzugten Anteil. Seit alter Zeit war auf syrischem Boden die Manufaktur feiner Gewebe heimisch gewesen. Einer besondern Berühmtheit aber erfreute sich jener schmale Streifen Landes, der sich unter dem Namen „Phönizien“ der Küste entlang hinzog. Hier lagen die uralten Industrie- und Handelsstädte Thyrs, Sidon, Berytus. Von hier aus hatten einst die Phönizier als das unternehmendste Handelsvolk des Altertums den Weltmarkt beherrscht. Als Handelsmacht war Phönizien unter den Schlägen Alexanders d. Gr. zusammengebrochen. Aber seine alten Industriefstädte behaupteten nicht bloß das Erbe der überlieferten Kunst, sondern erweiterten es mit solchem Erfolg, daß Syrien in Wettbewerb mit dem kühn emporstrebenden Ägypten treten konnte. Thyrs, Sidon, Berytus hatten sich von jeher einer besondern Berühmtheit als Zentrum der Purpurfärberei erfreut. Die dort blühende Schule der Gewebekunst zeichnete sich überdies durch die Reichhaltigkeit ihrer Muster und Farben aus. Von Thyrs und Berytus aus fanden die kostbaren Purpurstoffe und die golddurchwirkten Gewebe ihren Weg nach den Luxusstädten der antiken Welt¹.

Die Entwicklung dieser Industrie hatte gegen Ende der römischen Republik einen neuen und mächtigen Anstoß durch ein Ereignis erhalten, das den fernen Osten mit dem römischen Reiche in engere Fühlung brachte. Es war die Annäherung Chinas an Syrien durch die Vermittlung des parthischen Zwischenhandels. Wie dies kam, gehört nicht in den Bereich unserer Untersuchung, so verlockend es auch wäre, einen Abstecker in jenes fesselnde Kapitel der Geschichte Chinas zu machen, das uns auf einmal den fernsten Osten in Verbindung mit dem Westen zeigt². Unsere Untersuchung beschränkt sich auf die aus der vollzogenen Annäherung sich ergebenden Wirkungen. Die wichtigste Folge bestand darin, daß das parthische Reich — den Chinesen bekannt unter dem Namen An-si für Urfakiden — der Vermittler des chinesischen Seidenhandels nach Syrien wurde. Schritt für Schritt durch das westliche Asien nach Syrien vor-

¹ F. Hirth, *China and the Roman Orient* (1885) 247 ff.

² F. Hirth, *Chinesische Studien I* (1890). Vgl. „Zur Geschichte des antiken Orient Handels“.

dringend, erobert sich die chinesische Seide den römischen Weltmarkt. Bereits im Zeitalter des Augustus zieht sie in die Hauptstadt des römischen Reichs ein und feiert ihre ersten Triumphe in den Salons der römischen Gesellschaft. Die Dichter begeistert sie zum Lobe des weit entlegenen Landes der Serer, und Virgil spricht von der Seide im Bilde des kostbaren Bließes, das der fernste Osten als Tribut darbringt, ein Tribut, den der Luxus der Römer allerdings recht teuer erkaufen mußte.

In engem Zusammenhang mit dem Import der Seide steht nun der Aufschwung der syrischen Seidenindustrie. Mit der Ware aus dem fernen Osten gelangte ein Gewebe in die alten Zentren der syrischen Industrie, dessen außerordentlicher Wert sofort erkannt wurde. Ein seidenähnlicher Stoff war zwar schon früher daselbst bearbeitet worden; aber die chinesische Seide lieferte einen Faden, wie er bisher in Feinheit, Glanz und Stärke unbekannt gewesen. Nun war zwar das chinesische Produkt als Rohstoff so kostbar, daß ihm die syrische Industrie aus allen ihren Bezugsquellen nichts Gleichwertiges an die Seite setzen konnte. Dafür aber stand die Bearbeitung zu fertigen Geweben, wie sie in den syrischen Fabriken betrieben wurde, hoch über der chinesischen Fabrikation. Das hatten die syrischen Fabrikanten auch sofort heraus; sie erkannten, daß sich mit diesem Stoffe etwas ganz anderes machen lasse. Die überlegene Kunstfertigkeit des Syrer konnte ihm eine Behandlung geben, die das chinesische Erzeugnis erst in seinem vollen Wert zur Geltung brachte. Man begann mittels eines besondern Verfahrens die Gewebe in ihre feinsten Fäden aufzulösen. Der so gewonnene Rohstoff wurde alsdann einem neuen Verfahren unterworfen. So entstanden jene kostbaren golddurchwirkten Gewebe, von denen Plinius berichtet, daß sie mit Gold in Rom aufgewogen wurden. Aus dem chinesischen Seidenfaden war unter den kunstfertigen Händen der Syrer ein ganz neues Fabrikat geworden, das in den mannigfachsten Formen, angefangen von den zarten gazeartigen Geweben bis zu den schweren, mit prachtvollen Mustern durchwirkten Brokatstoffen, wechselte¹. Die Folge war, daß Syrien in immer lebhaftere Handelsbeziehungen zum asiatischen Osten trat.

Zwei Denkmäler sind uns erhalten, die ein bereichendes Zeugnis ablegen von dem Aufschwung, den jener Wechselverkehr zwischen Syrien und dem Osten in den beiden ersten Jahrhunderten des römischen Reiches gewonnen

¹ Stimmen aus Maria-Baach LXII (1902) 133 ff.

hatte. Das eine Zeugnis liefert der syrische, das andere der chinesische Kaufmann, ersterer durch den Mund der römischen Geographen, letzterer durch die Überlieferung der chinesischen Geschichte.

Der syrischen Industrie kam es vor allem darauf an, in unmittelbare Beziehung zu den Bezugsquellen der chinesischen Seidenstoffe zu gelangen. Der Hauptstapelplatz für die aus China kommende Seide lag an der Ostgrenze des parthischen Reiches. Durch die Vermittlung des parthischen Zwischenhandels gelangte der chinesische Seidenexport nach Syrien, und zwar zunächst ausschließlich auf dem Landwege. Wiederholt suchten die syrischen Kaufhäuser durch Anknüpfung unmittelbarer Beziehungen mit den chinesischen Seidenhändlern den parthischen Zwischenhandel auf dem Landwege zu umgehen. Die denkwürdigste Urkunde darüber ist uns von dem Geographen Marinus von Thyrs, dem Vorläufer des Ptolemäus, in dem Reisebericht des syrischen Großkaufmanns Maes, genannt Titianus, als Bruchstück erhalten geblieben¹. Sie zeigt, welche Initiative die syrischen Handelshäuser befeelte, um den Seidenhandel in ihre Hand zu bekommen. Der Plan des Syrer ging dahin, auszukunden, wie man zum Stapelplatz der Seide gelangen könnte, ohne den Zwischenhandel der parthischen Märkte in Anspruch zu nehmen. Über die Wege, auf denen die Seide nach dem Westen gelangte, war man sich nämlich gar nicht klar. Um dieses Problem der Handelsgeographie zu lösen, sandte Maes von Thyrs aus seine Agenten nach dem Osten. Etappe für Etappe sollten die Abstände gemessen, die Wege sorgfältig beschrieben werden. Das große Emporium des chinesischen Seidenhandels lag im heutigen Turkestan. Hierhin brachten die Karawanenzüge aus dem Innern Chinas die kostbaren Stoffe. Die Agenten des Maes gelangten tatsächlich zum Hauptstapelplatz und kamen in unmittelbare Berührung mit dem chinesischen Händler. Da erfuhren sie, daß es noch eines weiten Marsches bedürfe, um zur Hauptstadt Chinas zu gelangen. Besonders aber stellten sie fest, daß selbst für den Fall, daß es glücken sollte, nach der Hauptstadt Chinas vorzudringen, der Parther nicht umgangen werden konnte. Überall schob er sich als Zwischenhändler zwischen den Syrer und Chinesen.

Obgleich nun der Versuch, unmittelbare Beziehungen mit China anzuknüpfen, fruchtlos blieb, so trug die Reise doch außerordentlich bei zur

¹ Vgl. *Les voies de commerce dans la Géographie de Ptolémée*. Par M. Vidal de la Blache, in *Comptes rendus de l'Académie des Inscriptions et Belles Lettres* 4. Serie, XXIV 456 ff.

Erweiterung der Kenntnis Ostasiens und der Handelsstraßen, die dahin führten.

Das Zeugnis des römischen Geographen Marinus von Thyra, das uns in der von Maes Titianus ausgerüsteten Expedition den Aufschwung und die Ausdehnung der Handelsbeziehungen Syriens zum Osten anschaulich vor Augen rückt, empfängt eine überraschende Bestätigung in dem zeitgenössischen Zeugnis des chinesischen Historikers über die Beziehungen Chinas zum römischen Orient. Die Bedeutung dieses Zeugnisses liegt darin, daß es uns in der Art, wie hier vom römischen Reich geredet wird, zeigt, welche hervorragende Stellung in den Augen der Chinesen Syrien einnahm. Syrien erscheint in den chinesischen Annalen kurzweg als der Repräsentant des römischen Reiches unter dem Namen Ta-tsin. Von dem großen Kaiserreich im Westen hatte China durch seine Beziehungen zu Syrien Kunde erhalten; daraus erklärt es sich, daß „Syrien“ als Ta-tsin die Bezeichnung für das römische Reich wurde, dessen Macht und Blüte den chinesischen Kaufleuten im Bilde des Glanzes, den Syrien entfaltete, entgegentrat.

Die chinesischen Berichte über Syrien beginnen mit dem 1. Jahrhundert n. Chr. Sie bieten demnach ein Seitenstück zu den Berichten der römischen Geographen. Indem beide Quellen annähernd der gleichen Zeit entspringen, bilden sie ein zeitgenössisches Zeugnis, in welchem sich die Anstrengungen widerspiegeln, die Syrien machte, um seine weitreichenden und gewinnbringenden Handelsbeziehungen zum Osten zu pflegen. Aber während uns die antike Welt nur Bruchstücke und äußerst lückenhafte Berichte in den Werken der römischen Geographen hinterlassen hat, zeichnen sich die chinesischen Berichte durch eine Fülle von Einzelheiten über die wirtschaftlichen Verhältnisse Syriens und über dessen Handelsbeziehungen zu China aus. Mit besonderer Aufmerksamkeit werden die von Syrien ausgehenden Handelsbewegungen verfolgt. Man fühlt es aus den Schilderungen heraus, daß in der Bekanntschaft mit Syrien für China eine ganz neue Welt aufgegangen ist, deren überlegene Größe seine Kaufleute in Staunen versetzt. Seltsam mutet es uns an, zu hören, wie die Chinesen uns die syrischen Städte, ihre Bauten, ihre Verwaltung, das Verkehrswesen, Handel und Industrie, die Bevölkerung mit ihren Sitten und Gebräuchen beschreiben. Den Bewohnern Syriens wird nachgerühmt, daß sie zuverlässig im Handel seien. Lebhaft fesselt den chinesischen Geographen die Hauptstadt Syriens, Antiochia, unter dem Namen An-tu. Seine Bewunderung

rufen die vielen Paläste in ihrer von Gold und kostbarem Gestein schimmernden Pracht, mit ihren Säulen und Wandelhallen wach. Allerlei Einzelheiten wissen die chinesischen Annalen über das Innere zu erzählen. Wenn es auch schwer halten wird, sich daraus ein klares Bild von der Stadt zu machen, so beweisen die Berichte doch, daß der Ruhm der „Königin des Ostens“, die im Zeitalter der römischen Kaiser mit Rom wetteiferte, sich bis nach China verbreitet hatte. Für die Chinesen war der Name An-tu der Inbegriff des Glanzes und der Macht des römischen Reiches geworden. In dieser Schilderung der wirtschaftlichen Verhältnisse Syriens liefert der chinesische Schriftsteller den sprechendsten Beweis für den Aufschwung, den die Handelsbeziehungen der größten Industrieprovinz des römischen Reiches zur Heimat des Seidenstoffes gewonnen hatten.

Diese Beziehungen Syriens zum Osten waren es, welche dessen See- und Handelsverkehr nach dem Nordwesten Indiens hinlenkten und seine Kaufleute in das Kabultal und nach Gandhāra führten. Vom Hauptstapelplatz der chinesischen Seide in Turkestan zog sich nämlich eine wichtige Handelsstraße durch das heutige Afghanistan nach dem Kabultale und von dort nach den großen Seehäfen und Handelsplätzen an der Nordwestküste Indiens. Das alte Purushapura, das heutige Peshāwar, war der Kreuzungspunkt, wo die von Norden kommende Straße mit der von jenen indischen Häfen ausgehenden Straße zusammentraf. Der Seidentransport führte also unmittelbar durch jenes nordwestliche Grenzland, das im 1. Jahrhundert das Zentrum der parthisch-indischen und später der sathyrisch-indischen Herrschaft war. Gandhāra war im wahren Sinne das Expeditions- und Transitland des Seidenhandels geworden. Durch diese Passage gelangte das für die Industrie Syriens so wichtige Erzeugnis Chinas nach den Häfen im Norden Indiens.

Für die syrische Industrie war demnach die Beziehung zu dem Nordwesten Indiens von der höchsten Bedeutung. Die dort gelegenen Häfen öffneten ihr eine unmittelbare Verbindung mit der großen Handelsstraße des Seidentransports. Aus diesem Grunde mußte der See- und Handelsverkehr gerade mit dem Nordwesten Indiens eine außerordentliche Anziehungskraft auf Syrien ausüben, und seinen Kaufleuten alles daran gelegen sein, die Beziehungen zu diesem Teile Indiens zu pflegen. Dadurch aber trat das große syrische Industrie- und Handelszentrum des römischen Reiches in Verbindung mit den Beherrschern jenes Grenzlandes. Aus den allgemeinen Beziehungen des römischen See- und Handelsverkehrs

mit Indien entwickelten sich also unter dem mächtigen Einfluß der Seidenindustrie die besondern Beziehungen der römischen Seeprovinz Syrien zu den im Norden gelegenen Häfen. Waren es im Süden Indiens die Fundgruben der Edelfeine und die Perlfischerei, welche ihre Anziehungskraft auf den Handelsverkehr mit Indien ausübten, so bot der Norden in dem kostbaren Erzeugnis des Seidenstoffes, das die große, von Turkestan ausgehende Handelsstraße nach den nordwestlichen Grenzlanden und von dort nach den Häfen Indiens leitete, einen Ausfuhrartikel, der für keine Industrie eine größere Bedeutung gewonnen hatte als für die Gewebekunst Syriens.

Und nun vergleiche man mit diesen Tatsachen die Überlieferung, welche den Namen des Apostels Thomas und den parthischen Königsnamen verbindet. Ein Fürst, welcher über dasselbe Gebiet herrscht, das durch einen engen Handelsverkehr mit Syrien verbunden ist, sendet seinen Kaufmann mit Aufträgen nach Jerusalem. Hier kommt der Kaufmann mit dem Apostel zusammen. Das Zusammentreffen wird der Anlaß, daß Thomas in Begleitung des Abbanes auf dem Seeweg nach Indien in das Reich des parthischen Königs Gundaphar gelangt. Auf den ersten Blick erkennt man, wie leicht und gut sich alles dies in die geschichtlich gegebenen Voraussetzungen fügt.

Zur Zeit, als im nordwestlichen Indien jener parthische Fürst herrschte, mit dessen Namen der Apostelname in Verbindung gebracht wird, war Gandhāra nichts weniger als die entlegene, durch räuberische Einfälle gefährdete Grenzlandschaft, die es heute als Yusufzai in dem gefürchteten Gebiete der Afridis darbietet. Es war ein reich kultiviertes Land, das unter dem Namen Peukelaotis den römischen Kaufleuten sehr gut vertraut war. Der Beweis hierfür liegt einerseits in dem Zeugnis der römischen Geographen und Zeitgenossen des Apostels, anderseits in den reichen römischen Goldfunden vor, die dartun, daß das unter parthischer Herrschaft stehende Gebiet hervorragend an dem römisch-indischen Handel beteiligt war.

Die größte Bedeutung aber hatte der Nordwesten für jenen Teil des römischen Reiches, von dem aus der Apostel Thomas zu König Gundaphar in Beziehung gebracht wird. Die römische Provinz Syrien als blühendes Industriezentrum und das parthisch-indische Reich als Durchgangsland des Seidenhandels waren sich durch die großen Häfen im Nordwesten Indiens nahegerückt. Einem Glaubensboten war es ebenso leicht, aus Syrien nach dem Kabultale zu gelangen, wie es umgekehrt dem Kaufmann des Beherrschers des Kabultales möglich war, im

Auftrage seines Fürsten nach Syrien zu gehen. Die außerordentlichen Beziehungen des See- und Handelsverkehrs, die zwischen Syrien und dem Norden Indiens bestanden, lassen daher die Verbindung des Apostelnamens mit einem parthisch-indischen Königsnamen als einen echt historischen Zug der Überlieferung erkennen. In jenen Beziehungen liegt die Erklärung für die Tatsache, daß der hl. Thomas nicht mit dem Süden, sondern mit dem Norden, und im Norden nicht mit einem indischen, sondern mit einem parthischen Fürsten zusammen genannt wird.

Vierte These.

In die von den parthisch-indischen Fürsten beherrschte Grenzlandschaft Gandhāra drang ein besonderer Einfluß griechischer Kunst ein und führte zur Entstehung einer unter dem Namen „Kunst von Gandhāra“ bekannten Schule, deren Mittelpunkt Purushapura, das heutige Peshāwar, war.

Der auffälligste Zug in der Thomas-Legende ist zweifellos die Annäherung des Apostels und des Königs durch die Vermittlung der Kunst. Gundaphar wünscht die Beihilfe eines Künstlers aus dem Westen zum Bau eines großen Palastes und sendet zu diesem Zwecke den Kaufmann Abbanes nach Syrien. Der Kaufmann kommt nach Jerusalem und sieht sich nach einem Architekten um. Jesus nähert sich ihm und bietet ihm seinen „Skaven“ Thomas an, der als geschickter Baukünstler geschildert wird. Der Kontrakt wird abgeschlossen, und Thomas wird an den parthischen König verkauft. Jener parthisch-indische Fürst benutzt demnach seine Handelsbeziehungen zu Syrien, um künstlerische Hilfe aus dieser römischen Provinz zu erlangen.

Aus der vorausgehenden Untersuchung hat sich als Tatsache ergeben, daß Gandhāra als Zentrum der parthisch-indischen Herrschaft durch den Handel in nahe Beziehung zur römischen Provinz Syrien getreten war. Es fehlt jetzt nur der Nachweis, daß die Beziehungen des Handels die Brücke wurden, auf welcher der Einfluß der Kunst von Syrien aus in Gandhāra eindrang. Läßt sich auch dieser erbringen, so erscheint die Verbindung von Thomas und Gundaphar in der Legende mit den geschichtlichen Tatsachen in geradezu auffallender Übereinstimmung.

Daß wirklich während der ersten Jahrhunderte der Kaiserzeit der Nordwesten Indiens Schauplatz eines Einflusses klassischer Kunst gewesen sei, und zwar gerade an dem Hauptsitze der parthisch-indischen Herrschaft,

nämlich in Gandhāra und in seiner alten Hauptstadt Purushapura, dem modernen Peshāwar, vermag die indische Altertumskunde völlig überzeugend darzutun. Der Beweis läßt sich in folgenden Sätzen zusammenfassen:

I. Seit der Mitte des 3. Jahrhunderts v. Chr. beginnt sich im Nordwesten Indiens ein Einfluß der griechischen Kunst geltend zu machen, der sich bis in den Anfang der christlichen Zeitrechnung fortsetzt.

II. Schauplatz eines besondern Einflusses der griechischen Kunst wird die Landschaft Gandhāra als Mittelpunkt einer Schule, die ihren Bildwerken einen Stempel der Abhängigkeit vom Westen aufgedrückt, wie er sich sonst nirgendwo in Indien nachweisen läßt.

III. Diese besondere Kunst von Gandhāra ist ein Sproßling der kosmopolitischen Kunst des kaiserlichen Rom.

IV. Die Denkmäler der Kunst von Gandhāra gehören dem 1. und 2. Jahrhundert n. Chr. an und gruppieren sich um die Namen der beiden größten Fürsten, die über Gandhāra herrschten: Gundaphar, den parthisch-indischen, und Kanishka, den sſythiſch-indischen Fürsten.

I. Einfluß griechischer Kunst im Nordwesten Indiens.

Die erste Andeutung von dem Vorhandensein einer indischen Kunst, welche Spuren klassischen Einflusses zu tragen schien, geht auf das Jahr 1809 zurück, als Mount Stuart Elphinstone mit einer politischen Mission an den in Peshāwar residierenden König von Kabulistan betraut wurde, das damals einen Teil von Afghanistan bildete. Nach Erfüllung seiner Mission besuchte er bei der Rückkehr die Ruinen von Manihāla in der Umgebung der alten Stadt Taxila und nahm eine Zeichnung des daselbst bestehenden großen buddhistischen Heiligtums auf. Das Bild wurde mit vielen beschreibenden Einzelheiten in den Reisebericht aufgenommen. Elphinstone¹ bemerkt:

„Das Bauwerk macht gar nicht den Eindruck, als sei es von Hindus ausgeführt. Die meisten meiner Begleiter hielten es für ganz und gar griechisch. In der That wies das Denkmal auf griechische Architektur hin, gerade so, wie heute Gebäude, welche von Europäern mit Hilfe ungebübter Hände von Eingebornen in diesen entfernten Gegenden errichtet werden, das europäische Gepräge nicht verleugnen.“

Als Elphinstone diese Worte schrieb, ahnte er nicht, daß gerade hundert Jahre später in demselben Peshāwar, wohin ihn eine politische Mission geführt hatte, ein Denkmal entdeckt würde, das den Namen eines griechi-

¹ Account of the Kingdom of Caubul (Kabul), 1815.

schen Werkmeisters trug. Dieses Denkmal konnte zugleich wie eine archäologische Bestätigung der Legende gelten, die berichtet, daß Thomas als „Künstler“ an den Hof eines „Königs der Inder“ gelangte. In derselben Gegend, wo der englische Staatsmann auf die ersten Spuren griechischen Einflusses stieß, konnten bald darauf Münzen mit dem Namen des Königs entdeckt werden, in dessen Reich der Apostel kam. Und dasselbe Peshawar, wo damals der afghanische Fürst residierte, bei dem Elphinstone seine politische Mission zu erfüllen hatte, sollte sich als Mittelpunkt der einstigen parthischen Herrschaft und als Residenz des parthischen Fürsten erweisen, bei dem Thomas, der zur Ausführung künstlerischer Werke erbeten worden war, eine höhere Mission zu erfüllen kam. Die Spuren griechischen Einflusses wiesen auf eine frühe Berührung des Christentums mit der indischen Welt hin, und zwar an einem Punkte, der als die zweite Heimat des Buddhismus einen unberechenbaren Einfluß auf die Religion und Kunst des asiatischen Ostens gewonnen hat. Langsam sollte dieses Ergebnis in der allmählichen Durchforschung der Ruinen reifen.

Der Hinweis Elphinstones auf Elemente griechischer Kunst in einem indischen Bauwerke war zunächst unbeachtet geblieben. Das Verdienst, zum erstenmal in unzweideutiger Weise den klassischen Charakter des Kunsteinflusses im Industal nachgewiesen zu haben, fällt Sir Alexander Cunningham zu. Ausgrabungen in der Umgebung von Peshawar führten zur Entdeckung der Ruinen von Jamalgarhi¹. Niemals war es einem Forscher in den Sinn gekommen, in einer so weit entlegenen Gegend einen Einfluß griechischer Kunst zu vermuten, wie er unerwartet in den dort gefundenen Skulpturen zu Tage trat. In den nächsten Jahren mehrten sich die Beweise, als die Leutnants LumSDen und Stokes die Ausgrabungen in Jamalgarhi fortsetzten.

Die Entdeckung einer Architektur, die künstlerische Einzelheiten aufwies, welche sichtlich aus klassischer Quelle stammten, legte es natürlich nahe, diese Erscheinung mit den Griechen in Zusammenhang zu bringen, die im Anschluß an Alexanders Eroberungszug im Kabulale festen Boden gewonnen hatten. Der Name Alexanders ist ja auch heute noch mit mancherlei Legenden im Pandshab und in Afghanistan verwoben. Griechen, so vermutete man, die Alexander folgten, hatten jene Elemente in die

¹ Fergusson, History of Indian and Eastern Architecture, London 1899, 169.

indische Kunst von Baktrien aus eingeführt, nachdem Seleukus Nikator griechische Herrschaft daselbst mit Balth als Hauptstadt aufgerichtet. Eine so große und bedeutende Stadt als Mittelpunkt der griechischen Herrschaft zog griechische Künstler an. Daß tatsächlich Künstler, die mit griechischer Kunst vertraut waren, sich in Baktrien aufhielten, dafür legen die prachtvollen Münzen eines Euthydemus, Demetrius und Eukratides Zeugnis ab. Nicht bloß die Kunst, welche die Münzen jener baktrisch-griechischen Könige prägte, ist griechisch; griechisch sind die Inschriften, griechisch die Gottheiten, die auf den Münzen erscheinen. Aus dieser Tatsache ergab sich der naheliegende Schluß: Wenn in jener Gegend Künstler eine solche Fertigkeit entfalteten, daß sie imstande waren, die prächtigen Münztypen zu schneiden, so werden andere nicht gefehlt haben, die ihre Kunst auf dem Gebiete der Architektur und Skulptur betätigten. Überdies war in jener Zeit derselbe Künstler häufig Münzpräger, Steinmetz, Baumeister in einer Person.

Diese Kunst drang mit der Ausbreitung der griechischen Herrschaft von Baktrien aus über den Hindukusch in das Industal und Kabultal vor. Dort begann der griechische Stil sich mit dem einheimischen zu vermählen. Ein Beweis für die Verschmelzung des griechischen und indischen Elements durfte in der weiten Ausdehnung der Funde von Münzen mit griechischer Umschrift und griechischen Gottheiten erblickt werden. An den Höfen der vielen griechischen Fürsten, deren Münzen am Indus, im Pandschab, im Kabultale gefunden wurden, bediente man sich, wie bereits dargelegt, der griechischen Sprache. Von dem Eindringen griechischer Kultur aber war die Kunst untrennbar.

Dieser Theorie zufolge waren also die Spuren griechischen Kunststils auf die Zeit zurückzuführen, die Zeugin jener griechischen Herrschaft im Nordwesten Indiens gewesen, der wir so reiche Münzfunde verdanken. Diese Annahme schien so selbstleuchtend, weil so ganz im Einklang mit der Ausbreitung griechischen Einflusses, daß sie die allgemeine Zustimmung fand. Erst nach und nach, als die Funde im Kabultale sich mehrten, wurden Bedenken dagegen laut. Immer deutlicher zeigte es sich, daß die verschiedenen Funde, welche klassischen Einfluß verrieten, durchaus nicht eine einzige, mehr oder weniger gleichartige Gruppe darstellten. Richtig war nur, daß seit dem Eindringen der griechischen Herrschaft auch griechischer Kunsteinfluß in dem Nordwesten Indiens sich geltend gemacht und von dort aus bis nach Zentralindien sich ausgebreitet hatte.

Die ältesten Denkmäler indischer Kunst verraten zunächst in ihrem Formenschatz einen ausgesprochen persischen Einfluß. Mit den von Persien aus eindringenden Elementen mischten sich seit der Mitte des 3. Jahrhunderts n. Chr. hellenische Elemente. Es handelt sich dabei vornehmlich um dekorative Formen. Deutliche Spuren sind in den buddhistischen Heiligtümern von Barhut und Sanchi in Zentralindien nachweisbar. Am deutlichsten zeigt sich dieser hellenische Einfluß in den Tempelfunden von Taxila und Mathura¹. Taxila, nahe an der Verbindung des Kabulstromes mit dem Indus gelegen, befand sich zeitweilig als Hauptstadt des Pandschab unter dem unmittelbaren Einfluß der dort vorübergehend bestehenden Herrschaft griechischer Fürsten. Das Vorhandensein griechischer Kunstelemente konnte darum hier von vornherein vermutet werden. Die Vermutung bestätigte sich in der Aufdeckung zweier Heiligtümer mit ionischen Säulen. Die Tempel lassen in ihren Überresten um so weniger einen Zweifel an der Tatsache aufkommen, daß griechische Kunst an ihrem Aufbau mitwirkte, als gleichzeitig eine Statue der Athene entdeckt wurde. Der Ursprung dieser Tempel fällt nach der übereinstimmenden Ansicht von Cunningham und Smith in den Anfang der christlichen Zeitrechnung. Eine andere Gruppe von Überresten, die deutliche Zeichen ihrer Abhängigkeit von hellenischer Kunst verraten, ergaben die Forschungen in dem südlicher gelegenen Mathura, nicht weit vom heutigen Agra. Die mancherlei größeren und kleineren Funde, die dort wie in Taxila gemacht wurden, lieferten den Beweis, daß die Nähe der griechischen Herrschaft griechische Götterfiguren, griechische Sagengebilde, griechische Ornamente dem Bereiche der religiösen Kunst Indiens so nahe gebracht, daß sie in den Schmuck der Bauten Aufnahme finden konnten. Mit der Feststellung dieser Tatsache war jeder Zweifel ausgeschlossen, daß bis in den Anfang der christlichen Zeitrechnung im Nordwesten Indiens als Wirkung der zeitweilig hier bestehenden Herrschaft griechisch-indischer Fürsten sich griechischer Kunsteinfluß geltend machte.

Dieses Ergebnis bringt uns bereits in die Nähe der Zeit, in welcher nach der Überlieferung des christlichen Altertums gerade durch Kunstinteressen zwischen dem römischen Reiche und einem im Nordwesten Indiens herrschenden parthischen Fürsten Beziehungen angebahnt oder lebhafter ge-

¹ Vincent Smith, Graeco-Roman Influence on the Civilisation of Ancient India, im Journal of the Asiatic Society of Bengal LVIII 1, 109 ff.

staltet worden sind. Gehören die ionischen Tempel von Taxila dem Anfange der christlichen Zeitrechnung an, dann ist von ihnen bis zum Anfange der Regierung des parthischen Großkönigs Gundaphar, an dessen Hof der Apostel Thomas als „Künstler“ eingeführt wird, nur mehr ein Schritt. Die parthisch-indischen Fürsten waren es, die zunächst das Erbe der griechisch-indischen Fürsten antraten. Ihnen folgten bald die skythisch-indischen Fürsten. Die parthischen Herrscher übernahmen mit der Herrschaft der griechischen Vorgänger auch das griechische Element, das in der griechischen Schrift der Münzen und in den griechischen Göttertypen Zeus, Athene, Nike sich forterbte. Dadurch war der Anknüpfungspunkt gegeben, um auch den in der Kunst sich geltend machenden griechischen Einfluß fortzupflanzen.

Stünde uns nur diese eine Tatsache zur Verfügung, daß die parthischen Herrscher in Gebietssteile einrückten, wo bis zu ihrem Erscheinen griechische Herrscher und griechische Kunstelemente nachweisbar sind, so wäre damit allein schon ein fester historischer Boden der Überlieferung gegeben, welche dem parthischen Fürsten Gundaphar Kunstbeziehungen zum Westen beilegt. Griechische Kunst war bereits heimisch in jener nordwestlichen Grenzlandschaft. Dieselbe regte den mächtigen Fürsten an, aus der Heimat jener griechischen Kunst, die er vorfand, Künstler kommen zu lassen, welche seiner Herrschaft durch die Pracht der Bauwerke einen besondern Glanz gaben. Die einfache Tatsache, daß die parthische Herrschaft auf einem Gebiete begründet wurde, das längst der Schauplatz griechischer Kunsttätigkeit geworden war, daß im Nordwesten Indiens griechischer Kunsteinfluß sich fühlbar machte noch zu einer Zeit, da die Parther daselbst zur Herrschaft gelangten, gibt der äußerlich ganz phantastisch erscheinenden Überlieferung der Thomas-Legende in dreifacher Beziehung eine geschichtliche Stütze:

1. Die Legende setzt Kunstbeziehungen zwischen Indien und dem Westen voraus. Die Tatsache, daß im Industale und im Kabultale Elemente griechischer Kunst gefunden wurden, bestätigt diese Voraussetzung für das 1. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung.

2. Die Legende läßt den Apostel nach dem Norden und nicht nach dem Süden als „Künstler“ gelangen. Die Archäologie findet sich damit in Übereinstimmung, indem sie bezeugt, daß gerade das nördliche und nicht das südliche Indien der Schauplatz griechischen Kultur- und Kunsteinflusses war. Aus dem Zeugnis der Münzkunde und der Denkmälerkunde ergibt sich, daß es der Nordwesten Indiens ist, wo griechische Kunst Hand in Hand geht

mit der Verwendung griechischer Sprache und Schrift. Nicht im Süden, sondern im Norden bestand die griechische Herrschaft.

3. Die legendarische Überlieferung schreibt einem parthischen Fürsten die Pflege jener Kunstbeziehungen zum Westen zu, welche der Anlaß werden, daß Thomas als „Künstler“ nach Indien gelangte. Die indische Altertums-kunde stimmt durchaus zu diesen Angaben, indem sie beweist, daß die Herrschaft der Parther sich über den Nordwesten Indiens und über jenes Gebiet ausbreitete, in das der Einfluß griechischer Kunst mit den Nachfolgern Alexanders eingedrungen war. Die Münzen der parthisch-indischen Fürsten liefern den Nachweis, daß griechischer Einfluß sich auch noch fortsetzte, als griechische Macht aus dem Bereich des Nordwestens geschwunden war. Das Saatkorn klassischer Kunstelemente, das auf jenem Boden ausgestreut worden, entwickelte sich weiter unter der Herrschaft der Parther.

Die Umstände waren der Fortbildung günstig. Die erste Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr. zeigt die parthische Herrschaft über Teile des nordwestlichen Indien auf dem Höhepunkt ihrer Macht, und das ist gerade die Periode, während welcher auch die sonstigen politischen Verhältnisse zur Förderung griechischen Kunsteinflusses beitrugen. Um jene Zeit gewahren wir im parthischen Reiche der Arsakiden im Norden das Erstarken des hellenischen Einflusses in Religion und Kunst. Es war nur eine natürliche Folge, daß auch unter der parthischen Herrschaft im Nordwesten Indiens sich dieser Aufschwung in der Neubelebung der bereits dort waltenden griechischen Kunsteinflüsse geltend machte. Bei keinem Könige der parthischen Dynastie, die in den indischen Grenzlanden herrschte, liegt die Vermutung näher, daß er sich der Mitwirkung klassischer Kunst bei seinen Bauten bediente, als bei dem Fürsten, in dem die indische Archäologie den mächtigsten parthisch-indischen Herrscher nachgewiesen hat. Das ist eben jener Gundaphar, der Zeitgenosse des Apostels Thomas, von dem die Überlieferung des frühchristlichen Altertums berichtet.

Dadurch, daß die Legende den Apostel in seiner Eigenschaft als kunstverständigen Baumeister mit dem Norden und nicht mit dem Süden Indiens verbindet, steht sie in bester Übereinstimmung mit dem historischen Zeugnisse, das im Norden und nicht im Süden künstlerische Einflüsse vom Westen her nachweist. Eine Künstlerfahrt nach dem Norden ist ein echt historischer Zug. Würde die Überlieferung im Bilde der Künstlerfahrt die Missionsfahrt nach dem Süden verlegen, so würde sie in dem Zeugnis des indischen Altertums keine solche Stütze finden. Nur im Norden und nicht

im Süden sind Fürsten nachweisbar, in deren Reich Bauwerke unter Mitwirkung klassischer Kunst entstanden. Indem die Überlieferung den Apostel als „Künstler“ mit Gundaphar verbindet, macht sie zum Arbeitsfeld der apostolischen Tätigkeit eine Grenzlandschaft Indiens, die bereits seit 200 Jahren der Schauplatz griechischen Kunsteinflusses war.

Aber das Zeugnis der Archäologie beschränkt sich nicht auf die allgemeine Tatsache, daß sich im Nordwesten Indiens bis in die Zeit der parthischen Herrschaft griechischer Kunsteinfluß geltend machte. Die Ergebnisse der indischen Altertumskunde haben die Tatsache festgestellt, daß die Elemente griechischer Kunst, welche seit dem 3. Jahrhundert v. Chr. mit dem Eindringen griechischer Herrschaft sich auszubreiten begannen, nur eine erste Welle klassischen Kunsteinflusses darstellen. Diese Welle dehnte sich bloß über den Norden Indiens aus, trat aber innerhalb der nördlichen Sphäre an verschiedenen Orten des Pandschab auf. Die Einwirkung zeigte sich bis nach Zentralindien. Jener ersten Welle klassischen Einflusses folgte nun aber eine zweite. Diese zweite Welle beschränkt sich zwar auf ein eng umgrenztes Gebiet, gibt sich aber innerhalb dieses Gebietes mit solcher Macht zu erkennen wie an keinem andern Punkte Indiens. Ein ganz eigenartiger künstlerischer Typus entwickelt sich daselbst, so daß das Gebiet, das der Schauplatz jenes besondern Kunsteinflusses ist, als die Heimat einer für sich bestehenden Form der indischen Kunst betrachtet werden muß¹.

II. Gandhāra als Mittelpunkt eines besondern Einflusses griechischer Kunst.

Die Landschaft Indiens, wo ein Kunsteinfluß des Abendlandes sich geltend macht, der einen besondern Charakter trägt, ist Gandhāra, jenes Transitland des vom Norden kommenden Seidenhandels, das mit Peshawar als Hauptstadt in besondern Handelsbeziehungen zum römischen Reiche zuerst unter den parthisch-indischen, dann unter den slythisch-indischen Herrschern stand. Von diesem Fleck indischer Erde ging im 1. Jahrhundert n. Chr. eine neue Form des buddhistischen Kultus aus. Diese neue Form des Kultus äußert sich in einer neuen Form der buddhistischen Kunst. Mit beiden vereint erscheint ein Einfluß klassischer Kunst, der

¹ Foucher, *L'Art Gréco-Bouddhique du Gandhāra*, in den *Publications de l'École Française d'Extrême-Orient* I, Paris 1905, 251 252.

den Bildwerken einen Stempel der Abhängigkeit vom Abendland aufdrückt, wie er nur hier und sonst in keiner andern Gegend Indiens sich zeigt.

Bereits seit dem 3. Jahrhundert v. Chr. erscheint Gandhāra als Schauplatz buddhistischen Lebens. Zeugnis legt vierzig Meilen nordöstlich von Peshāwar die Felseninschrift von Shāhbāzgarhi ab, in welcher König Asoka seine berühmten Edikte zur Empfehlung der Lehre Buddhas verkündet. Im Laufe des 1. Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung wurde nun gerade diese eng umgrenzte Landschaft Zeugin eines außerordentlichen Aufschwungs des Buddhismus und im wahren Sinne ein heiliges Land seines Kultus. Während der nächsten Jahrhunderte sehen wir es das Ziel zahlreicher Pilger aus China werden, die keine Mühe scheuten, um diesen entlegensten Winkel indischer Erde aufzusuchen und Berichte über die Fülle und die Pracht seiner Heiligtümer zu veröffentlichen¹.

Die Streifzüge, welche die indische Archäologie zur Erforschung Gandhāras unternahm, haben das Zeugnis der chinesischen Reiseberichte glänzend bestätigt, indem sie eine staunenswerte Fülle von Denkmälern zu Tage gefördert. Schon ein flüchtiger Blick auf die geographische Verteilung der Überreste läßt erkennen, daß dieses Land einst ein wahres Eldorado des buddhistischen Mönchslebens war. Hier drängte sich Heiligtum an Heiligtum, Kloster an Kloster. Berge und Täler sind mit Ruinen übersät. Auf den Bergeshöhen gelegen, tragen die Felsenklöster in ihrer massiven Anlage mit Türmen und Umwallungen geradezu das Aussehen von Burgen. Hier findet sich der Wanderer auf echt buddhistischem Boden. In dem Reichtum seiner Denkmäler steht dieser Fleck asiatischer Erde einzig da unter allen heiligen Orten des Buddhismus².

Bereits die Ausgrabungen der Leutnants Stokes und Lumsden in den buddhistischen Klosterruinen von Jamalgarhi hatten den Beweis er-

¹ Vgl. Fa-hian, transl. by Legge, *A Record of Buddhistic Kingdoms*, Oxford 1886; Hiuen-Thsang, trad. par Stanislas Julien, 2 Bde, Paris 1857—1858; transl. by Beal, 2 Bde, London 1885.

² Die bedeutendsten Quellenwerke über Gandhāra und seine Denkmäler sind: Cunningham, *Archaeological Survey of India* Bd II III V; Burgess, *Ancient Monuments, Temples and Sculptures of India*, 1. XI, London 1899; Dersf. im *Journal of Indian Art and Industry* 1898 Nr 62; Dersf., *Buddhist Art in India*, London 1901; Foucher, *L'Art Gréco-Bouddhique* (vgl. den vorausgehenden Abschnitt); Smith in seinem grundlegenden Artikel über Graeco-Roman Influence, im *Journal of the Asiatic Society of Bengal* LVIII 1, 109; Cole, *Graeco-Buddhist Sculptures from Yusufzai* (1885).

bracht, daß in der unmittelbaren Umgebung von Peshāwar eine Kunst sich entwickelt hatte, deren Formen den klassischen Einfluß auf nahezu allen Skulpturen in der Verwertung griechischer Säulen und Ornamente verrieten. Die Sammlung kam nach England und fand einen Platz im Kristallpalast der Londoner Ausstellung von 1860. Hier jedoch ging sie als eines der vielen Opfer beim Brande des Kristallpalastes zu Grunde, bevor es möglich gewesen, Photographien oder Zeichnungen der merkwürdigen Skulpturen herzustellen. Der Verlust wurde bald ersetzt. Neue Ausgrabungen folgten in derselben Umgebung inmitten der Ruinen eines buddhistischen Klosters, das unter dem Namen Takht-i-Bahi seither einer der wichtigsten Zeugen des im Kabultale sich entwickelnden klassischen Einflusses geworden ist. Als eine weitere wertvolle Fundgrube erwies sich zehn Meilen südwärts unter dem Spaten des Dr Bellew das Ruinenfeld von Sahri Bhalol¹.

Aber erst durch Dr Leitner erhielt die Erforschung der Bildwerke von Gandhāra die Bedeutung, die ihr im Rahmen der indischen Religions- und Kunstgeschichte zukommt. Die im Jahre 1870 von ihm unternommenen Ausgrabungen im Tale von Peshāwar ergaben einen so überraschend reichen Schatz von Skulpturen, denen das Gepräge klassischen Einflusses in besonders hervorstechender Weise aufgedrückt war, wie man es bis dahin nicht vermutet hatte. Dr Leitner gebührt die Ehre, zum erstenmal die Aufmerksamkeit eines weiteren Gelehrtenkreises auf die Tatsache hingelenkt zu haben, daß sich in dieser entlegenen Grenzlandschaft ein eigener Zweig klassischer Kunst entwickelt hatte. Ernst Curtius nannte die Entdeckung „ein neues Blatt der griechischen Kunstgeschichte“². Der Umfang, in dem jene Kunst in der Umgebung von Peshāwar gepflegt worden war, trat in den nächsten Jahren, als die Ausgrabungen systematischer fortgesetzt wurden, noch deutlicher zu Tage.

„Unter den jüngsten Entdeckungen in Indien“, so bemerkte Fergusson³, „gibt es wenige, die so bedeutende Ergebnisse für die Aufhellung des indischen Altertums versprechen als jene, die seit einiger Zeit in den Klosteranlagen im Umkreise von Peshāwar gemacht worden sind. Ein gut Teil Arbeit muß noch geschehen, bevor wir mit Sicherheit über den Ursprung und das Alter der Denkmäler uns ein Urteil bilden können. Immerhin ist bereits genug bekannt, um die Tatsache außer Zweifel zu stellen, daß sich dort die Materialien vorfinden, um nicht

¹ Indian Antiquary 1873, 242; 1874, 154.

² Vgl. Ernst Curtius in der Archäologischen Zeitung XXIII (1876) 90 ff.

³ History of Indian and Eastern Architecture 169.

bloß viele Probleme der buddhistischen Archäologie und Kunst zu lösen, sondern auch insbesondere ihrer Lösung die Frage näher zu bringen, wie weit sich der Einfluß der klassischen Kunst auf Indien ausdehnt."

Der berühmte Verfasser der *History of Indian and Eastern Architecture* äußert alsdann den Wunsch, es möchten die archäologischen Schätze des Museums von Lahore der gelehrten Forschung in Europa zugänglich gemacht werden, und meint:

"Ich bin überzeugt, daß die Bildwerke geeignet sind, eine Flut von Licht über eines der interessantesten, aber auch dunkelsten Kapitel der Geschichte des Handels und der ältesten Beziehungen zwischen Ost und West zu verbreiten. Wir haben bereits gelernt, unsere Augen für Tatsachen offen zu halten, die noch weitere bedeutende Entdeckungen versprechen. Sie geben uns einen Wink, uns über manche Dinge nicht mehr zu wundern, die bisher unerklärlich schienen. Wenn es z. B. nicht wahr sein sollte, was Apollonius von Tyana uns glauben machen will, daß der König von Tagila im 1. Jahrhundert sich der griechischen Sprache bediente, so wissen wir zum wenigsten jetzt, daß er sich der griechischen Kunst bediente. Und wenn es sich auch nicht beweisen ließe, daß der hl. Thomas einen Fürsten Gundaphar, König von Gandhāra, besuchte, so läßt es sich mit Sicherheit dartun, daß viele seiner Landsleute jene Gegend aufsuchten; a priori spricht nichts dagegen, daß auch er dasselbe getan hat."¹

Seitdem Fergusson jene Worte niederschrieb, hat sich sein Wunsch einigermaßen erfüllt. Die Entdeckungen in der Umgebung von Peshāwar sind nicht nur in zahlreichen Abbildungen, sondern auch in vielen Skulpturen zugänglich gemacht worden, die ihren Weg in die Museen von London, Paris, Berlin fanden, wo ihnen als „Kunst von Gandhāra“ eine besondere Abteilung eingeräumt wurde. Die Durchforschung des Distriktes von Peshāwar ergab immer mehr Beweise für die Existenz einer unter klassischem Einfluß arbeitenden Schule der Kunst. Nach und nach wurde das ganze Gebiet, soweit es unter dem Schutz der englischen Vorposten stand, in den Bereich der Untersuchung gezogen. Das bedeutete indes immer nur einen Bruchteil der den Namen Gandhāra in alter Zeit tragenden Grenzlandschaft, da erhebliche Gebietssteile infolge der räuberischen Einfälle der afghanischen Stämme unzugänglich blieben. Einen kleinen Ersatz boten die verschiedenen militärischen Exkursionen und Strafexpeditionen in der Richtung nach Kabul in das Gebiet des Swatstromes, die Gelegenheit gaben, bisher unbekannte buddhistische Ruinen kennen zu lernen, deren bildnerischer Schmuck den Stempel klassischer Kunst trug. Die wichtigsten Ruinen finden sich in Shāhbāzgarhi, Samalldher, Sahri Bhalol, Rānigat,

¹ N. a. D. 183.

Jamalgarhi, Takht-i-Bahi, Karlai. Dazu kommen viele kleinere Fundorte wie Topi, Ohind, Zeda, Turli, Bakshali und vor allem die Klosterruinen von Sanghao, Mian Khan, Ruttu. Die Stellen, wo Spuren alter Heiligtümer des Buddhismus auftauchen, sind so zahlreich, daß Gandhāra in gewissem Sinne ein einziges großes Ruinenfeld darstellt. In diesen Ruinen legt nun das ehemalige parthisch-indische Gebiet von Gandhāra Zeugnis für ganz besondere Beziehungen der Kunst ab, welche zwischen dem Abendland und jener fern gelegenen Grenzlandschaft bestanden.

Bis vor wenigen Jahrzehnten wäre es niemand im Traum eingefallen, an einen so tiefgreifenden Einfluß der klassischen Kunst zu denken, wie ihn Gandhāra zeigt. Der klassische Charakter ist so scharf entwickelt, daß der Kunst von Gandhāra von Rechts wegen ein Platz in der Geschichte der griechischen Kunst zukommt. Die künstlerische Fertigkeit, die in den Bildwerken zu Tage tritt, muß überraschen¹. Wohl finden sich unter den bildnerischen Leistungen auch viele, die recht roh und plump durchgeführt sind; aber in ihrer überwiegenden Mehrheit verraten sie eine Rühnheit des Entwurfs und eine Freiheit der Ausführung, die dem indischen Künstler außerhalb Gandhāras fremd ist. Daraus leitete Cunningham bereits Anfangs der siebziger Jahre die Schlußfolgerung ab, daß jene Skulpturen ihre Vorzüge dem Unterricht griechischer Künstler verdanken, die im Dienste der Herrscher von Peshāwar standen. Die Bildhauer, auf welche die Entwicklung jener Kunst zurückzuführen ist, mußten, so folgerte der englische Archäolog weiter, ihre Fertigkeit in unmittelbarer Verührung mit griechischer Kunst erworben haben. Ob die Denkmäler als das Werk griechischer Künstler oder indischer Schüler von griechischen Künstlern zu betrachten seien, blieb einstweilen für ihn eine offene Frage. Aber nach seiner Ansicht konnte nicht der geringste Zweifel darüber bestehen, daß die Skulpturen ihre in vielen Fällen geradezu meisterhafte Behandlung des dargestellten Gegenstandes dem Einfluß der klassischen Kunst verdanken, deren Lehren im Kabultale bewußt oder unbewußt befolgt wurden.

In dieser Auffassung von der unbestreitbaren Superiorität, welche der Kunst von Gandhāra innerhalb des älteren indischen Kunstkreises zukommt, begegnet sich mit dem Urteil des englischen Pioniers der indischen Archäologie das Zeugnis des französischen Forschers, dem wir die umfassendste neuere Studie über die Kunst von Gandhāra verdanken.

¹ Vgl. Foucher, *L'Art Gréco-Bouddhique* 43 248 ff 611 ff.

Foucher bemerkt, niemand denke mehr daran, den klassischen Charakter der Kunst von Gandhāra zu bestreiten. Die Skulpturen zeigen ein doppeltes Gesicht, ein indisches und ein griechisches. Über die Bedeutung und Bestimmung der Denkmäler als Ausdruck des buddhistischen Kultus könne man keinen Augenblick im Zweifel sein. Es ist der Buddhismus, und der Buddhismus allein, dessen Lehre und Legende den künstlerischen Werken ihren Inhalt gibt. Aber wie die Münzen, die in Gandhāra gefunden werden, eine zweisprachige Umschrift, eine indische und eine griechische, tragen, so bieten die Skulpturen ein indisches und ein griechisches Gepräge. Es sind Erzeugnisse, die aus einer indischen Werkstätte, aber im griechischen Stil hervorgegangen sind. Je eingehender man die Bildwerke prüft, um so deutlicher und eindrucksvoller tritt die Einzigartigkeit derselben in dem Bilde einer merkwürdigen Verschmelzung der buddhistischen Legende und der griechischen Kunstform hervor. Wir stehen vor einer Annäherung des künstlerischen Genius von Griechenland an den religiösen Genius Indiens. Das innerste Wesen der Kunst von Gandhāra besteht in der Anpassung der griechischen Technik an buddhistische Stoffe. Hellas liefert die Formen, in welche die durch und durch indische Stoffmasse gegossen wird. Bei diesem Guß, so bemerkt Foucher weiter, fällt die häufig überraschende Feinheit der Durchführung auf. Auf diesen Punkt müsse besonderer Nachdruck gelegt werden, meint der französische Gelehrte. Die Bildhauer, welche die buddhistischen Denkmäler von Gandhāra schmückten, zeigten über ihre Vorgänger und Zeitgenossen in Zentralindien eine unbestreitbare Überlegenheit. Ihre Meisterschaft verrate sich fast bei jedem Werke und in allen Partien des Werkes durch das Ebenmaß der Verhältnisse, die Geschmeidigkeit der Bewegung, die Ungezwungenheit der Haltung. Sie sei besonders bemerkenswert in dem Ausdruck der Physiognomie und vielfach in der Feinheit der Züge. Auch einem oberflächlichen Blicke werde es nicht entgehen, daß die Darstellung Vorzüge verrate, wie sie selbst bei der geduldigsten Arbeit der Bildhauer von Santschi und Barhut undenkbar seien. Alle jene Feinheiten wiesen auf die Überlieferung einer Schule und die Fertigkeit einer Technik hin, die bis dahin in Indien unbekannt gewesen, die aber anderswo — wir alle wissen, wo — längst heimisch war. Die Werkstätte griechischer Kunst war es, welche die Künstler von Gandhāra das Geheimnis ihrer Fertigkeit lehrte. Die Schule von Gandhāra, so faßt der französische Gelehrte zuletzt seine Ansicht über Charakter und Ursprung zusammen, ist nicht das Ergebnis einer Art von „Renaissance“

einer älteren indischen Schule, die bereits einzelne Elemente griechischer Kunst aufgenommen und ausgebildet hatte. Ihre Entstehung verdankt sie einer ganz neuen und ohne Vergleich reicheren Vermittlung klassischer Kunstelemente und geht auf die Einwanderung von Künstlern zurück, die zahlreicher kamen und größere Fertigkeit mitbrachten als diejenigen, welche einst von Baktrien aus nach dem Nordwesten Indiens gekommen waren. Die Annahme ist durchaus berechtigt, daß jene Künstler aus den Werkstätten Kleinasiens hervorgingen und von dort die Modelle mitbrachten, welche in Gandhāra zur Geltung kamen.

Mit dieser Auffassung des französischen Gelehrten stimmt das Urteil von Vincent Smith überein. Schon früher hatte der ausgezeichnete englische Archäolog mit Nachdruck hervorgehoben, daß die Kunst von Gandhāra ein durchaus selbständiges Gebilde gegenüber der älteren indischen Entwicklung darstellt. Die Bildwerke, so äußert er sich, die aus dem alten Königreich Gandhāra, dem heutigen Yusufzai, stammen, müssen als das Erzeugnis einer in Peshāwar blühenden besondern Schule der Kunst angesehen werden. Die Schule sei wahrscheinlich zurückzuführen auf das Bestehen einer Fremdenkolonie. Welche Umstände es waren, die bewirkten, daß der Einfluß jener Fremdenniederlassung sich in Gestalt einer besondern Kunstschule kundgab, entziehe sich unsern Vermutungen. Das eine aber stehe fest, daß Peshāwar der Schauplatz einer künstlerischen Tätigkeit geworden sei, die nicht von den älteren Überlieferungen zehrte, welche früher aus Baktrien eingedrungen waren, sondern die aus dem Zuflusse eines ganz neuen künstlerischen Elementes hervorging.

Mit dieser Tatsache ist der Nachweis geliefert, daß diejenige Stadt, welche den Mittelpunkt der Herrschaft des Königs Gundaphar bildete, auch der Mittelpunkt jener Beziehungen der Kunst zum Abendlande war, welche ausschließlich der Grenzlandschaft Gandhāra eigentümlich sind. Wenn daher die Überlieferung der Thomas-Legende gerade dem Fürsten desjenigen Landes, das in der Geschichte der Kunstbeziehungen zum Westen eine so einzigartige Stellung einnimmt, die Absicht beilegt, einen Künstler aus dem Westen zu erhalten, so steht sie im Einklang mit einer geschichtlichen Tatsache, die so, wie sie in Gandhāra bezeugt ist, an keinem andern Punkte Indiens angetroffen wird. Die geschichtliche Tatsache besteht darin, daß der ersten Welle des vom Westen kommenden Kunstinflusses eine zweite, unvergleichlich stärkere Welle folgte, die ausschließlich die eine Landschaft rings um Peshāwar berührte, hier

aber sich nicht auf die Einführung einzelner Elemente wie früher beschränkte, sondern eine selbständige Schule mit durch und durch klassischem Gepräge ins Leben rief.

Aber das Zeugnis des indischen Altertums beschränkt sich keineswegs darauf, in einer Schule, die einzig und allein der Landschaft von Gandhāra eigentümlich ist, das Heim einer Kunstfertigkeit nachzuweisen, deren Ursprung in der klassischen Welt zu suchen ist. Die Denkmäler setzen uns in die Lage, den Beweis zu erbringen, daß die klassische Kunst, unter deren Einfluß die Schule von Peshāwar arbeitete, die klassische Kunst des römischen Reiches war.

Fünfte These.

Die „Kunst von Gandhāra“ stellt in ihrem Formenschatz einen Zweig der kosmopolitischen Kunst des römischen Reiches dar und ist in ihren Anfängen mit dem von der Thomas-Legende überlieferten parthischen Königsnamen Gundaphar verbunden.

I. Die „Kunst von Gandhāra“ unter dem Einfluß der Kunst der römischen Kaiserzeit.

Wie die Münzkunde in den ausgedehnten Funden aus der Zeit der ersten römischen Kaiser den Beweis liefert, daß es der Handel der römischen Kaiserzeit war, der enge Beziehungen zu Gandhāra unterhielt, so bezeugen in gleicher Weise die Bildwerke von Peshāwar, daß es die Kunst der römischen Kaiserzeit war, die jener Schule ihren besondern Stempel aufdrückte. Auf demselben Wege, auf welchem die Münzen eines Augustus, Tiberius, Nero nach Gandhāra gelangten, drangen die Ornamente einer im kaiserlichen Rom gepflegten Kunst in das Kabul-tal ein.

Die Kunst des römischen Reiches ist keine selbständige Kunst. Es ist die hellenische Kunst, die in ihren blendenden Vorbildern nach Rom verpflanzt wurde, um dann im Dienste der römischen Weltmacht eine erstaunliche Fruchtbarkeit zu entfalten, allerdings ohne daß sie die Höhe und Vollendung des griechischen Vorbildes zu erreichen vermocht hätte. Zu monumentaler Größe steigert sich die römische Architektur in der Majestät der Kuppelbauten und in der Schönheit der Säulenhallen. Die Plastik aber entwickelt in dem ornamentalen Reichtum der Bildwerke eine Pracht,

welche der üppige Ausdruck des weltbeherrschenden Ansehens von Rom wird. So stellt die römische Kunst in ihren besten Werken nichts anderes als eine Nachblüte der griechischen Kunst dar. Aber diese Nachblüte ist gekennzeichnet durch gewisse Eigentümlichkeiten, die den Werken einen besondern Charakter aufdrücken und sie sofort als Schöpfungen der römischen Zeit zu erkennen geben.

Das hat bereits vor 30 Jahren der Scharfblick Fergussons erkannt. Nach sorgfältiger Prüfung der ihm zugänglichen Denkmäler glaubte er die Auffassung von Ernst Curtius, der die Kunst von Gandhāra „ein neues Blatt der griechischen Kunstgeschichte“ nannte, dahin berichtigen zu müssen, daß die in Peshāwar blühende Schule vielmehr ein „Schößling der kosmopolitischen Kunst Roms“ zu nennen sei. Römische Kunst ist griechische Kunst, aber in einer Form der Entwicklung, die erst vom Anfang der christlichen Zeitrechnung datiert. Die Schnelligkeit, mit der sich die durch Rom weitergebildete Kunst ausbreitete, ist staunenswert. Über das ganze Reich hin, in Kleinasien, Syrien, Ägypten, Sizilien, Gallien, gab die römische Welt Herrschaft den Werken der Kunst ein besonderes Gepräge.

Der Liste der Länder, welche römische Kunst pflegten, muß die Grenzlandschaft Gandhāra beigelegt werden. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Künstler, welche die Heiligtümer des Buddhismus im Kabultale mit Bildwerken ausstatteten, in Abhängigkeit von derselben Kunst arbeiteten, welche während der ersten Jahrhunderte der Kaiserzeit in den römischen Provinzen die Denkmäler schuf. Gandhāra war keine römische Provinz, aber es wurde in gewissem Sinne eine Provinz der römischen Kunst, indem es sich den Formen unterwarf, die als vorbildliches Muster aus dem römischen Reich in das Kabultal vordrangen.

Der Einfluß einer Kunst, die der römischen Kaiserzeit entstammt, läßt sich aus den Ornamenten nachweisen, welche die Bildwerke schmücken. Er zeigt sich auch in den Säulen und Kapitälern, welche mit Vorliebe als Rahmenwerk der Reliefs benutzt werden.

Ein charakteristisches Merkmal der Kunst von Gandhāra ist der ausgedehnte und nahezu ausschließliche Gebrauch des korinthischen Säulen- und Pfeilmusters zu dekorativen Zwecken. Die Zahl der korinthischen Kapitäle, die innerhalb eines verhältnismäßig engen Gebietsraumes aufgefunden wurden, ist zu groß und zu auffällig, als daß sie einem bloßen Zufall zugeschrieben werden könnte. Man mache aufs Geratewohl den Versuch

mit irgend einer der jetzt zugänglichen Sammlungen der Gandhāra-Kunstwerke. Wer auch nur einen flüchtigen Blick darauf wirft, muß überrascht werden von der Vorliebe für die korinthische Säule als Ornament. Keine andere klassische Form kommt in Anwendung. Es ist klar, daß der Vorzug, der jener Säulenform eingeräumt wird, in einer besondern Geschmacksrichtung ihren Grund haben muß, die in Peshāwar vorherrschte. Woher kommt diese Richtung? Auf welchem Wege fand jene Vorliebe Eingang in das Rabultal?

Bei allen Bauwerken der römischen Kaiserzeit, namentlich auch in den Provinzen von Kleinasien und Syrien, fällt die Vorliebe für die korinthische Säule auf. Die korinthische Säule war es, die unter römischer Künstlerhand am meisten gepflegt wurde und schließlich oft einzige Verwendung fand, weil sie im Reichtum ihrer Formen dem Römer am besten entsprach. Die zwei Reihen von Akanthusblättern, denen nach den vier Ecken volutenförmig sich rollende Stengel entwachsen, bekleiden das Kapital; auf dieses legt sich die leicht geschwungene Deckplatte. Diese einfache Anordnung bildeten römische Architekten in reichster, mannigfaltigster Abwechslung aus und verbreiteten sie durch das ganze römische Reich. Wir finden die üppig entwickelte korinthische Form in Frankreich, Spanien, Afrika; wir begegnen ihr in besonders reicher Ausbildung in Kleinasien und Syrien¹.

Die besten Parallelen zu der Vorliebe für die korinthische Säulenform, wie sie in Gandhāra sich kundgibt, gewähren die Ruinen von Baalbek und Palmyra. Wiederholt ist darauf hingewiesen worden, daß gerade in der römischen Architektur Palmyras die korinthische Säule jene bevorzugte Verwendung findet, zu der Gandhāra in seinen Bildwerken das Gegenstück bietet². Nur unter römischem Einfluß, d. h. zu einer Zeit, da die Kunst Griechenlands das Erbe des römischen Reiches geworden und in dessen asiatischen Provinzen gepflegt wurde, war es möglich, daß die Anwendung der reichen Form des korinthischen Kapitals sich in Gandhāra einer solchen Gunst erfreuen konnte. Fast jeder Fries und jede Umrahmung ist mit einer Nachahmung des römischen Musters geschmückt; auf Schritt und

¹ Vgl. Fähr, Geschichte der bildenden Kunst (1903) 163.

² The result to my mind is that none of these details belongs to Greek architecture and that each of them — not belonging to Indian forms — can be traced to the Roman style as it exists in the ruins of Palmyre (vgl. Simpson, The Classical Influence in the Architecture of the Indus Region and Afghanistan, im Journal of the Royal Institute of British Architects, 3. Serie, I [1893] 93—115 147—153).

Tritt erinnern die Bruchstücke von korinthischen Säulen, Pfeilern, Kapitälchen an eine Kunstform, der man in dieser charakteristischen Verwendung nur im Bereiche des römischen Kaiserreiches begegnet. Es handelt sich also nicht um eine Erscheinung, die sporadisch bei diesem oder jenem Denkmale uns entgegentritt. Darin liegt der große Unterschied gegenüber der älteren Epoche griechischen Kunsteinflusses. Der Einfluß, den die Kunst der römischen Kaiserzeit ausübte, erstreckt sich zwar auf ein kleines Gebiet, aber innerhalb dieses kleinen Gebietes auf die gesamte Kunsttätigkeit. Den Denkmälern von Gandhāra in ihrer Gesamtheit ist die Beziehung zur römischen Kunst durch die Anwendung des römischen Säulen- und Pfeilerschmuckes in einer unverfälschten Ursprungsmarke aufgedrückt.

Der wichtigste Beweis jedoch für die Abhängigkeit der Gandhāra-Bildwerke vom römischen Reich liegt in dem künstlerischen Charakter der Zentralfigur, des Buddhahypus. Bis in den Anfang der christlichen Zeitrechnung stellte die buddhistische Kunst auf ihren Bildwerken niemals die Person Buddhas dar. Der Meißel des buddhistischen Künstlers weiß das Leben Buddhas in allerlei Szenen zu erzählen. Dabei überrascht die Mannigfaltigkeit der Figuren auf den Bildwerken z. B. von Varhut und Santschi in Zentralindien. Nur eine Figur sucht man vergebens: die Person, welche die Zentralgestalt der religiösen Sage bildet und darum naturgemäß auch die Zentralfigur des Bildes sein müßte. Nirgendwo wird das Auge die Gestalt Buddhas wahrnehmen¹. Die Darstellung vermeidet ängstlich sein Bild. Die Anwesenheit Buddhas wird bloß durch Symbole angedeutet. Der Grundcharakter der älteren Kunst des Buddhismus besteht in dem vollkommenen Ausschluß von Buddhas Persönlichkeit. Von einem Zufall kann da nicht die Rede sein. Der Ausschluß beruht auf einer grundsätzlichen Ablehnung.

So blieb es in den Denkmälern des buddhistischen Kultus bis zum 1. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung. Da auf einmal wird die buddhistische Kunst von einer Bewegung erfaßt, welche überall die Gestalt Buddhas in den Vordergrund stellt. Und die Kunst kann sich nicht genug tun in der Wiederholung des Buddhabil-des. Die Persönlichkeit, die sich früher niemals blicken ließ, wird jetzt mit passender Anschaulichkeit dargestellt, bald stehend, bald sitzend, bald belehrend, bald segnend, bald Wunder wirkend, bald Huldigungen empfangend. Buddhas Persönlichkeit

¹ Vgl. Dahlmann, Indische Fahrten II 104 ff.

ist im eigentlichen Sinne das Zentrum der Kunst; aus einer buddhistischen Kunst ohne Buddha ist eine Kunst mit Buddha als Hauptgegenstand des Kultus geworden. Das bedeutet einen vollständigen Bruch mit der religiösen und künstlerischen Überlieferung des älteren Buddhismus.

Wo vollzog sich dieser plötzliche Wandel?

Alle Denkmäler, welche uns von diesem Wandel Kunde geben, sind im Rabultale und in seiner Umgebung gefunden worden. Gandhāra ist der Schauplatz des Wandels. Von den Heiligtümern dort sind nur mehr Mauerreste übrig. Was sich aber in zahlreichen Bruchstücken erhalten hat, das sind eben jene Bilderzyklen, in denen auf einmal Buddhas Bild als Zentralgestalt erscheint.

Bei dem Vergleich zwischen den Bildwerken von Gandhāra und der Kunst des römischen Reiches drängt sich nun eine merkwürdige Erscheinung auf. Das ist die große Ähnlichkeit zwischen der buddhistischen Kunst jenes Gebietes und der frühchristlichen Kunst des römischen Reiches. Wer zum erstenmal die Bildwerke von Gandhāra sieht und dort Buddha in segnender oder lehrender Stellung von einem Kreise von Jüngern umgeben erblickt, alle in einem und demselben Gewande, das wir gewohnt sind auf frühchristlichen Bildern der römischen Kaiserzeit zu finden, kann sich des Eindruckes nicht erwehren, daß äußerlich wenigstens eine frappante Ähnlichkeit zwischen der Darstellung Christi und Buddhas besteht.

Auf die Ähnlichkeit hat zuerst Fergusson¹ hingewiesen, indem er bemerkte:

„Wenn wir die Bildwerke von Gandhāra mit denen des Westens und namentlich mit den Bildwerken vergleichen, welche die Sarkophage und Elfenbeinschnitzereien der römischen Kaiserzeit schmücken, so wird man unwillkürlich auf die Ähnlichkeit aufmerksam, die sie in vielen Punkten zeigen. Unter den Gandhāra-Skulpturen befinden sich nicht wenige, die, wenn sie in das Museum des Laterans gebracht und dort mit der Aufschrift ‚frühchristlich‘ versehen würden, von 99 unter 100, die die Sammlung besuchen, als solche angesehen werden würden.“

Vincent Smith² bemerkt dazu:

„Fergusson hat mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß manche Bildwerke von Gandhāra für frühchristliche Arbeiten angesehen werden könnten. Aber er unterließ es, dem Vergleich weiter nachzugehen, und so kam es, daß die treffende Bemerkung nur wenig Beachtung fand. Er unterstützte seine Beobachtung durch einen flüchtigen Hinweis auf die frühchristlichen Sarkophage und Elfenbeinschnitzereien. Ich habe meinerseits die prächtige Sammlung von Elfenbeinschnitzereien im South Kensington Museum untersucht. Gerne räume ich ein, daß bei einzelnen Stücken eine künstlerische Verwandtschaft mit den Gandhāra-Werken vorzuliegen scheint. Doch

¹ History of Indian Architecture 181.

² Graeco-Roman Influence 164.

im allgemeinen, glaube ich, sind die Beziehungen zu den Sarkophagen und Schnitzereien nicht so enge. . . . Die besten Parallelen zu den Gandhāra-Reliefs finden sich zwar unter den Überresten der frühchristlichen Kunst, aber an einem Orte, wo man es kaum vermuten sollte, nämlich in den Katakomben von Rom. Es ist unmöglich, mit Hilfe einer bloßen Beschreibung die enge Beziehung zum Ausdruck zu bringen, welche zwischen der Kunst von Gandhāra und der Kunst der Katakomben besteht. Aber ebenjowenig lassen sich die Photographien der beiden Kunstgruppen vergleichen, ohne daß man die Ähnlichkeit gewahrt, die in einzelnen Fällen sich sogar der Identität im Stile nähert. Die augenfällige Analogie in der Darstellung von Buddha und von Christus läßt auf eine sachliche Übereinstimmung schließen.“

Beide Archäologen kommen somit darin überein, daß sie zunächst eine enge äußere Verwandtschaft zwischen den Bildwerken der buddhistischen Kunst von Gandhāra und dem Bilderschmuck der frühchristlichen Kunst finden. Dieser Auffassung wird sich jeder anschließen, der die Erzeugnisse der beiden örtlich so weit auseinander liegenden Kunstsphären vergleicht. Fergusson zieht zum Vergleich die frühchristlichen Sarkophage heran, während Smith die Parallele mit dem Bilderschmuck der Katakomben bevorzugt. Man mag das eine oder das andere tun, in beiden Fällen stellt sich als eine auffällige, nicht wegzuleugnende Tatsache die Ähnlichkeit zwischen buddhistischer und frühchristlicher Kunst heraus.

Auf den ersten Blick lag es nahe, bei dieser Ähnlichkeit zwischen buddhistischen und frühchristlichen Bildwerken die Frage zu prüfen, wie weit etwa an die Möglichkeit oder an die Wahrscheinlichkeit eines christlichen Einflusses auf den späteren Buddhismus gedacht werden dürfe.

Vincent Smith, zweifellos einer der ausgezeichnetsten Forscher auf dem Gebiete der indischen Kunst, hält einen derartigen Einfluß nicht bloß für möglich und wahrscheinlich, sondern er zögert nicht zu bekennen: „Für mich besteht kein Zweifel, daß zwischen der frühchristlichen Kunst und der Schule von Gandhāra ein wirklicher Zusammenhang vorhanden ist.“

Läßt sich diese Ansicht aufrecht halten?

Bei der Untersuchung, ob christliche Einflüsse mit im Spiele sind, müssen in der Kunst von Gandhāra zwei Elemente scharf auseinander gehalten werden: 1. der allgemeine künstlerische Charakter, der in dem Formenschatz und der Technik zur Erscheinung kommt; 2. der besondere künstlerische Charakter, den der Buddhatypus zeigt. Diese Unterscheidung ist von Fergusson und Smith nicht genügend beachtet worden.

Um die allgemeine Ähnlichkeit zu erklären, welche sich in dem frühchristlichen Formenschatz und dem Repertoire von Gandhāra zeigt, ist es

durchaus nicht notwendig, an einen Einfluß der einen Kunst auf die andere zu denken. Die Künstler beider Gruppen können auch aus einer und derselben Quelle geschöpft und sich eines gemeinsamen, dieser einen Quelle entlehnten Formenschatzes bedient haben. Eine solche gemeinsame Quelle ist die klassische Kunst der römischen Kaiserzeit. Die christliche Kunst nahm die Elemente ihres Stils aus dem Formenschatz des kaiserlichen Rom. Derselbe Formenschatz der Kunst des römischen Reiches war es, der nach Gandhāra gebracht und dort im Dienste der buddhistischen Kunst verwertet wurde.

Der Hinweis auf die Malerei der Katakomben liefert die treffendste Illustration zum Ursprung der ornamentalen Bestandteile der Kunst von Gandhāra. Denn das, was uns in diesen ältesten Versuchen als christliche Kunst entgegentritt, ist in Wirklichkeit nichts anderes als römische Kunst, die allmählich mit einem neuen Inhalt erfüllt wird. Die Beziehungen der frühesten christlichen Kunst zur römischen sind von dem verdienten Katakombenforscher Msgr Wilpert¹ in seinem monumentalen Werke dargelegt worden:

„Das Christentum fand in den Anfängen seiner Verbreitung in Rom die Kunst auf einer relativ hohen Stufe. Wie es weder in seiner Aufgabe noch in seiner Macht lag, eine neue Sprache zu erfinden, so war es ihm auch schlechterdings unmöglich, mit einem Schlage eine völlig neue Kunst zu schaffen; es stand vielmehr nichts im Wege, daß es mit der alten Sprache auch die alte Kunst, soweit diese seiner Lehre und Praxis nicht widersprach, in seine Dienste nahm. Profani si quid bene dixerunt, non aspernandum, sagt ein Kirchenlehrer noch zu einer Zeit, wo die Christen bereits ihre eigene Literatur besaßen; um wieviel mehr mußte ein solcher Grundsatz auf dem Gebiete der Kunst und vor allem zu Anfang, wo die Hilfsbedürftigkeit am größten war, seine Geltung haben! Es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß die Grabstätten, in denen man die ersten Christen beisezte, ganz oder zum Teil von heidnischen Künstlern ausgemalt wurden, da wir nicht gut annehmen können, daß mit der Einführung des Christentums in Rom sofort auch eine christliche Malerschule entstanden sei. Mußte man sich ja auch in der Skulptur, in Ermangelung von christlichen Steinmetzen, mit Sarkophagen aus heidnischer Werkstatt begnügen. Unter solchen Umständen haben wir es von vornherein als etwas Selbstverständliches anzusehen, daß wir in der altchristlichen Kunst auf Formen stoßen, die der heidnischen entnommen sind.“

Der Forscher weist alsdann im einzelnen nach, wie die Künstler der Katakomben die dekorativen Elemente der Kunst Roms in ihr Kunstrepertoire aufnahmen. Die ornamentalen Bestandteile, welche für die Ausschmückung der unterirdischen Grabstätten verwendet wurden, stammen fast sämtlich aus der profanen Kunst.

¹ Vgl. Die Malereien der Katakomben Roms, Freiburg 1903, 16 ff.

Nun finden wir in den Denkmälern des Rabultales ein Kunstrepertoire verwertet, das zu demjenigen der Katakomben in naher Beziehung steht.

Wenn daher zwischen der buddhistischen Kunst von Gandhāra und der frühchristlichen Kunst der Katakomben Ähnlichkeit vorhanden ist, so folgt daraus, daß die Bildwerke der Schule von Peshāwar unter dem Einfluß derselben Kunst entstanden sind, die ihre Mitwirkung zur Herstellung der ersten christlichen Bildwerke lieb. Die Kunst, welche in den Dienst des Christentums trat, war die Kunst des kaiserlichen Rom. Aus ihrem Ornamentenschatz wählten die Christen das aus, was ihnen paßte, und verwendeten es zum Schmucke der Wände. Dieselbe römische Kunst, aus der das Christentum der Katakomben schöpfte, fand ihren Weg durch die Vermittlung des Handels nach dem Rabultale und stellte die gleichen Elemente dem Buddhismus zur Verfügung. Daraus erklärt sich die überraschende Ähnlichkeit zwischen buddhistischer und christlicher Kunst in dem allgemeinen Charakter der Denkmäler Gandhāras.

Die Abhängigkeit der daselbst entstehenden Bildwerke von jener Kunst, die allen Erzeugnissen in dem Ornamentenschatz die römische Ursprungsmarke aufdrückte, tritt aber am schärfsten hervor in dem Buddhatypus.

Der Einfluß der Kunst des römischen Reiches in Indien fällt geographisch und chronologisch mit dem Umschwung zusammen, der auf einmal das Buddhabild in den Mittelpunkt des Kultus und der Kunst stellt. Bei allen Skulpturen von Gandhāra fällt sofort die merkwürdige Darstellung auf, die der Persönlichkeit Buddhas gegeben wird. Man glaubt sich bei ihrem Anblick aus Indien in den Bereich des römischen Reiches versetzt.

Buddha, dessen Gestalt bislang ängstlich in der Kunst vermieden wurde, erscheint mit einem Schlage in den Denkmälern als Gott und Erlöser, aber nicht, wie man bei einem Indier erwarten sollte, im indischen Gewande, sondern in einer Kleidung, die alle Merkmale eines fremdländischen Ursprungs verrät. Solange dieser Buddha noch als Prinz Gotama im irdischen Hause weilt, trägt er auf den Reliefs ein indisches Gewand. Von dem Augenblick jedoch, wo er die Laufbahn des künftigen Buddha antritt, geht auch in seinem Gewande ein Wechsel vor. Man sollte meinen, gerade als wandernder Asket werde Gotama das indische Gewand anlegen. Nein! Jede Spur des indischen Asketen ist in der Kleidung verschwunden. Buddha wird in einem langen, faltenreichen Gewande dargestellt. Würdevoll ist die Rechte wie zum Segen oder zur Belehrung

erhoben. Gewandung und Haltung verraten ein fremdes Element. Das Gewand, mit dem der Buddha von Gandhāra angetan ist, war zu keiner Zeit eine indische Kleidung. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß es eine fremdländische Gewandung ist und von außen kommt. Toga-ähnlich ist das Gewand bei stehenden Figuren so um den Körper gelegt, daß es bis zu den Knöcheln herabfällt und den ganzen Körper verhüllt. Es liegt so enge an, daß die Körperformen sich modellieren. Der Faltenwurf folgt in natürlicher und ungezwungener Weise den Gliedern. Am Halse ist das Gewand umgeschlagen, und das unterliegende Schultertuch kommt zum Vorschein.

Unter allen Forschern besteht heute vollkommene Einmütigkeit darüber, daß diese Gewandung aus dem römischen Reiche stammt. So, wie hier Buddha gekleidet ist, kleidete man sich zur Zeit eines Klaudius und Nero im römischen Reiche, also zu jener Zeit, da die römische Provinz Syrien in Handelsbeziehungen zum Nabultale trat.

Ein besonderer Umstand steht damit in enger Verbindung, nämlich die Tatsache, daß dieses römische Gewand in demselben Augenblick auftaucht, da Buddha zum erstenmal im Mittelpunkt der Bilder von Gandhāra erscheint, als Ausdruck des Umwandlungsprozesses, der sich innerhalb des Buddhismus vollzog. Es ist, als wolle der Künstler sagen: Der Umwandlungsprozeß, der jetzt beginnt, vollzieht sich unter Einflüssen, deren Quelle nicht auf indischem Boden, sondern außerhalb Indiens zu suchen ist. Sehr bezeichnend ist in dieser Beziehung das Relief, das die erste Huldigung an Buddha darstellt. Alle Personen tragen indische Kleidung. Indisch ist die ganze Umgebung. Inmitten dieser indischen Welt sitzt Buddha als Lehrer auf dem Throne mit dem römischen Gewande angetan. Neben ihm ruht auf einem römischen Pfeiler mit römischem Kapital das Symbol seiner Lehre, das Rad des Gesetzes. Und die Ornamente, welche die Szene einfassen, entstammen der Kunst der römischen Kaiserzeit. Nicht bloß Buddha erscheint in dem Gewande, wie es während der ersten Jahrhunderte der römischen Kaiserzeit von den Vornehmen in Rom und Athen, in Ägypten und Syrien getragen wurde, dasselbe Kleid schmückt die Jünger Buddhas, während alle andern Figuren, Götter, Fürsten, Landesbewohner, indische Kleidung beibehalten.

Wenn es sich nun lediglich darum handelte, die Einwirkung der Kunst des römischen Reiches festzustellen, könnte es genügen, auf den römischen Charakter jenes Gewandes hinzuweisen. Durch dasselbe wird der Nach-

weis erbracht, daß die Entwicklung der Kunst von Gandhāra in die römische Kaiserzeit fällt.

Aber in dem Buddhatypus, der in diesem Gewande Mittelpunkt der Kunst wird, wollen angesehene Forscher zugleich eine frappante Ähnlichkeit mit dem frühchristlichen Christustypus erkennen. Das Reliefbild eines christlichen Sarkophags im Kaiser-Friedrich-Museum liefert zu einem Reliefbild Buddhas aus Gandhāra im Museum für Völkerkunde eine anschauliche Parallele¹. Das Berliner Fragment zeigt den Herrn in erhabener Ruhe, das Haupt mit dem Nimbus umgeben, die Rechte zum Gestus des Redens oder Segnens erhoben. Dieser Typus fordert geradezu den Vergleich mit dem erwähnten Gandhāra-Relief heraus. Buddha trägt da einen Mantel nach Art der in den ersten Jahrhunderten der Kaiserzeit üblichen Pānula, die, mit einem Ausschnitt für den Hals versehen, über den Kopf gestreift wurde und den Körper glockenförmig verhüllte, so daß die Hände, um sichtbar zu werden, den Mantel seitlich hochheben mußten. Die Rechte ist auf die Brust gelegt und greift in die zur linken Schulter hinaufstrebenden Mantelfalten. So kommt diese Buddhafigur sehr nahe dem Christus des Berliner Sarkophagreliefs².

Diese auffällige Übereinstimmung zu erklären, sind zwei Möglichkeiten denkbar:

Entweder ist die Übereinstimmung zurückzuführen auf die Nachahmung eines Christustypus, oder die Ähnlichkeit beruht auf einem gemeinsamen antiken Modell, das sowohl dem Christustypus als dem Buddhatypus zu Grunde liegt.

Was die erste Möglichkeit betrifft, so sei zunächst auf die früher erwähnte Studie des Kunsthistorikers Dr Hans Graeven hingewiesen. Die Ähnlichkeit veranlaßte ihn zu einem Vergleich einzelner Züge zwischen dem christlichen und dem buddhistischen Relief, dessen Ergebnis in der Überschrift des Aufsatzes „Ein Christustypus in Buddhafiguren“ zum Ausdruck kommt. „Ich glaube“, so schreibt er, „daß hier ein Fall der Befruchtung indischer Kunst durch frühchristliche Werke vorliegt, der bei Erzeugnissen der Gandhāraschule nicht befremdlich sein kann.“

¹ Strzygowski, Orient oder Rom? Beiträge zur Geschichte der spätantiken und frühchristlichen Kunst, Leipzig 1901.

² Hans Graeven, Ein Christustypus in Buddhafiguren (1901) 7. — Grunwedel, Buddhistische Kunst in Indien, Berlin 1900, 156 157.

Der Kunsthistoriker beruft sich hierfür auf das Zeugnis von Vincent Smith, der im Anschluß an den Vergleich indischer Flügelgestalten mit christlichen Engelfiguren gemeint hatte: „Es ist recht wohl möglich, daß die Bildhauer von Gandhāra einzelne Winkte von Künstlern aufgriffen, die mit den Kirchen von Kleinasien und Syrien verbunden sind.“¹

Daß jedoch der Buddhatypus von Gandhāra im Anschluß an einen Christustypus entstanden sein soll, wie Fergusson ebenso wohl als Smith anzunehmen geneigt sind, ist nicht bloß unwahrscheinlich, sondern geradezu unmöglich. Strzygowski nennt zwar die Christusfigur des Berliner Reliefs eine Wiederholung „jenes Typus, mit dem die griechische Kunst der großen Blütezeit geistigen Adel zu kennzeichnen pflegte“. Aber dieser angebliche „Christustypus als Nachschöpfung eines klassischen Vorbildes“ bestand noch gar nicht zur Zeit, als der ihm äußerlich so verwandte Buddhatypus in Gandhāra aufkam. Der Ursprung der Schule von Gandhāra fällt bereits in die erste Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr., und zwar in die Zeit, da Gundaphar Herr von Gandhāra war, wie sich aus den Untersuchungen Sénarts ergibt². Nun erscheint der von dem Christustypus angeblich beeinflusste Buddhatypus von Anfang an auf den Denkmälern der Schule von Gandhāra in denselben fest ausgeprägten Zügen, die wir auf allen andern Bildwerken derselben Gegend sehen. Von einer allmählichen Entwicklung des Buddhatypus ist keine Spur wahrnehmbar. Die Künstler, die den Buddha als Zentralgestalt in den Kreis der buddhistischen Kunst einführten, übernahmen einen in abgeschlossener Durchbildung vorliegenden Typus, der älter ist als der Christustypus. Es ist darum unmöglich, daß die Bildhauer den Typus, nach welchem sie Buddha im Gewande der römischen Kaiserzeit darstellten, „durch das Medium der christlichen Nachschöpfungen erhalten haben“, zu denen die griechischen Porträt Darstellungen die Anregung gaben.

Somit bleibt nur die zweite Annahme übrig, daß ein der griechischen Kunst entlehnter Typus ohne die Dazwischenkunft eines Christustypus als Vorbild diente. Aber es ist nicht schlechthin ein griechisches Modell, das nach Gandhāra gelangte. Wohl ist es richtig, daß, wie Grünwedel bemerkt, die Buddhafigur von Gandhāra „bis zu einem gewissen Grade an die Sophoklesstatue des Laterans erinnert“. Dieser Grieche ist jedoch

¹ Graeco-Roman Influence, im Journal of the Asiatic Society of Bengal LVIII 1, 131.

² Vgl. den nächsten Abschnitt: Gundaphar und die Kunst von Gandhāra.

auf seinem Weg von Athen nach Rom stark romanisiert worden. Der Buddha, der vor uns steht, erscheint durchaus nicht in dem Gewande, das uns auf den vorbildlichen hellenischen Bildern begegnet. Die dort porträtierten Männer tragen keinen fußlangen Chiton, bei ihnen kommt unterhalb des Mantels kein Untergewand zum Vorschein, das bei den Buddhafiguren meistens bis zu den Knöcheln reicht. Der Buddhathypus von Gandhāra erscheint im Gewande des Römers der Kaiserzeit. Dieses Gewand trug man ebensogut in Syrien als in Rom zur Zeit, da die Kaufleute des römischen Reiches im Nabustale erschienen. Jene handeltreibenden Fremdlinge aus dem Westen, mit denen Parther und Inder in Verührung traten, lernten dieselben in einer Kleidung kennen, welcher das Gewand am ähnlichsten ist, das auf den Denkmälern von Gandhāra Buddha von dem Zeitpunkt an trägt, da er seine Laufbahn als Verkünder einer neuen Erlösungslehre antritt.

In seinem bahnbrechenden Werke „Die liturgische Gewandung“ nennt P. Jos. Braun die buddhistischen Gandhāraaskulpturen „merkwürdige Darstellungen, die nicht selten wie ein getreues Bild eines christlichen Priesters aus altchristlicher Zeit in seiner liturgischen Gewandung aussehen“. Den Grund findet er in dem Kleidungsstück, „mit dem auf diesen Bildwerken Buddha und seine Schüler bekleidet erscheinen, und zwar so regelmäßig, daß das Gewand eine Art von Charakteristikum derselben bildet“¹.

Den Ursprung dieses Gewandes leitet der Kunsthistoriker direkt aus dem römischen Reiche her. Aus den profanen wie frühchristlichen Monumenten des römischen Reiches² weist er den Gebrauch des Gewandstückes innerhalb des ganzen Reiches nach und faßt das Ergebnis seiner Untersuchung in den Worten zusammen:

„Nicht bloß in Rom, Gallien, Germanien und Griechenland, sondern auch im Orient muß das Gewand in Gebrauch gewesen sein. Es ist sehr bemerkenswert, daß es ebensowohl auf den angeführten griechischen Bildwerken wie auf den Mosaiken Roms und Ravennas und einer Anzahl altchristlicher Sarkophage vorwiegend bei Darstellungen von Juden vorkommt. Auf den griechischen Monumenten bleibt das so bis in das zweite Jahrtausend hinein. In späterer Zeit, als die Tradition und Schablone die Kunst des Ostens beherrschten, mag diese Gepflogenheit bei ihnen allerdings bloß ein Erbstück aus früheren Tagen gewesen sein. In der altchristlichen griechischen Kunst, welcher stark realistisches Gepräge eigen ist, war sie jedoch ebenso

¹ J. Braun, Die liturgische Gewandung im Okzident und Orient, nach Ursprung und Entwicklung, Verwendung und Symbolik, Freiburg 1907, 243.

² Ebd. 240.

wie auf den durchaus gleichartigen römischen Monumenten wohl nur ein Abbild der wirklichen Verhältnisse."

Wie kommt es nun, daß dieses Gewand, „das in den Provinzen häufiger als zu Rom bei Zivilisten vorkommt“¹, dasselbe Kleidungsstück, das „auf einer Anzahl altchristlicher Sarkophage vorwiegend bei Darstellungen von Juden“ gebraucht wird und das in den ältesten Darstellungen „wohl nur ein Abbild der wirklichen Verhältnisse“ war, gerade „eine Art von Charakteristikum“ für die Denkmäler von Gandhāra wird?

Jene klassische Kunst, die auf den Pfaden des Handels aus dem römischen Reich in das Rabultal eindrang, lieferte das Modell, dem die Buddhafigur nachgebildet wurde. Diese von Rom adoptierte Kunst Griechenlands war es, die in den Dienst des Christentums trat; dieselbe Kunst ist es, aus deren Inventar die buddhistische Schule von Gandhāra den Typus schöpfte, der ihrer Zentralfigur des Kultus zu Grunde liegt. Aus der gemeinsamen römischen Quelle erklärt sich sonach die Ähnlichkeit zwischen dem Christustypus und dem Buddhatypus. Das Gewand wurde ein „Abbild der wirklichen Verhältnisse“, insofern es im Buddhatypus den Mittelpunkt der vom Westen beeinflussten Kunst Gandhāras äußerlich jenen Fremdlingen aus dem römischen Reich assimilierte, mit deren Handel eine neue Kunst — auch eine neue Religion? — in das Rabultal eingedrungen war.

Der vom Westen kommende künstlerische Einfluß war ein durchgreifender. Er ist nur denkbar unter der Voraussetzung, daß von dorthier während eines längeren Zeitraums Künstler nach Peshāwar kamen und im Dienste der daselbst herrschenden Fürsten nach römischen Vorbildern arbeiteten.

Und so legen die Bildwerke Gandhāras in dem Gepräge römischer Kunst, das sie tragen, dasselbe Zeugnis ab, das aus dem Bilde der römischen Münzen spricht, die an der gleichen Stelle gefunden wurden. Die Landschaft, welche das bevorzugte Ziel des römischen Handels mit Indien geworden war, wurde eine Pflegestätte des Einflusses römischer Kunst.

Diese Landschaft ist es, mit welcher das christliche Altertum den Apostel Thomas in Verbindung bringt, insofern der alte Bericht ihn als „Künstler“ zu einem Fürsten gelangen läßt, der den Hauptsitz seiner Macht in eben jenem Peshāwar hatte, wo eine Schule der Kunst als Sprößling der kosmopolitischen Kunst Roms nachgewiesen werden kann.

¹ J. Braun, Die liturgische Gewandung 2c. 241.

II. Gundaphar und die Kunst von Gandhāra.

Daß der Fürst, mit welchem das christliche Altertum die Mission des Apostels Thomas in Verbindung bringt, zur Entwicklung jenes römischen Kunsteinflusses in Peshāwar auch persönlich in irgend welcher Beziehung steht, kann aus demselben übereinstimmenden Zeugnis der Münzkunde und Denkmälerkunde erwiesen werden, das uns in den Beziehungen des römischen Handels und in dem Einfluß der römischen Kunst eine doppelte Verbindung gerade der von ihm beherrschten eng umgrenzten Landschaft mit dem römischen Reiche vor Augen rückt. Es lassen sich die folgenden Tatsachen feststellen:

1. Die Kunsttätigkeit¹, wie sie in den Bildwerken der Schule von Peshāwar sich kundgibt, erscheint nicht als die natürliche Weiterbildung und Entfaltung des Saatkornes, das bereits durch den Einfluß der griechisch-indischen Fürsten im Nordwesten ausgestreut worden, sondern tritt in ihrer Eigenart plötzlich und unvermittelt auf. Von einer allmählichen Entwicklung, einem Fortschreiten zu größerer Fertigkeit ist keine Spur wahrnehmbar. Ebenso plötzlich, wie die eigenartige Kunstbewegung innerhalb des Gebietes von Gandhāra, und bloß dort, auftritt, geht sie zu Ende. Wohl pflanzt sich die Überlieferung der Schule noch durch einige Jahrhunderte in Nachahmungen fort; aber die technische Fertigkeit, der die Schule ihre besten Werke verdankt, erreicht mit einem Schlage ihr Ende. Daraus folgt, daß der Ursprung der Schule auf besondere Einflüsse zurückgeht, mit deren Erlöschen auch die Kunst, soweit sie das Werk einer selbständigen Schule ist, ihr Ende erreicht.

2. Die Entwicklung und Blüte der Schule von Peshāwar verlief innerhalb eines eng umgrenzten Zeitraumes. Die große Ähnlichkeit der Bildwerke untereinander verbietet, dieselben über eine allzu große Zeitdauer zu verteilen. Die überwiegende Masse der bis jetzt bekannten Skulpturen gehört dem 1. und 2. Jahrhundert n. Chr. an. Es mag im einzelnen schwer halten, zu bestimmen, welchem Jahrhundert sie zuzurechnen sind; aber daß die Hauptmasse in diesen Zeitraum verlegt werden muß, darüber kann heute kaum mehr ein Zweifel bestehen.

3. Die ältesten Bildwerke von Gandhāra können nicht später als auf das 1. Jahrhundert angesetzt werden. Den Höhepunkt ihrer Entwicklung

¹ Zum Folgenden vgl. Burgess, *The Gandhāra Sculptures*, im *Journal of Indian Art* 1898, Nr 62, S. 23 ff.

erreichte jedoch die Schule im 2. Jahrhundert. In der ersten Hälfte des 1. Jahrhunderts erscheinen zum erstenmal die charakteristischen Eigentümlichkeiten, durch welche sich die Denkmäler in Gandhāra so scharf von den buddhistischen Bilderzyklen der Denkmäler Zentralindiens abheben. In der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts hat die Kunst von Gandhāra ihre endgültige Ausprägung erhalten. Es wäre, wie Burgeß in Übereinstimmung mit den beiden maßgebenden französischen Forschern Sénart und Foucher hervorhebt, ganz willkürlich gehandelt, wollte man die wichtigsten Denkmälergruppen einer späteren Zeit zuweisen.

4. Daraus folgt, daß die Schule von Peshāwar sich unter jenen Landesherren entwickelte, die während des 1. und 2. Jahrhunderts über Gandhāra herrschten. Nun läßt sich aus den Münzen der Nachweis liefern, daß während dieses Zeitraumes Peshāwar nacheinander die Hauptstadt der parthisch-indischen und der skythisch-indischen Herrschaft war. Damit ist festgestellt, daß jene Schule, welche in so enger Fühlung mit der römischen Kunst ihre Bildwerke schuf, mit den Fürsten jener beiden Dynastien verbunden ist. Diese Fürsten werden noch genauer bezeichnet durch Sénart, wenn er das Ergebnis seiner grundlegenden Untersuchung über die Kunst von Gandhāra in die Worte zusammenfaßt: „Es sind die beiden Namen Gundaphar und Kanishka, um die sich die wichtigsten Denkmäler von Peshāwar gruppieren.“¹ Das bedeutet, daß die Schule von Gandhāra unter dem Einfluß römischer Kunst sich entwickelte, als Peshāwar nacheinander die Hauptstadt des hervorragenden parthischen und des mächtigsten skythischen Fürsten war.

Darüber, daß die Blütezeit jener Schule mit dem Höhepunkt der skythisch-indischen Herrschaft über den Nordwesten Indiens zusammenfällt, hat niemals ein Zweifel bestanden. Es ist eine längst bekannte Tatsache, daß der Buddhismus in der neuen Gestalt, welche die Kunst von Gandhāra zeigt, sich einer außerordentlichen Förderung seitens des Königs Kanishka erfreute. Die archäologischen Forschungen des letzten Jahrzehnts haben darüber neues Licht verbreitet². Die überraschendste Bestätigung aber fand die Tatsache, daß die Kunst des römischen Reiches im Dienste der Herrscher von Gandhāra stand, in dem kostbaren Funde, der den Namen des Königs Kanishka mit dem Namen eines griechischen Künstlers verbunden zeigt.

¹ Vgl. *Journal Asiatique* 1890, 8. Serie, XV 153.

² Smith, *Early History* 224 ff.

Bei dem Funde, der im Jahre 1909 gemacht wurde, handelt es sich um nichts mehr und nichts weniger als um das große Reliquienheiligtum, das der mächtige Förderer des Buddhismus, Kanishka, über der Asche Buddhas im Anfang des 2. Jahrhunderts n. Chr. in der Umgebung des heutigen Peshāwar errichten ließ. Von diesem Reliquienheiligtum hat uns der chinesische Pilger Hiuen-Tsang eine glänzende Schilderung entworfen. Er beschreibt es als das größte und prachtvollste buddhistische Bauwerk, das er in Indien gesehen. Nach seinen Angaben befand sich dasselbe östlich von der Hauptstadt des Reiches. Aber alle Spuren des Denkmals waren verschwunden, bis der französische Forscher Foucher, dem wir die ausgezeichneten Untersuchungen über Gandhāra verdanken, die Aufmerksamkeit auf einige merkwürdige Erdhügel lenkte, die sich eine halbe Meile weit von Peshāwar entfernt zeigen. Er sprach sofort die Vermutung aus, daß möglicherweise diese Hügel das alte Heiligtum bedeckten. Die Andeutung wurde von dem Chef der archäologischen Kommission für den Nordwestbezirk, Dr Spooner, aufgegriffen¹. Als einer der Hügel freigelegt wurde, stieß Dr Spooner auf eine Reliquienkammer. Die Deckplatte war eingefallen; aber in einer Ecke stand noch aufrecht und fast unverletzt der Reliquienschrein, der angebliche Überreste Buddhas barg. Der Schrein enthielt ein Bronzekästchen. Darinnen fand sich ein kleines Gefäß aus Bergkristall mit einigen verfohten Knochenteilchen. Waren es wirklich Überreste Buddhas? So sehr diese Frage die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen konnte, so trat sie doch für den Archäologen ganz zurück vor dem bildnerischen Schmuck und der Inschrift, die zu Tage kamen, als das Bronzegefäß gereinigt wurde. Nach und nach kamen zierlich gestaltete Figürchen zum Vorschein und dazwischen eine in fein punktierten Linien ausgeführte Inschrift. Der Deckel des Bronzegefäßes zeigte eine geöffnete Lotusblume mit einem Buddha in sitzender Stellung, dem anbetend zwei Schüler zur Seite stehen. Die Außenwand des Gefäßes zeigte in Hochrelief griechische Amoretten, welche einen wellenförmig gewundenen Kranz hielten, zwischen dessen Windungen Buddhafiguren eingefügt waren. Doch das höchste Interesse rief die zentrale Figur wach, die größer als alle andern Gestalten in hervortretender Stellung ausgeführt war: eine Königsgestalt in aufrechter, stehender Haltung zwischen zwei geflügelten Genien, die einen Siegeskranz

¹ Vgl. Notes on Archaeological Exploration in India 1908—1909, by J. H. Marshall; Journal of the Royal Asiatic Society, Oct. 1909, 1056 ff: The stūpa of Kanishka and relics of the Buddha.

hielten. Wen die Gestalt darstellte, darüber ließ die Inschrift keinen Zweifel, die deutlich den Namen des Kanishka als Geber zeigte. Die größte Überraschung aber bereitete die Inschrift durch den griechischen Namen, der mit dem Namen des Königs verbunden war. Die Entzifferung enthüllte einen „Agisalaos“ als Künstler im Dienste des Königs Kanishka.

Die Bedeutung dieses Fundes bedarf keiner Erläuterung. Das Bronzegefäß, das den Namen des skythischen Beherrschers von Peshāwar mit dem Namen eines Griechen verband, der in seinem Dienste arbeitete, stellte die Tatsache vor Augen, daß in der Hauptstadt von Gandhāra die Kunst der römischen Kaiserzeit am Hofe des dort regierenden Fürsten Verwendung fand. Kanishka war der Zeitgenosse der Kaiser Hadrian und Markus Aurelius. Der Anfang seiner Regierung muß um das Jahr 120 angesetzt werden, also beiläufig hundert Jahre nach dem Regierungsanfang seines parthischen Vorgängers Gundaphar in demselben Gandhāra. Was demnach die Legende von dem parthischen König berichtet, der sich aus der römischen Provinz Syrien einen „geschickten Künstler“ zu verschaffen suchte, damit derselbe in seinem Dienste arbeite, das liegt in dem inschriftlichen Zeugnis eines Fundes, der in eben jener einst von Gundaphar beherrschten Stadt gemacht wurde, als geschichtliches Vorkommnis verbürgt. Gerade so, wie die Inschrift die Namen Kanishka und Agisalaos, den skythisch-indischen König und den griechisch-römischen Künstler verbindet, so verknüpft die Legende Gundaphar und Thomas, den parthisch-indischen König und den syrisch-römischen „Künstler“, an demselben Ort, welcher der Schauplatz einer unter dem Einfluß römischer Kunst tätigen Schule geworden war. Nur ein Zeitraum von hundert Jahren liegt zwischen Gundaphar und Kanishka. Es ist die Periode, während welcher die Hauptmasse jener Bildwerke entstand, die den Stempel römischer Kunst als unzweideutige Ursprungsmarke tragen.

Bedeutet Kanishka als Herr von Gandhāra den Höhepunkt der Kunst, der jene Werke schuf, so führt uns Gundaphar in die Anfänge jener merkwürdigen künstlerischen Bewegung, welche zur Folge hatte, daß Bildhauer aus den asiatischen Provinzen des römischen Reiches ihren Weg in den Nordwesten Indiens fanden. Der Ursprung der Schule fällt mit der Zeit zusammen, da über Gandhāra der parthisch-indische Fürst regierte, mit welchem das christliche Altertum den Apostel Thomas verbindet. Die Regierung dieses mächtigsten aller parthischen Könige, die über

das Kabultal herrschten, begegnet sich mit dem außerordentlichen Aufschwung des See- und Handelsverkehrs zwischen dem römischen Reiche und Indien.

Die parthischen Fürsten, die an der Ostgrenze des eigentlichen parthischen Reiches auf indischem Boden eine Sonderherrschaft errichtet hatten, folgten derselben Politik der Freundschaft mit Rom, welche jene parthische Dynastie einschlug, die sich an der Westgrenze Parthiens auf armenischem Boden festgesetzt hatte. Während die parthischen Großkönige aus dem Hause der Arsakiden in steter Fehde mit Rom lagen, suchten jene Parther, die im Osten und im Westen eine selbständige Macht auf fremdem Boden begründet, Anschluß an Rom. Wie die armenischen Parther, so legten die indischen Parther besondern Wert auf freundschaftliche Beziehungen zum römischen Reiche. Rom war mächtig. Seit Augustus hatte sich die Kunde von der Macht und dem Reichtum der Herrin der Welt immer mehr unter den Völkern des Ostens verbreitet. Römische Legionen fanden zwar nicht den Weg bis an die Grenze Indiens wie einst die Phalangen Alexanders d. Gr.; aber der Weg, der dem römischen Adler über Land versperrt blieb, öffnete sich dem Handel quer über den Indischen Ozean. Auf seinen Schwingen erschien die römische Handelsflotte an der Nordküste Indiens.

Von dem Ruhm und der Macht des großen Reiches im Westen angezogen, traten die parthisch-indischen Fürsten in Verkehr mit jenen Provinzen, welche den Handel zwischen Rom und Indien vermittelten.

Die Annalen der chinesischen Geschichte haben uns in den Beschreibungen, die sie von Syrien, seinem Wohlstand und seiner Kunst entwerfen, die Tatsache aufbewahrt, daß diese Provinz als Vermittlerin der Handelsbeziehungen zwischen Ost und West der Herold der Größe und Macht des römischen Reiches geworden war. Derselbe syrische Unternehmungsgeist, der den Namen des Kaiserreiches bis in das Herz Chinas getragen hatte, trug ihn in das nordwestliche Indien bis tief in das Kabultal, wo die parthische Herrschaft aufgerichtet war.

Der Handelsverkehr schuf besondere Beziehungen zwischen Syrien als Industriezentrum des römischen Reiches und jenem Peshāwar, das der Kreuzungspunkt der innerasiatischen Handelsstraßen war. Vermittlerin dieser Beziehungen war die blühende Handels- und Hafenstadt Barugaza auf der wichtigen Handelsstraße, die von der Küste durch das nordwestliche Indien nach Gandhāra führte.

Die Beziehungen beschränkten sich aber bald nicht mehr auf den Handel. Dem Handel folgte die Kunst. Die reiche und mächtige Provinz Syrien war der Schauplatz einer großartigen Bautätigkeit geworden, und die Kunde von der Pracht ihrer Bauwerke hatte sich durch den Handel zu den parthisch-indischen Fürsten fortgepflanzt, als der Ruf von dem Wohlstande Syriens bis in die fern gelegenen Länder des Ostens drang. So bahnte sich römische Kunst den Weg nach Gandhāra. Das Ergebnis liegt in den Denkmälern des Kabultales vor.

Als ein Zeuge des machtvollen Einflusses, den der Name des römischen Reiches bis in die entfernte Landschaft Nordindiens ausübte, stehen heute die Denkmäler der Schule von Peshāwar vor uns. Aber in ihrem ornamentalen Charakter bedeuten sie noch mehr. Sie stehen vor uns als der archäologische Interpret einer dunkeln Überlieferung der christlichen Vorzeit. Die Sprache derselben klang ehemals so fremd, so sagenhaft. Und siehe da, was nur ein Mythos zu sein schien, taucht vor dem Auge des Archäologen aus dem Schutte der Ruinen in Bildern und Münzen und Inschriften als historische Wirklichkeit auf!

Was alle Merkmale einer Dichtung an sich trug, rückt auf dem Boden einer vom römischen Reiche beeinflussten Kunst der historischen Wahrheit nahe. Wer hätte jemals auf den Gedanken kommen können, daß in jenen treuherzigen künstlerischen Darstellungen der Vorzeit, die St Thomas als Baumeister im fernen Indien mit Maßstab und Meßschnur vor Augen führen, eine alte historische Erinnerung in das Dunkel der mittelalterlichen Kathedralen hineinleuchtete! Denn soviel wenigstens ist jetzt nachgewiesen, daß tatsächlich das Reich des Königs, an dessen Hof Thomas berufen wird, zu seiner Zeit der Schauplatz einer Kunst wurde, die unter dem Einfluß der Kunst des römischen Reiches stand. Die Archäologie des indischen Altertums gibt also eine wortgetreue Interpretation jener Überlieferung des christlichen Altertums, die den Apostel als „Künstler“ in das Land des Parthers Gundaphar verpflanzt — „wortgetreu“, insofern sie die Tatsache vor Augen stellt, daß das dem Apostel in der Legende zugewiesene parthisch-indische Arbeitsfeld gerade durch besondere Beziehungen des Handels und der Kunst mit jener römischen Provinz verbunden ist, von der das Christentum ausging.

Sechste These.

In der Legende, die den Apostel Thomas mit dem parthisch-indischen König Gundaphar verbindet, pflanzt sich die historische Erinnerung an eine Missionsreise des Apostels nach dem Nordwesten Indiens fort, welche in der Kirche von Edessa als eine literarische und liturgische Überlieferung bewahrt wurde.

Im Zeitalter des Apostels Thomas war die römische Provinz Syrien durch Beziehungen des Handels und der Kunst mit dem Nordwesten Indiens, d. h. mit jenem Gebietsteile verbunden, in welchem der von der Legende erwähnte König als historische und zeitgenössische Persönlichkeit wieder entdeckt worden ist.

Ist es gestattet, auf Grund dieses archäologischen Ergebnisses für die indische Missionsreise des Apostels Thomas historische Glaubwürdigkeit in Anspruch zu nehmen?

Von Anfang an wurde an die Spitze der ganzen Untersuchung die Unterscheidung gestellt zwischen historischer und künstlicher Legende und diese Unterscheidung auf den ersten Teil der Legende eingeschränkt, der von der Missionsreise des Apostels in das Reich des Königs Gundaphar berichtet. Liegt hier eine historische Legende, d. h. eine Erzählung vor, die, wenngleich fagenhaft ausgesponnen, doch auf einer historischen Tatsache beruht, oder haben wir es lediglich mit einer dichterischen Verherrlichung der Gründung der indischen Kirche zu tun?

Der Beweis für den Satz, daß in der Überlieferung, welche dem Apostel Thomas Indien als Arbeitsfeld zuweist, die geschichtliche Erinnerung an eine Missionsreise erhalten geblieben ist, muß gegründet werden auf die inneren und äußeren Merkmale der historischen Glaubwürdigkeit.

I. Die inneren Merkmale der historischen Glaubwürdigkeit.

Unter inneren Merkmalen der Glaubwürdigkeit sind diejenigen Data der Legende zu verstehen, deren Bezeugung durch den altüberkommenen Bericht nur erklärlich wird unter der Voraussetzung, daß der Apostel Thomas tatsächlich nach Indien und zwar in den Nordwesten Indiens gekommen ist.

Die historischen Elemente, welche in die Legende verwoben sind, lassen sich auf zwei grundlegende Data zurückführen: auf die Verbindung des Apostelnamens mit dem Namen eines parthisch-indischen Königs und auf

dessen Beziehungen zur Kunst des Westens. Aus dieser doppelten Beziehung ergibt sich die Schlußfolgerung, daß der Kern der Überlieferung, d. h. die Kunde von einer Missionsreise, welche den Apostel Thomas in Verbindung brachte mit einem parthisch-indischen Reiche, nicht erfunden sein kann, sondern auf historischer Grundlage beruhen muß.

Der leitende Gedanke der Beweisführung ist folgender:

Sowohl der Name des Königs als dessen Beziehungen zur Kunst des römischen Reiches sind ausschließlich in der Überlieferung des christlichen Altertums erhalten geblieben. So bedeutend die Herrschaft jenes Königs auch einst war, wie sich jetzt aus dem Zeugnis der Münzkunde ergibt, und so tiefgreifend der Einfluß römischer Kunst gewesen, wie die Denkmalkunde bezeugt, so sind doch beide Tatsachen außerhalb des christlichen Altertums ganz unbekannt geblieben. Die Erinnerung daran wäre überhaupt vollständig untergegangen innerhalb des Gesamtkreises der literarischen Überlieferung, wenn sich nicht die Überlieferung des christlichen Altertums treuer erwiesen hätte als die des profanen Altertums, indem sie beide Tatsachen in Verbindung mit der historischen Überlieferung einer Missionsreise des Apostels Thomas nach Indien aufbewahrte. Darauf stützt sich der weitere Beweis.

Um nämlich diese Verbindung zu erklären, gibt es nur zwei Möglichkeiten: Entweder hat der Verfasser der *Alta* die Verbindung dieser verschiedenen Momente frei erfunden oder er hat sie aus einer bereits in Umlauf befindlichen Überlieferung übernommen. Das erste ist undenkbar. Es bleibt daher nur übrig, daß der Verfasser diese Verbindung aus einer bereits vorhandenen Überlieferung schöpfte. Gab es aber eine ältere Überlieferung, welche den Königsnamen mit dem Apostelnamen verband, dann geht diese literarische Verbindung der beiden Namen auf eine historische Verbindung der beiden Persönlichkeiten zurück. Mit andern Worten:

Eine dichterische Komposition ist zwar die Legende in ihrer vorliegenden Gestalt. Viele Einzelzüge verraten sich auf den ersten Blick als ein Erzeugnis phantasiereicher Erfindung. Aber sowenig Gundaphar und die Kunstbeziehung seines Reiches ein Werk der Erfindung sind, sondern sich in vollem Einklang mit den historischen, chronologischen und geographischen Data des indischen Altertums befinden, ebensowenig kann angenommen werden, daß ihre Verbindung mit Thomas ein Erzeugnis dichterischer Willkür sei. Der Verfasser, dem die Legende ihre heutige Gestalt verdankt, erfand nicht die Kombination von Thomas und Gundaphar, sondern

übernahm die Verbindung des christlichen Glaubensboten und des parthisch-indischen Königs so, wie er dieselbe als Überlieferung vorfand. Es war die Kunde von einer Missionsreise des Apostels Thomas in das Reich jenes Königs. So sagenhaft ausgeschmückt diese Kunde bereits sein mochte, so hielt sie trotzdem historische Erinnerungen in dem Namen des Königs fest, mit welchem der Name des Apostels verflochten wird. Aber nur deswegen konnte die darin sich fortpflanzende Überlieferung den Namen des Königs und dessen Beziehung zur Kunst des Westens aufbewahren, weil die Missionsreise wirklich stattgefunden und den Apostel in das Reich jenes Königs geführt hatte.

Der Schwerpunkt der Beweisführung liegt daher in dem Nachweis, daß sowohl die Verbindung des Königsnamens mit dem Apostelnamen, als die Beziehung dieses Königs zu der Kunst des Westens nicht erst im Laufe der Legendenbildung erfunden sein kann.

1. Thomas und Gundaphar.

Die Verbindung von Thomas mit Gundaphar entsprang weder der dichterischen Einbildungskraft des Verfassers der Akta, noch ist sie ein Erzeugnis der Willkür freier Legendenbildung; das ergibt sich aus einer einfachen Darlegung des historischen Sachverhaltes.

Überraschen muß es, daß der Name des Königs ausschließlich in der christlichen Literatur vorkommt. Hat es einen König dieses Namens gegeben, der mit dem römischen Reich in Verbindung stand, wie es von Gundaphar in der Legende behauptet wird, dann sollte man meinen, eine Erinnerung an ihn hätte sich nicht bloß in der christlichen Literatur, sondern auch — und vielleicht vor allem — in der geographischen Literatur der Kaiserzeit erhalten können, die so manchen indischen Namen aufbewahrt hat. Als Ergebnis der Durchforschung aller Denkmäler stellt sich jedoch die Tatsache heraus, daß selbst der bloße Name Gundaphar dem historischen Wortschatze des gesamten klassischen und orientalischen Altertums fremd ist. Er ist ein novum und unicum. Für andere historische Namen, auch wenn sich die Identität der Träger nicht nachweisen läßt, läßt sich wenigstens eine Parallele beibringen, die zeigt, daß der Name in Gebrauch war. Der Umstand jedoch, daß sich zu Gundaphar gar kein Analogon findet, mußte den Eindruck erwecken, daß die Wortbildung nichts weiter als eine willkürliche Wortprägung war, frei erfonnen, um damit eine ebenso frei erfonnene Persönlichkeit als Bindeglied zwischen Thomas und Indien zu

gewinnen. Die Legendenbildung nahm sich nicht einmal die Mühe, das Erzeugniß ihrer phantasievollen Schöpfung unter einem der vielen in Umlauf befindlichen historischen Namen Indiens oder Persiens zu verbergen. Vor dem Forum der historischen Kritik schien daher die Persönlichkeit, die mit einem solchen Namen bezeichnet war, jede Daseinsberechtigung zu verlieren. Wie soll ein Name geschichtliche Erinnerungen fortpflanzen, der nur in einem verdächtigen Winkel der apokryphen Literatur ein sagenhaftes Dasein fortlebt, während das gesamte römisch-griechische und indisch-persische Altertum schweigt?

Es hat sich indessen noch immer als bedenklich erwiesen, aus dem bloßen Schweigen der Quellen Schlußfolgerungen zu Ungunsten einer Überlieferung zu ziehen. Das lehrt wieder dieser mit dem Namen des Apostels Thomas zusammen genannte Königsname.

Es wurde bereits gezeigt, wie die Erforschung des indischen Altertums die Persönlichkeit des Königs der historischen Wirklichkeit zurückgegeben hat. Münzen und Inschriften haben in dem Träger des Namens einen Zeitgenossen des Apostels nachgewiesen. So ist es Thomas allein, dessen Andenken der Kanak wurde, durch den dieser historische Name in der literarischen Überlieferung sich fortpflanzte, während er in der gesamten profanen Literatur gemeinsam mit vielen andern parthischen und sathyischen Königsnamen verloren ging. Eine solche Verbindung des Apostelnamens und des historischen Königsnamens kann nicht wohl auf die Willkür freischaffender Legendenbildung und dichterischer Einbildungskraft zurückgeführt werden. Das ergibt sich aus dem Charakter der Legende.

Die Thomas-Legende, wie sie heute in den Akta vorliegt, verherrlicht die Gründung der indischen Kirche durch einen Apostel. Gehört sie darum unter jene große Klasse von Gründungsgeschichten, bei denen die Legendenbildung darauf ausgeht, die Gründung in ein möglichst hohes Alter und auf eine ehrwürdige Persönlichkeit zurückzuführen? An und für sich steht einer solchen Annahme nichts entgegen. Die Gründung der indischen Kirche geht zweifellos in ein sehr hohes Alter zurück. Fürs erste brauchen wir dabei überhaupt nicht an eine bestimmte Persönlichkeit zu denken, an einen Glaubensboten, der nach Indien kam, um das Evangelium zu verkünden. Der römische Handel hatte den Weg nach Indien gefunden. Eine wenn auch noch so kleine syrische oder griechische Niederlassung bot den natürlichen Boden für die Entwicklung einer christlichen Gemeinde, sobald Christen sich unter den Kaufleuten befanden, die ihren Glauben als ein

gemeinschaftliches Bekenntnis pflegten. Der Kaufmann zog den Glaubensboten nach sich. Syrien oder Aegypten sandte Priester. Damit war der erste Anstoß zu einer Kirche in Indien gegeben, aber auch zugleich zu einer schnell sich entwickelnden Legendenbildung, die bestrebt war, die Anfänge der Kirche im fernen Indien an ehrwürdige Erinnerungen anzuknüpfen. Handel und Schifffahrt brachten die Kunde von den ersten Anfängen christlichen Lebens aus den indischen Hafenplätzen nach dem Westen zurück. Die Nachricht fand ihr Echo in den syrischen und griechischen Gemeinden Kleinasiens. Je mehr die Kunde in diesen von Begeisterung für die Ausbreitung des Glaubens erfüllten Kreisen in Umlauf kam, um so näher lag der Anreiz, die Erzählung möglichst wirkungsvoll wiederzugeben und den Eindruck durch Ausschmückungen zu steigern. Erzählung und Wiedererzählung eröffneten den „Prozeß der Sagenbildung“. Bei diesem Prozeß zeigt sich die häufig wiederkehrende Erscheinung, daß der Eindruck, den Ereignisse hinterlassen, im Laufe der Zeit in einer einzelnen hervorragenden Persönlichkeit zusammengedrängt wird. Namentlich tritt dies bei Gründungsgeschichten leicht zu Tage.

So wäre es an und für sich wohl denkbar, daß der Thomas-Legende als einzige Tatsache nur die vielleicht ins apostolische Zeitalter zurückgehende Ausbreitung des Christentums an der Küste Indiens zu Grunde läge. Das Streben, den Anfängen der indischen Kirche einen besonders ehrwürdigen Charakter zu geben, hätte dazu geführt, einen Apostel mit ihnen in Verbindung zu bringen. Die Wahl fiel auf Thomas. Eine wirkliche geschichtliche Grundlage hätte dann die Verbindung des Apostels mit der ersten Ausbreitung des Christentums nicht. Der historische Gehalt beschränkte sich auf die tatsächlich im apostolischen Zeitalter erfolgte Gründung einer Christengemeinde in Indien, die dadurch in besondere Beziehungen zur syrischen Kirche trat, daß sie von dorthier ihre Priester und Bischöfe bezog. Unter dieser Voraussetzung könnte die Legende nur insoweit eine geschichtliche Grundlage für sich beanspruchen, als sie eine Verherrlichung der ins apostolische Zeitalter zurückgehenden Anfänge jener engen Beziehungen bedeutete, die zwischen der indischen und der syrischen Kirche seit sehr früher Zeit geschichtlich bezeugt sind.

So dunkel auch der Ursprung der Christengemeinden sein mag, so stehen doch drei Tatsachen außer Zweifel: 1. Das Vorhandensein dieser Gemeinden geht tief in das christliche Altertum zurück. 2. Diese Gemeinden standen, soweit sie sich historisch nachweisen lassen, immer in engen

Beziehungen zu Syrien. 3. muß die Tatsache hervorgehoben werden, daß dieselben sich gerade an jenem Punkte Indiens befinden, wo, wie nachgewiesen wurde, seit dem Anfang der christlichen Zeitrechnung ein lebhafter Handel mit dem römischen Reiche seinen Hauptstützpunkt hatte.

Im Hinblick auf diese dreifache Tatsache wäre die Möglichkeit nicht von der Hand zu weisen, daß die alten Christengemeinden Indiens und deren Beziehungen zu Syrien in die älteste Zeit, vielleicht sogar in die der Apostel zurückgehen, ohne daß an ihrer Gründung ein Apostel beteiligt ist. Die in der syrischen Kirche fortlebende uralte Erinnerung an die Anfänge der indischen Kirche konnte der Ausgangspunkt einer legendenhaften Gründungsgegeschichte werden. Die Tatsache der Gründung der Kirchen im apostolischen Zeitalter würde dann allein die geschichtliche Grundlage der Thomas-Legende bilden. Die Gründung durch den Apostel Thomas jedoch wäre eine freie Erfindung, die bezweckte, die Anfänge durch die persönliche Mitwirkung eines Apostels zu verherrlichen.

Nun verbindet aber die Legende den Apostel durch den Königsnamen nicht mit dem Süden, sondern mit dem Norden. Dadurch setzt sie sich in Gegensatz zu dem uralten Glauben, der in der syrischen Kirche Indiens fortlebte, daß der Apostel Thomas das Christentum im Süden Indiens begründete.

Und gerade der Umstand, daß die älteste literarische Gestalt der Überlieferung, wie sie in den Thomas-Akten erhalten ist, den Apostel weder mit den südindischen Handelsbeziehungen des römischen Reiches noch mit den südindischen Beziehungen der syrischen Kirche in Verbindung bringt, sondern mit einem Namen, der in der profanen Überlieferung vollständig untergegangen war, leiht der Glaubwürdigkeit der Überlieferung ein bedeutendes Gewicht. Allerdings stellt sie sich dadurch in Gegensatz zu der unter den syrisch-malabarischen Christen sich fortpflanzenden Überlieferung, die die Gründung ihrer Kirche auf Thomas zurückführt. Aber dadurch beweist die Überlieferung, welche in den Thomas-Akten sich fortpflanzt, daß sie nicht im Dienste einer Tendenz stand, die nachträglich Verbindungen erdichtete, um der Gründung der Kirche Indiens einen apostolischen Charakter aufzudrücken. Wohl feiert die Legende in ihrer vorliegenden poetischen Gestalt die Gründung der Kirche Indiens durch Thomas. Wäre sie aber unter dem Einfluß und gleichsam im Dienste jener alten christlichen Gemeinden Südiens entstanden, um die Anfänge in ein möglichst ehrwürdiges Alter hinaufzurücken, dann hätte sie zweifellos den Apostel in

den Süden Indiens geführt. Und es wäre ein leichtes gewesen, geographische und historische Namen zu finden, mit denen der Namen des Apostels verbunden werden konnte, um der Erzählung ein historisches und indisches Kolorit zu geben, Namen von südindischen Königen, welche längst durch die Kaufleute bekannt geworden, von südindischen Häfen, welche den römischen Geographen seit Plinius vertraut waren. Statt dessen taucht ein Königsname auf, der sonst vollständig unbekannt ist. Unter solchen Umständen ist die Annahme einer freien Erfindung ausgeschlossen.

Es gab so viele parthische Königsnamen, wie die Münzen zeigen, Namen von Fürsten und von Satrapen, die auf parthische Herkunft hinweisen: Maves, Ajes, Azilises, Vonones, Spalahores, Spalagadames, Spalhris, Spalirises, Pakores, Zeionises, Sanabares, Arsakes. In Umlauf waren die Goldmünzen der bedeutenden skythischen Fürsten Radphises, Kanishka, Huvishka, Vāsudeva. Dazu kommen noch die Namen griechischer Fürsten, die wenigstens an einzelnen Punkten des Nordwestens bis in den Anfang der christlichen Zeitrechnung hinein herrschten. Aus allen Namen, griechischen, parthischen, skythischen, holt sich der Verfasser der Akta den einen Namen Gundaphar hervor, der selbst als parthischer Name nirgendwo sonst vorkommt.

Um die Tragweite dieses Beweismomentes zu würdigen, muß ferner daran erinnert werden, daß die parthisch-indischen Fürsten, zu denen Gundaphar gehörte, bereits seit einem Jahrhundert vom Schauplatz des nordwestlichen Indien verschwunden waren, als die Überlieferung von des Thomas Fahrt nach Indien die Fassung erhielt, welche in den Akta vorliegt. Die Entstehung der Akta wird in die erste Hälfte des 3. Jahrhunderts gesetzt.

Um jene Zeit war die Erinnerung an die parthisch-indischen Fürsten längst erblichen vor dem Glanz ihrer skythisch-indischen Nachfolger. Diese hatten ein viel größeres und mächtigeres Reich gegründet. Ihr Einfluß machte sich durch das ganze nördliche Indien geltend. Als Herren von Gandhāra erfreuten sie sich eines Ansehens, wie es die Parther nie besaßen. Von dem mächtigsten unter ihnen erfahren wir ausdrücklich, daß in seinem Dienste Künstler des römischen Reiches standen. Heute wissen wir auf Grund des Zeugnisses der Denkmalkunde, daß gerade unter den skythisch-indischen Fürsten die Kunst von Gandhāra ihren Höhepunkt erreichte. Die parthischen Namen Arsakes, Pakores, Gundaphar, Abdagases waren begraben und vergessen. Als Förderer der Kunst standen im Vorder-

grund Kanishka, Huvishka, Vāsudeva. Und nun taucht auf einmal in dem Kreise, aus dem die Thomas-Akten hervorgingen, hundert und mehr als hundert Jahre nach dem Erlöschen der parthischen Dynastie, ein parthischer Königsname auf, der für die römisch-griechischen Schriftsteller derselben Zeit so wenig Bedeutung hatte, daß er auch nicht die leiseste Spur hinterlassen hat. Es ist ein Name, der selbst als Wortbildung ein Unikum darstellt. Durch volle achtzehn Jahrhunderte war das Vorhandensein eines solchen Namens ganz unbekannt.

Vielleicht wird jemand einwenden, daß dem Verfasser der Legende daran gelegen sein konnte, den parthischen Charakter des indischen Missionsfeldes hervorzuheben, in das er Thomas gelangen ließ. Wenn jedoch das die Absicht war, so standen andere Namen zur Verfügung, die den parthischen Ursprung viel deutlicher zum Ausdruck brachten und als parthische Königsnamen den Bewohnern Syriens und Kleasiens auch vertrauter waren, z. B. Bakores und Arsakes. Man würde es verstehen, wenn der Verfasser, um seinem Roman ein historisches Kolorit zu geben, einen dieser historischen Namen mit Thomas verbunden hätte. Das waren parthische Namen, die auch in den literarischen Kreisen bekannt sein konnten, welche der Legende ihre heutige Fassung gaben. Der Verfasser der Legende wählt hingegen einen Namen, zu dem sich sonst nirgendwo ein Analogon findet. Von einem Parther Gundaphar ist in der langen Reihe der Großkönige und Satrapen von Parthien nichts bekannt. Aber gerade dieser Name, ein parthisches *Ἀπαξ λεγόμενον*, wird hervorgezogen und mit Thomas verbunden. Und es trifft sich, daß der Träger jenes Namens ein Zeitgenosse des Apostels ist. Geradezu überraschend aber ist die genaue Kenntnis der zeitgenössischen Entwicklung des Reiches von Gundaphar, die der Verfasser der Akta dadurch verrät, daß er eine Kunst ermittelt, die sich in Abhängigkeit vom Einfluß des römischen Reiches entwickelte. Im Falle jener freien Kombination müßte man zugestehen, daß die Redaktion des Legendenstoffes „Thomas und Gundaphar“ von einem ganz auffallenden und außerordentlichen Glück begünstigt wurde. Die Brücke, die sie mit Hilfe dieses Zeitgenossen baut, um Thomas aus Syrien nach Indien gelangen zu lassen, paßte so vorzüglich zu dem Verkehr, der zwischen dem römischen Reich und Indien im allgemeinen und zwischen Syrien und Gandhāra im besondern bestand, als wäre sie die natürliche Grundlage einer historischen Verbindung des Apostels mit dem König. Obschon die literarische Verbindung der beiden Namen ein willkürliches Erzeugnis der

frei schaffenden Legendenbildung wäre, so stimmten doch alle geographischen, historischen, chronologischen Verhältnisse in einer Weise, wie es sonst nur der Fall ist bei einer Überlieferung, die an eine historische Wirklichkeit anknüpft. Der Verfasser der Legende müßte ganz besondere archäologische Nachforschungen angestellt haben, um in dem König jenen Zeitgenossen zu entdecken, der allen Anforderungen der Geschichte und Geographie entsprach.

Es genügt, diesen Tatbestand klarzulegen, um sofort zu erkennen, daß die Verbindung des Königsnamens mit dem Namen des Apostels keine bloße Erfindung des Verfassers der Akta sein kann. Es bleibt also nur die Annahme übrig, daß der Verfasser der Akta die Verbindung von Thomas und Gundaphar einfach so übernahm, wie er sie in einer in Umlauf befindlichen Überlieferung vorfand, als historische Erinnerung. Als historische Überlieferung, die in jeder Beziehung mit den Zeitverhältnissen übereinstimmte, konnte die Verbindung von Thomas und Gundaphar aber nur deshalb fortleben, weil die Erinnerung an die Missionsreise, welche beide Namen verband, auf historischer Grundlage ruhte. Das erhellt noch deutlicher aus dem zweiten inneren Merkmal der Glaubwürdigkeit.

2. Thomas und Gandhāra.

Die Verbindung des Apostels mit dem Namen eines Königs, der Beziehungen zur Kunst des Westens unterhält, läßt sich nur erklären unter der Voraussetzung, daß die Kunde von der Missionsreise eine historische Erinnerung aufbewahrt. Die Idee von der Verwendung eines Künstlers im Dienste des Königs scheint auf den ersten Blick lediglich dem Zwecke zu dienen, die Ausbreitung des Evangeliums im Bilde des Aufbaues eines himmlischen Palastes zu schildern. Diese Vorstellung ist so tief in den ältesten Urkunden des Christentums begründet und wird in so mancherlei Wendungen zum Ausdruck gebracht, daß es an sich nicht überraschen dürfte, wenn die Erfindungsgabe des Verfassers der Akta sich dieser Vorstellung bedient hätte, um darauf die poesievolle Erzählung einer indischen Künstlerfahrt aufzubauen. Ein ganz anderes Gesicht gewinnt aber die Sache, wenn es sich herausstellt, daß tatsächlich in einem Teile Indiens Künstler aus dem Westen bei der Ausschmückung von Bauwerken Verwendung fanden. Läßt sich der Beweis erbringen, daß sich in Indien oder in einem Teile Indiens eine Kunst ausbildete, die deutliche Spuren des syrischen Einflusses trägt, dann ist uns in der Erzählung, daß Thomas

an einen „König der Indier“ verkauft wird und als „Künstler“ nach Indien zieht, ein Zug überliefert, der sich in auffallendem Einklang mit den zwischen Indien und dem Westen bestehenden Beziehungen der Kunst befindet. Die Legende geht, indem sie Thomas auf diese Weise nach Indien gelangen läßt, von einem geschichtlichen Zuge aus, der jener Reise von vornherein ein historisches Kolorit gibt.

Gleichwohl würde man zu weit gehen, wollte man aus jener Übereinstimmung sofort einen sichern Beweis für die Glaubwürdigkeit der Überlieferung ableiten. Die Tatsache künstlerischer Beziehungen konnte dem Verfasser der Legende durch Reiseberichte der Kaufleute, in deren Begleitung Künstler nach Indien fuhren, bekannt sein, oder diese hatten vielleicht Gelegenheit gehabt, indische Bauwerke zu sehen, an deren Herstellung griechische oder römische Künstler beteiligt waren. Das mochte den Verfasser der Legende auf den Gedanken bringen, sich jener Beziehungen als Brücke zu bedienen, um den Apostel nach Indien gelangen zu lassen. Der Vorwand, der von der Kunst hergeholt wurde, gab so der Erzählung einen geschichtlichen Anstrich. Die Fahrt nach Indien fügte sich als Künstlerfahrt in den Rahmen der Zeitverhältnisse ein.

Mit der Feststellung solcher allgemeinen Kunstbeziehungen zwischen Indien und dem Westen läßt sich daher zu Gunsten der Glaubwürdigkeit einer indischen Missionsreise ebensowenig etwas entscheiden wie mit dem Nachweis allgemeiner Beziehungen des See- und Handelsverkehrs. Solche Momente vermögen der Erzählung historisches Kolorit zu geben, aber nicht mehr. Was den Handelsbeziehungen ein so großes Gewicht als Beweismoment für den historischen Charakter der Überlieferung verleiht, ist der Umstand, daß ein ganz bestimmtes Gebiet, nämlich gerade die weit gegen Norden hinausgeschobene Grenzlandschaft, wo König Gundaphar als historische und zeitgenössische Persönlichkeit nachgewiesen ist, durch einen besondern Handelsverkehr dem römischen Reich nahegerückt war. Wenn sich nun nachweisen läßt, daß derselbe Teil Indiens, welcher zur Zeit des Apostels Thomas unter parthischer Herrschaft stand und zum römischen Reich Handelsbeziehungen unterhielt, auch Schauplatz einer Kunst war, die ersichtlich vom Westen beeinflusst wurde, so wird dadurch die Glaubwürdigkeit der Erzählung in ein ganz neues Licht gerückt. Denn unter dieser Voraussetzung kann es doch kaum als ein Luftgebilde der freien Erfindung angesehen werden, daß die „Künstlerfahrt“ des Apostels mit dem Namen eines Königs verbunden wird, in dessen Reich tatsächlich

Künstler aus dem Westen beschäftigt wurden. Die Überlieferung, welche dem „König der Inder“ den Wunsch beilegt, einen geschickten Künstler aus Syrien zu erhalten, beruht jedenfalls soweit auf geschichtlicher Wahrheit, als es erwiesen ist, daß in das Reich jenes Königs, in das Thomas als „Künstler“ eingeführt wird, tatsächlich Künstler aus dem römischen Reiche kamen.

Dafür aber, daß die Überlieferung Thomas als „Künstler“ mit einem König verbindet, in dessen Dienste Künstler arbeiteten, die dem Westen entstammten, scheint nur eine Erklärung völlig zu genügen, die nämlich, daß die literarische Verbindung des Thomas und Gundaphars auf einer historischen Verbindung beruht, deren Erinnerung in der Überlieferung fortlebte. Die Überlieferung pflanzte mit dem Namen des Königs auch die Erinnerung an künstlerische Beziehungen fort, die zwischen dessen parthisch-indischem Reich und dem römischen Reich bestanden. Die Tatsache solcher Beziehungen war ebenso spurlos verloren gegangen wie der Name des Königs, der mit jener Kunst verbunden ist. Wie der König als historische und zeitgenössische Persönlichkeit aus den Ruinen ausgegraben werden mußte, so wurde mit ihm aus dem Schutte der Baudenkmäler auch eine Kunst hervorgezogen, in deren Erzeugnissen sich der enge Zusammenhang mit dem Kunsteinfluß des Westens verriet. So wird durch die Ergebnisse der Archäologie ein anschaulicher Kommentar zu der „Künstlerfahrt“ des Apostels nach Indien geboten. Die Landschaft, in welche die Legende den hl. Thomas führt, ist nicht mehr ein bloß als traumhaftes Gebilde existierendes Märchenland, sondern ein scharf umgrenzter Gebietsteil Indiens. Sie ist der Mittelpunkt einer parthischen Herrschaft. Und der „König der Inder“, dessen Name vergebens in der Überlieferung des klassischen Altertums gesucht wird, ist keine mythische Gestalt, sondern eine machtbolle geschichtliche Persönlichkeit. Die Beziehungen, welche zwischen seinem Reich und Syrien von der Legende vorausgesetzt werden, sind nicht eine Erfindung der Einbildungskraft, sondern liegen in dem Aufschwung des syrischen Handelsverkehrs mit dem nordwestlichen Indien als geschichtliche Tatsache vor.

Es wird allgemein zugestanden, daß unter den äußeren Ursachen, welche die Ausbreitung des Christentums begünstigten, kein Faktor so wirksam zu den ersten Erfolgen beigetragen hat als die Leichtigkeit des Verkehrs und die Rührigkeit des Handels innerhalb des der römischen Herrschaft unterworfenen Gebietes. An dem Handelsverkehr hatte der Syrer den

hervorragendsten Anteil¹. Das machte den kühnen Unternehmungsgeist, der als Erbteil in den syrischen Städten fortlebte, zum natürlichen und erfolgreichen Pionier, als das Christentum von Syrien aus seinen Eroberungszug durch die Welt antrat.

Auf syrischem Boden stand die Wiege des Christentums. Dieselbe Provinz, welche im Handel unter allen Provinzen des römischen Reiches neben Ägypten den ersten Platz einnahm und in gewisser Beziehung auch vor Ägypten den Vorrang behauptete, war berufen, die Heimat jener religiösen Bewegung zu werden, die von Anfang an einen unwiderstehlichen Drang, sich auszubreiten, entfaltete. Der syrische Glaubensbote brauchte bloß dem syrischen Kaufmann zu folgen. Weit über die Grenzen des römischen Reiches hinaus erschloß der Kaufmann dem Apostel die Wege bis in den fernen Osten.

Nun unterhielt Syrien so enge Beziehungen zu dem Nordwesten Indiens, daß das Christentum in dem Augenblick, wo es sich, der Bahn der Handelswege folgend, gegen Osten auszubreiten begann, geradezu auf den Seeweg hingedrängt wurde, der den syrischen Kaufmann nach den Häfen des Nordens von Indien und von dort in das parthische Transitland des Seidenhandels führte. Die Hauptstadt Syriens war es, deren Macht und Reichtum bis nach China bekannt geworden, dasselbe An-tu oder Antiochia, das dem Christentum den Namen gab. Kühne Handelsexpeditionen wurden von den syrischen Industriezentren aus nach dem fernen Export- und Transitland der Seide unternommen. Derselbe Unternehmungsgeist, der den syrischen Kaufmann bis an die Schwelle Chinas führte, wies dem Missionär den Weg nach dem parthisch-indischen Reich, wo jener Fürst herrschte, den die Überlieferung mit dem Apostel Thomas verbindet.

Wäre uns auch nichts bekannt von einer indischen Missionsreise, die an den Namen des Apostels Thomas geknüpft wird, so würde sich die Frage

¹ Anschaulich äußert sich Hieronymus über den syrischen Handelsgeist: *Usque hodie permanet in Syris ingenitus negotiationis ardor, qui per totum mundum lucri cupiditate discurrunt et tantam mercandi habent vesaniam, ut occupato nunc orbe Romano, inter gladios et miserorum neces quaerant divitias, et paupertatem periculis fugiant* (In Ezech. l. 8, c. 27, v. 16; Migne, P. L. XXV 255). Nicht weniger bezeichnend ist ein Wort Salvians: *Consideremus solas negotiatorum et Syricorum omnium turbas, quae maiorem ferme civitatum universarum partem occupaverunt, si aliud est vita istorum omnium quam meditatio doli et tritura mendacii* (De gubernatione Dei 4, 14, 82; Migne, P. L. LIII 87).

nach religiösen Einflüssen von selbst nahelegen, seitdem kommerzielle und künstlerische Beziehungen nachgewiesen sind. Der Handel war es gewesen, der den Weg nach Gandhāra erschlossen hatte. Römisches Gold war durch jenen Kanal in solcher Menge eingedrungen, daß es die Beherrscher des Kabultales bewog, den römischen Golddenar in Form und Gewicht nachzuahmen. Durch denselben Kanal waren die Elemente römischer Kunst in Gandhāra eingeströmt. Gesellte sich zu Handel und Kunst nun auch auf demselben Wege die Religion?

Gerade die Kunst ist es, die der Überlieferung, welche das Christentum in der Person des Apostels Thomas mit Gandhāra verbindet, am deutlichsten das Gepräge einer historischen Erinnerung aufdrückt. Was am ehesten ein Zug dichterischer Ausschmückung zu sein schien, enthüllt sich am augenfälligsten als Zug einer echten geschichtlichen Überlieferung, obgleich von derselben das römische Altertum nicht die leiseste Kunde aufbewahrt hat. Das Gebiet, das den Hauptsitz der Macht jenes parthischen Fürsten bildet, der sich aus Syrien einen Künstler zu verschaffen sucht, zeigt einen Einfluß klassischer Kunst, wie er sich sonst nirgendwo in Indien bekundet. Des Apostels „Künstlerfahrt“, sofern sie Beziehungen der Kunst zwischen Indien und Syrien voraussetzt, schien alle Merkmale einer dem Boden freier Sagenbildung entsprungenen Erzählung zu tragen. Und nun kommt die Archäologie und weist nach, daß gerade das Land, in das Thomas als Künstler eingeführt wird, nicht bloß unter dem allgemeinen Einfluß jener klassischen Kunst stand, die seit dem 3. Jahrhundert v. Chr. mit der Herrschaft der Griechen in den Nordwesten Indiens eindrang, sondern daß es der Schauplatz einer ganz neuen, vom römischen Reich ausgehenden Kunstbewegung wurde. Die Hauptstadt des parthisch-indischen Königreiches Beshāwar erscheint als der Sitz einer besondern, für sich bestehenden Schule, die einen Zweig der kosmopolitischen Kunst Roms darstellt. Die Bildwerke jener Kunst verleihen dem Grenzland Gandhāra ein einzigartiges kunsthistorisches Gepräge. Der Typus der Denkmäler, die unter dem Namen Kunst von Gandhāra zusammengefaßt werden, entstand in derselben Gegend Indiens und ausschließlich in der Gegend, wo jener König herrschte, der sich nach den Akta um einen Künstler aus Syrien bemühte. Derselbe Gundaphar, der in der Legende als Zeitgenosse mit dem „Architekten“ Thomas verbunden erscheint, ist einer der beiden Fürsten, die, wie die Archäologie nachgewiesen hat, in engster Beziehung zur Kunst von Gandhāra stehen. Alles das läßt sich nicht auf ein freies Spiel der Legenden-

bildung zurückführen. Die literarischen Kreise, in denen die Akta entstanden, fanden bereits die Verbindung des Apostels mit jenem König vor. Nicht die Einbildungskraft des Verfassers der Akta war es, welche jene Kunstbeziehungen zum römischen Reiche an den Namen des Königs knüpfte, um damit die allgemeine Vorstellung eines geistigen Baues zu verweben, wie der Glaubensbote ihn aufzurichten berufen ist. Es war die Kunde einer indischen Missionsreise des Apostels, die ihm mit dem Namen des Königs die Erinnerung an jene Kunstbeziehungen vermittelte, die sich erst nach vielen Jahrhunderten wieder im Lichte der archäologischen Forschung als Tatsache herausgestellt haben. Einzig und allein die Kunde von jener apostolischen Fahrt war es, welche eine Erinnerung an den Einfluß der Kunst des Westens auf Indien bewahrt hatte. Was die profane Überlieferung als für sie belanglos preisgegeben hatte, das bezieht Bedeutung für die christliche Überlieferung durch die Verbindung mit dem Andenken an den Apostel.

Mit der Feststellung dieses Tatbestandes ist die Untersuchung an dem Punkte angelangt, wo die Frage entsteht: Lassen sich die inneren Merkmale, welche jener Kunde den Stempel der Glaubwürdigkeit aufzudrücken scheinen, durch äußere Merkmale der Glaubwürdigkeit ergänzen und bestätigen?

II. Die äußeren Merkmale der historischen Glaubwürdigkeit.

Es ist von vornherein klar, daß die Verbindung der Namen Thomas und Gundaphar irgendwo fortgelebt haben muß, um zur Kenntnis des Verfassers der Akta zu gelangen. Ebenso einleuchtend ist, daß eine Überlieferung, die mit dem Apostel einen Namen verbindet, der als geschichtlicher Königsname so vereinzelt dasteht, daß er nur für eine einzige Gegend und für einen einzigen Punkt nachweisbar ist, nicht im Unbestimmten herumgeschwirrt sein kann, sondern innerhalb eines bestimmten Kreises festgehalten worden sein muß.

Wenn sich nachweisen ließe, daß der hl. Thomas als Apostel Indiens in Kirchen und Bevölkerungsgruppen verehrt wurde, die seit ältester Zeit durch einen mehr oder weniger regen Verkehr mit Indien verbunden waren, dann wäre der natürliche Kanal gefunden, durch den die Erinnerung an des Apostels Fahrt nach Indien als eine zuverlässige Kunde überliefert werden konnte. Möchte sich nach und nach mit der Überlieferung auch noch so viel phantastisches Beiwerk als Erzeugnis der ausschmückenden und

erweiternden Einbildungskraft verweben, die ununterbrochene Verbindung mit Indien gibt eine gewisse Bürgschaft, daß der Kern der Überlieferung sich trotzdem als eine zuverlässige und historische Nachricht durch jenen Kanal fortpflanzen konnte.

Am nächsten liegt die Annahme, daß die Erinnerung an den Apostel Indiens mit jener Kirche in besonderer Weise verbunden ist, welche frühzeitig berufen war, das indische Apostolat des hl. Thomas durch Entsendung von Glaubensboten fortzusetzen. Eine Kirche, die den Vorzug genoß, durch besondere Bande des Apostolats mit Indien verbunden zu sein, hatte ein naheliegendes Interesse, die Erinnerung an die Fahrt des hl. Thomas auch als ein besonderes Vermächtnis zu pflegen. Der Kanal, durch den die historische Erinnerung sich fortpflanzte, gibt eine um so stärkere Bürgschaft der Glaubwürdigkeit, je tiefer die Nachricht in das christliche Altertum zurückreicht und je näher die erste deutliche Spur des Vorhandenseins einer solchen Überlieferung dem apostolischen Zeitalter liegt.

Läßt sich eine Kirche nachweisen, in welcher die Überlieferung von dem Wirken des Apostels Thomas in Indien seit alter Zeit gepflegt wurde? Stand jene Kirche seit alter Zeit in so nahen Beziehungen zu Indien, daß die Nachricht von dem indischen Apostolat als eine glaubwürdige Kunde an sie gelangen und in ihrer Mitte erhalten werden konnte?

Die Kirche von Edessa gibt die Antwort. Auf dem Boden dieser ehrwürdigen Kirche ist die älteste Verehrung des hl. Thomas als des Apostels von Indien nachweisbar.

1. Edessa und die Kirche Indiens.

Edessa bildete von 132 v. Chr. bis 244 n. Chr. die Hauptstadt des kleinen Königreiches Osrhoene¹. Diese Herrschaft war von einem Stamm aus dem Norden Arabiens gegründet worden. Durch Trajan kam sie in Abhängigkeit von Rom. Seine geographische Lage machte Edessa in den Kriegen mit den Parthern und später mit den Persern zu einem wichtigen Platz für die Römer. Frühzeitig fand das Christentum hier Eingang. Mag es auch historisch unhaltbar sein, daß die Kirche bereits durch einen gewissen Abdai, angeblich einen der 72 Jünger, gegründet wurde, so ist doch soviel sicher, daß seit dem Anfang des 2. Jahrhunderts

¹ Zum Folgenden vgl. R. Duval, *Histoire politique, religieuse et littéraire d'Édesse*, Paris 1892; Tixeront, *Les Origines de l'Église d'Édesse et la légende d'Abgar*, Paris 1888.

die hier gegründete christliche Gemeinde sich immer kräftiger im kirchlichen und literarischen Leben entwickelte. Ursprünglich von Jerusalem abhängig, kam Edessa gegen Ende des 2. Jahrhunderts unter den Metropolitane von Antiochia, als unter König Abgar IX. das Christentum Staatsreligion wurde. Von diesem Zeitpunkt leitet sich der mächtige Aufschwung des christlichen Lebens her. Edessa wurde ein religiöses und literarisches Centrum der Kirche Syriens und trat durch den Einfluß, den die Schule von Edessa auf das kirchliche Leben ausübte, mehr und mehr ebenbürtig den Schulen von Antiochia und Alexandria an die Seite. Der Aufschwung schien einen Augenblick bedroht, als Abgar den Intrigen der antichristlichen Partei zum Opfer fiel. Der Fürst wurde von Kaiser Karakalla entthront und 216 in Ketten nach Rom geschleppt unter dem Vorgeben, er sei ein Freund der Parther. Der Triumph der antichristlichen Partei war jedoch von kurzer Dauer. Unter dem Nachfolger Karakallas, Kaiser Alexander Severus, erhob sich die Kirche von Edessa zu neuer Kraft, und zwar in zweifacher Beziehung: 1. als Mittelpunkt einer bedeutenden Tätigkeit auf dem Felde der kirchlichen Literatur und Wissenschaft; 2. als Ausgangspunkt einer immer weiter gegen Osten sich ausbreitenden Missionstätigkeit. Die Schule von Edessa wurde in engem Anschluß an Antiochia nicht nur eine Stütze des Glaubens für Syrien, sondern ein Mittelpunkt der Glaubensverbreitung für Parthien und Mesopotamien. Darüber hinaus aber begann sie immer regere Missionsbeziehungen zu Indien zu unterhalten. Das indische Apostolat wurde eine bevorzugte Tätigkeit der Kirche von Edessa.

Diesem Apostolate waren die Wege bereitet worden durch die in das 1. Jahrhundert zurückreichende Verbindung, die zwischen Syrien und Indien sowohl nach dem Süden als nach dem Norden bestand. Zwei Tatsachen sind dabei im Auge zu behalten: 1. es war der Handel Syriens, der seit dem 1. Jahrhundert die wichtigsten Beziehungen zu Indien unterhielt; 2. es ist die Kirche Syriens, welche durch die ältesten Bande mit den historisch nachweisbaren frühesten christlichen Gemeinden Indiens verknüpft ist.

Aus dem Handelsverkehr hatten sich frühzeitig enge Beziehungen zwischen Kaufmann und Glaubensboten ergeben. Es war der syrische Handel, der die junge Kirche Syriens zuerst in Fühlung mit Indien brachte. Tatsächlich ist es denn auch die Kirche Syriens¹, zu der die

¹ Vgl. Dritte These I: Der römische Handel mit Südbindien, oben S. 52 f.

ältesten Pflanzstätten des Christentums auf indischem Boden historische Beziehungen unterhalten. Aus Syrien erhielten die an der Malabarküste und Koromandalküste bestehenden christlichen Kirchen ihre Bischöfe und Priester. Die alten christlichen Gemeinschaften in Indien waren, soweit sie sich zurückverfolgen lassen, immer syrisch: syrisch in der Sprache des Ritus, syrisch in der Abhängigkeit von einer Kirche Syriens, in der sie die Mutterkirche verehrten.

Unter allen Kirchen Syriens vermag aber keine so glaubwürdige Beziehungen zu diesen Pflanzstätten des Christentums nachzuweisen als Odeffa. Die Erinnerung daran lebt bis auf den heutigen Tag in der Geschichte der altsyrischen Christengemeinden Indiens fort. Es lassen sich in der Geschichte der Beziehungen jener Gemeinden zu Syrien zwei Perioden unterscheiden. In späterer Zeit sehen wir die syrischen Christen der Malabar- und Koromandalküste abhängig von Bagdad. Seit spätestens dem 11. Jahrhundert ist es der syro-chaldäische Metropolit von Babylon, der für Indien Sorge zu tragen beginnt. Dieser Periode der Abhängigkeit von Babylon geht jedoch eine ältere edessenische Periode voraus, während welcher Odeffa es ist, das Bischöfe und Glaubensboten entsendet. Diese Periode beginnt zur Zeit, da die Schule von Odeffa, ausgezeichnet durch ihre Regsamkeit auf dem Gebiete der syrischen Literatur, im wahren Sinne ein Herd des Eifers für die Ausbreitung des Evangeliums in Parthien und Indien wurde.

Mit dem indischen Apostolat der Kirche Odeffas erscheint nun von Anfang an enge verbunden die Verehrung des Apostels von Indien.

In doppelter Weise ist diese Verehrung auf dem Boden Odeffas bezeugt: 1. durch die Entstehung der Thomas-Akten, welche mit der Schule von Odeffa verflochten ist, 2. durch die Übertragung der Reliquien des Apostels von Indien nach Odeffa. Sowohl durch die literarische Verherrlichung, die in der Abfassung der Thomas-Akten zum Ausdruck kommt, als durch die liturgische Verherrlichung, die sich in der Übertragung der Reliquien kundgibt, empfängt die Erzählung von des Apostels Fahrt nach Indien eine wertvolle äußere Stütze. Das eine wie das andere setzt eine festgewurzelte alte Überlieferung voraus. Die alte Kirche von Odeffa als Hüterin dieser Überlieferung legt somit für den historischen Charakter der indischen Missionsreise ein glaubwürdiges Zeugnis ab.

2. Ebedia und die Entstehung der Thomas-Akten.

Die Entstehung der Thomas-Akten, d. h. die Abfassung jener poetischen Erzählung, durch welche die historische Erinnerung an die Verbindung der beiden Namen Thomas und Gundaphar ihre endgültige Gestalt erhielt, ist in den literarischen Kreisen der syrischen Kirche zu suchen. Das ergibt sich aus der Tatsache, daß der Urtext in syrischer Sprache abgefaßt war.

An dem syrischen Ursprung des Urtextes kann heute nicht mehr gezweifelt werden¹. Bedenken mochten bestehen, solange es fraglich schien, ob jene Hymnen, welche in die Akten verwoben sind, dem ursprünglichen Text angehörten. Seitdem es jedoch außer Zweifel gestellt ist, daß die syrischen Partien dem griechischen Text nicht weniger als dem syrischen Text eigentümlich sind, kann über die Sprache des Urtextes eine Meinungsverschiedenheit nicht mehr bestehen. Durch die ausgezeichneten Untersuchungen von Macke² ist die ursprünglich syrische Abfassung sämtlicher Gedichte erwiesen. Auf Grund dieses Nachweises muß der Urtext überhaupt als ursprünglich syrisch angenommen werden. Dies eröffnet den Weg zur Urquelle

¹ Über die Ursprache sagt Bonnet in der letzten Ausgabe von 1903 S. xx f.: „E sermone graeco in syriacum conversa esse et ipsi Wrightio (II xiv) et aliis viris doctis consentaneum videbatur — etiam nuper ita sentiebant Bollandiani (cf. Anal. XVIII [1899] 276, 4) —, cum primus quod sciam suspicatus est R. Schroeter (Zeitschr. der Deutschen Morgenl. Ges. XXV [1871] 327, sed cf. 328 370; cf. etiam Macke, Theol. Quartalschr. LVI [1874] 3 sqq ac praecipue 25 26), dein exemplis confirmavit Th. Noeldeke (apud Lipsium II 2, 423, nam aliter idem iudicarat Zeitschr. der Deutschen Morgenl. Ges. XXV [1871] 670 sq 671 676) librum syriace a principio scriptum, dein in linguam graecam conversum esse. Quae res cum esset gravissima ad decernendum, quantum auctoritatis esset codicum graecorum cum libro syriaco concentui tribuendum, ipse ut potui graeca cum anglicis conferendo iudicare conatus sum. Malueram fateor — nam homo sum et tantum laboris in Graeculi alicuius interpretis verba impendisse pigebat — librum primitus graece scriptum esse. Sed quo plura colligebam et pensitabam, eo difficilius videbatur illud obtinere, atque eo plus in dies libro U, Syri constantissimo comiti, concedebam. . . . Eo perveneram, cum F. C. Burkitt benignissime mihi misit ea quae hac de re scripserat, The Original Language of the Acts of Judas Thomas (Journal of Theol. Studies I [1900] 280 sqq), dein dum etiam per literas dubitationes quasdam meas diluit, illa: Another Indication of the Syriac Origin of the Acts of Thomas (l. s. II [1901] 94), quibus res videtur confecta esse, nec diutius iam dubitari posse quin liber graecus noster de syriaco expressus sit, sed de syriaco hic illic paulo pleniore ac praesertim in gnosticis integriore (cf. Lipsius I 237 325).“

² Syrische Stieber gnostischen Ursprungs, in der Zübinger Theol. Quartalschr. LVI (1874) 49—52 69 70.

der Überlieferung. Denn wenn es feststeht, daß die Überlieferung jene Fassung, in der sie heute vorliegt, in syrischer Sprache erhielt, so waren es literarische Kreise der syrischen Kirche, welche der Überlieferung die Gestalt gaben, die sich auf den Beziehungen des parthisch-indischen Königs Gundaphar zu Syrien aufbaut. Daraus folgt, daß es die Kirche Syriens ist, in der die Erinnerung an des Apostels Thomas Missionsreise nach Indien gehütet wurde. Das entspricht aber aufs beste den tatsächlichen Beziehungen, die zwischen Syrien und Indien bestanden.

Wenn es eine Kirche gibt, in deren Kreis die Kunde von der Verbindung mit Indien aufbewahrt werden konnte, so ist dieselbe in jenem Teile des römischen Reiches zu suchen, in welchem alte Beziehungen des Handels zu Indien bestanden. Das ist die römische Provinz Syrien. Die besondere Teilnahme Syriens an dem Handelsverkehr war der natürliche Boden, auf dem die Erinnerung an die Verbindung des Apostels mit dem parthischen König von jenen syrischen Kaufleuten gepflegt werden konnte, die Handelsreisen nach Indien unternahmen und in syrischen Faktoreien an der Küste Indiens sich längere Zeit aufhielten. Die Kirche Syriens stand seit ältester Zeit in so enger Verbindung mit Indien, daß wir im voraus zu der Annahme berechtigt sind, es sei im Bereiche der syrischen Kirche die Pflege jener Überlieferung zu suchen, welche die Gründung der indischen Kirche auf den Apostel Thomas zurückführt. Und innerhalb der Kirche Syriens sehen wir uns von selbst auf einen bestimmten literarischen Kreis hingewiesen; für die besondere Pflege der alten Überlieferung weisen uns die Anfänge der syrischen Literatur sofort nach Odeffa.

Schon der Umstand, daß Odeffa den frühesten Ausgangspunkt¹ der aufblühenden syrischen Literatur bildete, legt die Vermutung nahe, daß die Akta als ursprüngliches Erzeugnis der syrischen Literatur in den literarischen Kreisen Odeffas entstanden sind. Diese Vermutung wird unterstützt durch die Lieder, welche in die Erzählung von des Apostels Fahrt nach Indien eingeschoben sind. Es ist bereits darauf hingewiesen worden, daß die Gesänge zweifellos in syrischer Sprache ursprünglich abgefaßt waren und als solche Bestandteil des syrischen Urtextes bildeten. Nun wird allgemein zugestanden, daß die Lieder in dem Charakter ihrer mythischen Dichtung den Geist jenes Dichters und Philosophen wider-

¹ Vgl. Duval, *La Littérature Syriaque*, Paris 1899.

spiegeln, der im Zeitalter des Königs Abgar das geistige Leben von Edessa beherrschte. Das ist Bardesanes¹. Der Inhalt der „Weihelieder“ führt in den Mittelpunkt des literarischen Schaffens, das unter dem Einfluß dieses merkwürdigen Mannes enge verbunden erscheint mit dem Aufschwung, den Edessa während der Regierung des Königs Abgar nahm. Um das Jahr 154 als Sohn reicher persischer oder parthischer Eltern zu Edessa geboren, genoß Bardesanes als Jüngling einen sehr vielseitigen Unterricht in Hierapolis im Hause eines heidnischen Priesters, der ihn in alle Geheimnisse der babylonischen Weisheit einführte. Im 25. Lebensjahr empfing er, angeregt durch die Homilien des Bischofs Hystaspes von Edessa, die Taufe. Seine Annahme des Christentums war aufrichtig und ernst. Seit jener Zeit arbeitete er gemeinsam mit Abgar, dessen persönlicher Freund er war, um Edessa zum Mittelpunkt des kirchlichen und literarischen Lebens zu machen. In der Treue gegen seinen Glauben wurde er auch nicht erschüttert, als den königlichen Freund Entthronung und Kerker traf. Bardesanes starb zu Edessa um das Jahr 220².

In den vielen rühmenden Aussagen der kirchlichen Schriftsteller über seine Gelehrsamkeit und seine rednerische, dichterische und musikalische Begabung spiegelt sich die geistige Bedeutung und der Einfluß des Mannes wider³. Der Einfluß des Philosophen wurde beeinträchtigt durch gewisse religiös-philosophische Irrtümer, die in den phantastischen Vorstellungen von Geist und Materie zu Tage treten. Um so bedeutender war die Einwirkung auf das Literaturleben. Namentlich als Dichter von Hymnen entfaltete er eine außerordentlich fruchtbare Tätigkeit. Er erfand eigene Melodien zu seinen Liedern und ließ dieselben von Chören vortragen.

Nun verraten die Lieder, welche in die Erzählung von des Apostels Fahrt nach Indien verwoben sind, so deutlich das Gepräge seines Geistes, daß Forscher wie Rölcke, v. Gutschmid, Lipsius, Maack in Bardesanes

¹ Encycl. Brit., 9. edit., XXII 827, Art. „Syriac Literature“ by W. Wright. Dieselbe umfassende Arbeit Wrights, die auch separat erschien: A short History of Syriac Literature, London 1894, liegt der Skizze in der 11. Auflage der Encycl. Brit. XXVI 310 f zu Grunde.

² The Catholic Encycl. II 293, Art. „Bardesanes“: His acceptance of Christianity was perfectly sincere; nor do later stories, that he left the Catholic Church and joined the Valentinian Gnostics out of disappointed ambition, deserve much credit.

³ Cureton, Spicilegium Syriacum, containing remains of Bardesan etc., London 1855.

den Verfasser der Pieder erblicken. Mit der Urheberchaft der Pieder ist aber auch zugleich die nahe Beziehung zum Ursprung des Urtextes der Thomas-Akten festgestellt, deren Bestandteil jene Pieder von Anfang an bildeten.

Die Anregung zur Bearbeitung der Thomas-Akten steht im Zusammenhang mit dem indischen Apostolat der Kirche Edeffas. Als Erbin der Missionswirksamkeit des Apostels Thomas wollte Edeffa in besonderer Weise Hüterin der Überlieferung sein, welche die Erinnerung an die Anfänge jener Wirksamkeit aufbewahrte. In der Verherrlichung des Apostolates, das Thomas in Indien eröffnet, konnte sie mit Recht die Verherrlichung ihres eigenen Apostolates sehen. In der Beschreibung des indischen Arbeitsfeldes, das dem Apostel zugefallen war, rückte das entlegene Missionsfeld nahe, in das Edeffa seine Glaubensboten sandte; in der Darstellung der Arbeit des Apostels wurde die Wirksamkeit geschildert, in der Edeffa jene apostolische Arbeit fortsetzte. Das war ein Gegenstand, der auf den für den Ruhm der Kirche Edeffas rastlos tätigen Dichter eine besondere Anziehungskraft ausüben mußte, um so mehr, als Indien kein fremdes Gebiet mehr war für die literarische Tätigkeit des Bardefanes. Das geheimnisvolle Land hatte schon frühzeitig den Dichter und Philosophen angezogen und zum Studium veranlaßt. Zur Beschäftigung mit Indien war er angeregt worden durch jene indische Gesandtschaft, welche auf ihrem Wege nach Rom sich im Jahre 182 in Edeffa aufgehalten hatte. Als Ergebnis der Nachforschungen entstand das Buch über „Indien“, von dem uns einige Bruchstücke bei Porphyrius und Stobäus erhalten sind. Aus diesen Bruchstücken ergibt sich, daß sich Bardefanes besonders über das religiöse Leben der Inder zu unterrichten suchte. Sie zählen zu dem Besten, was uns aus älterer Zeit über das buddhistische Mönchsleben erhalten ist¹.

So war Bardefanes bereits als Schriftsteller über Indien hervorgetreten, und zwar in einem Werke, das vor allem die philosophischen Vorstellungen und religiösen Gebräuche der Inder jenen Kreisen näher brachte, in deren Mitte er literarisch tätig war. Die Kunde von dem geheimnisvollen Lande, zu dem Syrien durch seinen Handel in so nahe Beziehungen getreten war, konnte in jener Zeit nicht verfehlen, eine besondere Anziehungs-

¹ Vgl. Lassen, Indische Altertumskunde III¹ 361; Priaulx, On the Indian Embassies to Rome from the Reign of Claudius to the Death of Justinian, im Journal of the Royal Asiatic Society Bd XX.

kraft auszuüben. Aber einen noch ungleich mächtigeren Reiz mußte auf den begabten und begeisterten Vorkämpfer des Christentums in Edessa Indien als apostolisches Arbeitsfeld ausüben. Mit dem fernen Lande war die Kirche Syriens bereits durch eine Überlieferung verbunden, welche von einer Missionsreise des Apostels Thomas in das Reich des parthisch-indischen Königs Gundaphar berichtete. Bardeanes fand die Kunde von der Einführung des Christentums vor. In der Fahrt des Apostels nach Indien und in das Reich jenes Fürsten, der sich aus Syrien einen Künstler erbeten, tat sich vor den Augen des Dichters die leuchtende Epoche des apostolischen Zeitalters auf. Vor dem Blicke des Führers der geistigen Bewegung von Edessa stand die Gestalt des Apostels, von Erinnerungen umwoben, die erzählten, wie er der erste Sendbote der gnadenreichen Kunde der Offenbarung bei jenen Völkern Indiens geworden, zu denen die Kirche Edessas in Beziehungen stand.

Diese Tatsache mit dem Aufgebot seines literarischen Talentes den christlichen Bewohnern Edessas in einer Erzählung vorzuführen, das war eine Aufgabe, die so lockend und lohnend dem Bardeanes winkte, daß es auffallen mußte, wenn ein Mann wie er nicht an die Bearbeitung des Stoffes herantreten wäre. Hier war mehr als eine geheimnisvolle Kunde von der Weisheit der Indier. Es war ein christlicher Stoff, der in die ehrwürdigste Periode des entstehenden Christentums führte, ein heimatliebender Stoff, der die Hauptstadt des eben christlich gewordenen Staates als Erbin des apostolischen Geistes und des apostolischen Arbeitsfeldes feierte.

So entstand unter der Hand des Bardeanes in der Schule von Edessa die Bearbeitung der Überlieferung als eine Verherrlichung des Apostolates, das Thomas in Indien ausgeübt, und zugleich der von Edessa ausgehenden Ausbreitung des Glaubens in den Ländern des Ostens. Die Kunde von der Missionsreise wurde in dichterische Formen gekleidet. Vieder wurden eingewoben, die in allem Glanz und Frühlingsduft jener mythischen Syrif erstrahlen, welche von Bardeanes und in seiner Schule gepflegt wurde. Aber so reich die Dichtung sich entfaltet, so rankt sie sich doch um den Grundstock einer festen, tief gewurzelten historischen Erinnerung, in deren Besitz Edessa bereits war, bevor die Bearbeitung entstand.

In enger Verbindung mit der Entstehung der Akta ist noch ein anderes Ereignis zu betrachten. Die Kirche Edessas erscheint nicht bloß als Pflegestätte der Überlieferung, sondern auch als Ruhestätte der Überreste des Apostels von Indien. In der Übertragung der Reliquien des Apostels

Thomas nach Edessa liegt das wichtigste äußere Zeugnis für das Alter und die Glaubwürdigkeit der Überlieferung, daß Thomas nach Indien gekommen ist.

3. Edessa und die Übertragung der Überreste des Apostels von Indien.

Dieselbe Kirche Edessas, mit welcher die Überlieferung von des Apostels Fahrt nach Indien von alters her besonders verbunden ist, wurde als Grabstätte des Apostels von Indien einer der berühmtesten Wallfahrtsorte in der morgenländischen und abendländischen Christenheit. Zwei Fragen sind hier wohl auseinander zu halten: 1. ob eine Übertragung von Reliquien, die der Annahme nach Überreste des Apostels von Indien waren, nachweisbar ist; 2. ob es sich dabei um die Übertragung der wirklichen Überreste des hl. Thomas handelt.

Der Anspruch, den Edessa erhob, im Besitze der sterblichen Überreste des Apostels Thomas zu sein, ist zweifellos sehr alt. „Keine außerbiblische Nachricht über Thomas ist so gut bezeugt wie die, daß seine Überreste einst in Edessa ruhten. Dafür liegen die ausdrücklichen Zeugnisse von Rufinus, Sokrates, Sozomenos vor.“¹

Rufinus (345—410) schreibt, daß „Edessa, eine Stadt Mesopotamiens, durch die Reliquie des Apostels Thomas ausgezeichnet“ sei (Hist. eccl. 2, 5).

Sokrates (380—440) berichtet: „Es wäre unbillig, wollte ich mit Schweigen übergehen, was sich in der Stadt Edessa in Mesopotamien zugetragen hat. In dieser Stadt ist eine berühmte und prachtvolle Basilika (*μαρτύριον*), welche dem Apostel Thomas geweiht ist“ (Hist. eccl. 4, 18).

Sozomenos († ca 440) schreibt: „Als der Kaiser [Valens] hörte, daß die Stadt Edessa eine prachtvolle Kirche zu Ehren des Apostels Thomas besaß, begab er sich dorthin, um dieselbe zu sehen“ (Hist. eccl. 6, 18). Die Kirche, die hier erwähnt wird, wurde gebaut, um die kleinere Kirche zu ersetzen, in der ursprünglich die Reliquien beigesetzt waren.

Das *Chronicon Edessenum*, eine Kompilation von Berichten und Akten, welche den Archiven der Stadt Edessa entlehnt wurden, bezeugt: „Im Jahre 705 [der Seleuciden-Ära = A. D. 394] am 22. August, als Eyrus Bischof war, wurde der Schrein des Apostels Thomas in die neue große Kirche übertragen, die zu seiner Ehre errichtet worden war“ (I 399 403).

Aus dem übereinstimmenden Zeugnis der Kirchenschriftsteller aus der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts ergibt sich als feststehende Tatsache: 1. daß in Edessa der hl. Thomas eine besondere Verehrung genoss, 2. daß diese Verehrung gegründet war auf den Besitz der Reliquien des Apostels, 3. daß die Überreste in einer großen, dem Apostel geweihten Kirche auf-

¹ Wehner und Weltes Kirchenlexikon XI² 1623.

bewahrt wurden, 4. daß die große Basilika, welche in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts entstand, als Ersatz für eine ältere Kirche gebaut wurde, in welcher ursprünglich die Reliquien des Apostels Thomas verehrt worden waren.

Die Verehrung war nicht mehr neu, sondern längst eingebürgert in Odeffa. Die Stadt muß daher schon geraume Zeit im Besiz der Reliquien gewesen sein. Nur unter dieser Voraussetzung ist es erklärlich, daß nicht bloß im Morgenland, sondern auch im Abendland Odeffa als Grabstätte der Überreste des Apostels von Indien gefeiert werden konnte.

Wie Odeffa in den Besiz der Reliquien gelangte, bezeugt am besten der große Lehrer der syrischen Kirche und Interpret ihrer Überlieferungen, der hl. Ephräim der Syrer.

Ephräim wurde im Jahre 306 zu Nisibis, in der Hauptstadt der Provinz Mygdonia, geboren. Völlig verbürgt ist die Nachricht, daß der hl. Jakob, der von 309 bis 338 die Kirche von Nisibis regierte, sich des jugendlichen Ephräim annahm und ihm eine treffliche religiöse Erziehung zu teil werden ließ. Mit einer kurzen Unterbrechung lebte er hier bis zum Jahre 364 an der Seite des Bischofs Jakob und seiner Nachfolger, erst als Schüler, dann als Freund, Lehrer und Ratgeber in den drangvollen Zeiten, die durch die Perser über die Stadt einbrachen. Als die Festung im Jahre 364 in die Hände der Perser fiel, wandte Ephräim sich nach Odeffa, wo er sich für die noch übrigen Jahre seines Lebens bleibend niederließ und als Redner wie als Schriftsteller wirkte. Er starb daselbst 373.

In seinen geistlichen Zeitgedichten, bekannt als *Carmina Nisibena*¹, legt der Heilige an verschiedenen Stellen ein wichtiges Zeugnis für die Übertragung der Reliquien aus Indien nach Odeffa ab. Im Hymnus 42 läßt er Satan über die Wunder klagen, welche die nach Odeffa gelangten Reliquien des hl. Apostels Thomas daselbst wirken:

„Satan wehklagte: In welches Land soll ich mich retten vor dem Gerechten? Ich reizte den Tod auf, die Apostel zu töten, um durch ihren Untergang den Schlägen der Apostel zu entgehen.

„Aber jetzt bin ich noch härter getroffen. Der Apostel, den ich in Indien tötete, hat mich in Odeffa wieder eingeholt. Hier und dort ist er ganz derselbe.

„Nach Indien ging ich, und er war dort; hierhin kam ich, und zu meinem Leide finde ich ihn hier wieder.

¹ Ephraemi Carmina Nisibena, ed. Bickell, Lipsiae 1866.

„Der Kaufmann brachte die Gebeine; nein, vielmehr die Gebeine brachten ihn (nach Edeffa). Wahrlich ein Gewinn auf beiden Seiten!

„Und ich, welcher Gewinn fiel mir zu, während Thomas und der Kaufmann sich ihres Gewinnes freuten? Beide brachten nur Verlust über mich selbst.

„Ist denn keiner da, der mir den Schrein des Iskariot zeigt, von dem ich Mut schöpfte?

„Der Schrein des Thomas trifft mich tödlich. Eine geheimnisvolle Macht wohnt in ihm und quält mich.

„Mit Gewinn übertrug Moses im Glauben die Gebeine des Joseph. Wenn dieser große Prophet auf die Hilfe vertraute, welche der Besitz der Gebeine gewähren konnte, dann durfte der Kaufmann mit Recht dasselbe Vertrauen hegen. Ja wahrhaftig, den Namen ‚Kaufmann‘ verdiente er.

„Der Kaufmann erwarb viel Verdienst. Er ist groß und mächtig geworden.

„Der Schatz, den er erwarb, hat mich arm gemacht. Edeffa besitzt den Schatz. Durch ihn ist die Stadt überreich geworden.“

Ein anderer Hymnus feiert das Apostolat des hl. Thomas in Indien und schließt mit dem Lobe des Kaufmanns, dem Syrien die Überreste des Apostels verdankt, und der Stadt Edeffa, die dieselben besitzt¹.

„Selig bist du, o Kaufmann, du übertrugst einen Schatz, wo man seiner am meisten bedurfte.

„Du bist der kluge Mann, der alle Schätze hergab, um die eine Perle zu erwerben.

„Die Perle bereichert und adelt den Finder; wahrlich, du bist ein Kaufmann, der die Welt reich macht.

„Selig bist du, o dreimal selige Stadt, du hast diese Perle erworben. Keine kostbarere Perle konnte Indien geben.

„Selig bist du, wahrlich würdig, die unschätzbare Perle zu besitzen. Ehre dir, o gnadenvoller Sohn, der du damit deine Anbeter reich machst.“

Das Lob des Kaufmanns, dem Edeffa seinen Schatz verdankt, hallt besonders deutlich in einem dritten Hymnus wider²:

„Der Kaufmann hütete als treuer Wächter die Gebeine, die er übertrug; nach außen und nach innen waren es die Gebeine, die über dem Kaufmann wachten. Seitdem er auszog, um in mancherlei Waren Handel zu treiben, hat er keinen so kostbaren Schatz erworben.

„Was immer er an Reichtümern auf seinen vielen Reisen in Indien erworben hatte, das kam ihm wertlos vor, als er so glücklich war, deine Überreste, o Apostel, zu erwerben.“

Der Inhalt dieser Hymnen läßt sich in folgenden Sätzen zusammenfassen:

1. Der Leib des Apostels Thomas war in Indien begraben gewesen.
2. Durch einen Kaufmann, der mehrfach Handelsreisen nach Indien unter-

¹ Lamy, S. Ephraemi Syri Hymni et Sermones IV, Mechliniae 1902, 694. Vgl. Medlycott, India and the Apostle Thomas 26.

² Lamy a. a. O. IV 704.

nahm, wurden die Überreste nach Syrien übertragen. 3. Die Stadt, welcher die Reliquie als kostbarster Schatz zufiel, war Edessa. 4. Der Schrein des Apostels in Edessa war berühmt durch die vielen Wunder.

An der Tatsache einer Übertragung von Reliquien, von denen angenommen wurde, daß es die Überreste des Apostels Thomas waren, aus Indien nach Edessa kann auf Grund dieses Zeugnisses nicht gezweifelt werden. Welche Bewandnis es mit diesen Reliquien hat, kommt einstweilen nicht in Betracht. Die historische Kritik hat es zunächst bloß mit der verbürgten Nachricht zu tun, daß Edessa durch die Vermittlung eines Kaufmanns Reliquien des Apostels Thomas aus Indien empfing. Die Nachricht bezeugt die historische Glaubwürdigkeit der indischen Missionsreise des Apostels Thomas insofern, als sie in der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts das Vorhandensein einer alten Überlieferung verbürgt, welche den Apostel mit Indien verbindet. Die Übertragung erfolgt in engem Zusammenhang mit dem Apostolat, das die Kirche von Edessa auszuüben beginnt. Sie knüpft unmittelbar an die Handelsbeziehungen an, die zwischen Indien und Syrien bestehen. Der syrische Kaufmann ist es, der als Träger und Vermittler des kostbaren Schatzes gepriesen wird, den Edessa erhält. Mit andern Worten: Auf demselben Wege, auf dem einst der Apostel Thomas nach Indien gekommen, wurden seine sterblichen Überreste zurückgebracht. Wie es der Handelsverkehr gewesen, welcher dem Apostel den Weg nach Indien geöffnet, so waren es Handelsbeziehungen, welche zur Rückführung der Überreste des hl. Thomas nach Syrien die Möglichkeit an die Hand gaben. Bürgschaft für die tatsächliche Übertragung leistet der wichtigste Zeuge der in Edessa bestehenden Überlieferung, der hl. Ephräm, Dolmetsch der kirchlichen Tradition Syriens überhaupt.

Ein doppeltes Zeugnis legt demnach die Kirche von Edessa für das indische Apostolat des hl. Thomas ab: ein literarisches in der Entstehung der Thomas-Akten, ein liturgisches in der Verehrung der Überreste des Apostels von Indien. Die literarische und die liturgische Verherrlichung gehören enge zusammen. Die Bearbeitung der alten Überlieferung in der Fassung, welche ihr die Schule des Bardesanes gibt, sieht aus wie eine historische Begründung des Vermächtnisses, das die Kirche von Edessa in der Übertragung der Reliquien empfing. In den Überresten des Toten erhielt Syrien zurück, was es einst in dem lebenden Apostel der Kirche Indiens gegeben. Die Kirche Edessas aber wurde durch den Besitz der Überreste des Apostels von Indien ausgezeichnet, weil sie vor allen andern

durch besondere Beziehungen mit dem Apostolate des hl. Thomas in Indien verbunden erscheint. Im Mittelpunkte Edeßas sollte der hl. Thomas ruhen, um von dort aus als Apostel Indiens sein Werk fortzusetzen durch die Bischöfe und Priester, die Edeßa entsandte. Die Reliquie wurde ein Unterpfand des indischen Apostolates, das Grab ein Heiligtum, das in dem Schätze, den es barg, die Verbindung der Kirche Edeßas mit der Kirche Indiens als eine Fortsetzung der Verbindung des Apostels mit Indien sichtbar vor Augen stellte. Es ist somit der Nachweis erbracht, daß die Überlieferung von des Apostels Wirksamkeit unter den Parthern und Indern in einer Kirche festgehalten wurde, welche durch alte Beziehungen mit Indien verbunden war und welche die Kunde von der Tätigkeit des Apostels daselbst in besonderer Weise als ihr Vermächtnis pflegte. Eine solche Überlieferung darf den Anspruch erheben, daß sie in historischem Boden wurzelt.

Dem Andenken des Apostels Thomas ist zwar ziemlich das gleiche Schicksal beschieden gewesen wie dem der übrigen Jünger des Herrn. Wir wissen sehr wenig von dem Wirken der meisten Apostel. Auch das Leben und Wirken des Apostels Thomas hat nur dunkle Spuren zurückgelassen. Um so bemerkenswerter ist es, daß sich eine Überlieferung mit besonderer Zähigkeit erhielt. Wenn sich dieselbe auch immer unentwirrbarer in ein Gewebe von phantastischen Ausschmückungen hüllte, so blieb doch das, was den Kern der Überlieferung ausmachte, bestehen: die Kunde von der Missionsreise in das Reich eines Königs Gundaphar. Diese Erinnerung wurde vom christlichen Altertum festgehalten und weitergegeben. Sie wurde der Kanal, durch welchen sich gemeinsam mit dem Apostelnamen ein sonst völlig unbekannter Königsname fortpflanzte.

Auch daran, daß gerade zu des Apostels Zeit die klassische Kunst der römischen Kaiserzeit ihren Weg nach Gandhāra fand, hatte sich bei den griechisch-römischen Schriftstellern keine Erinnerung erhalten. Außerhalb der christlichen Literatur blieb das eine wie das andere vollständig unbekannt; innerhalb der christlichen Literatur aber ist es einzig und allein die Kunde von der Reise des Apostels Thomas nach Indien, welche beide Tatsachen festhält. Das läßt sich nur erklären unter der Voraussetzung, daß jener Kunde eine historische Erinnerung zu Grunde liegt. Innerhalb der kirchlichen Literatur wären Name und Tatsache ebenso gewiß der Vergessenheit überliefert worden, wenn nicht ein besonderer Grund vorhanden gewesen wäre, die Erinnerung festzuhalten. Dieser besondere

Grund ist die im Andenken der christlichen Überlieferung fortlebende tatsächliche und historische Verbindung von Thomas und Gundaphar. Die geschichtliche Tatsache, daß der aus Syrien kommende Glaubensbote an den Hof des kunstliebenden parthischen Fürsten im Kabultale gelangte, bildet die Grundlage der literarischen Verbindung der beiden Namen, welche in der Schule von Edessa zum Kern und Ausgangspunkt einer dichterischen Bearbeitung gemacht wurde.

Siebte These.

Die Überlieferung, welche im zweiten Teile der Legende den Ort des Martyriums und die Begräbnisstätte des hl. Thomas mit den Namen Mazdai und Siforus verbindet, läßt sich historisch begründen in der Übertragung der Überreste aus dem Reiche des skythisch-indischen Fürsten Vāsudeva durch Vermittlung eines im Norden ansässigen parthischen Kshatrapa mit Namen Sitapharna.

Die Kirche von Edessa bezeugt als Hüterin der von Indien nach Syrien übertragenen Reliquien den historischen Charakter der Überlieferung, welche den Apostel Thomas mit dem parthischen König Gundaphar verbindet, somit das, was man als den Hauptinhalt des ersten Teiles der Legende bezeichnen kann. Dieselbe Kirche liefert aber gleichzeitig in der Tatsache der Übertragung auch wertvolle historische Anhaltspunkte für die kritische Beurteilung des zweiten Teiles der Legende, der dem Martyrium des Apostels gewidmet ist.

Die Legende erzählt, daß auf die Bitte des Heerführers Siforus der Apostel Thomas in das Reich des Königs Mazdai sich begab. Die Befehre der Gattin eines Verwandten des Königs und später der Gemahlin des Königs selbst rief heftige Verfolgungen gegen ihn nach. Thomas wird in den Kerker geworfen und später hingerichtet. Der Heerführer Siforus hatte treu zu Thomas gehalten, war Christ geworden und wurde von Thomas zum Priester geweiht in dem Augenblicke, da man diesen zur Richtstätte abführen wollte. Der Leichnam des Apostels wurde ehrenvoll in einem königlichen Grab bestattet, aber später heimlich von den „Brüdern“ entfernt. Siforus wurde der Beschützer und Ratgeber der Befehrten am Hofe des Königs.

Es ist der Versuch gemacht worden, die anscheinend auseinandergehenden Angaben über eine Wirksamkeit des Apostels in den Reichen der Könige Gundaphar und Mazdai durch eine doppelte Missionsreise zu erklären:

eine ältere parthische, die den Apostel mit dem Norden, eine jüngere indische, die ihn mit dem Süden verbindet. Jedoch alle Versuche, in den Namen historische Anhaltspunkte für eine zweite Missionsreise des Apostels aus dem Reiche des Königs Gundaphar in das Reich eines Königs Mazdai zu finden, haben sich als verfehlt erwiesen.

Ganz anders gestaltet sich das Bild, wenn diese Namen in Verbindung gebracht werden mit der Übertragung der Überreste des Apostels aus Indien nach Odeffa.

Die Übertragung der Überreste aus Indien setzt ein Grab in Indien voraus.

Der hl. Ephräm bezeugt, daß die Übertragung durch Vermittlung eines syrischen Handelsmannes erfolgte; es bleibt daher die doppelte Frage, aus welchem Teile Indiens die Reliquien stammen, welche als die Überreste des Apostels von Indien verehrt wurden, und auf welchem Wege der syrische Kaufmann in ihren Besitz gelangte.

Die Antwort auf beide Fragen ist in den beiden Namen Mazdai und Siforus gegeben, vorausgesetzt, daß deren archäologische Interpretation die richtige ist. Der Name Mazdai weist auf den Teil Indiens hin, aus welchem die Übertragung erfolgte. Es ist das nordwestliche Indien, und zwar die Grenzlandschaft, die einst unter der Herrschaft des Königs Gundaphar stand. Der Name Siforus deutet auf den Weg hin, auf welchem der kostbare Schatz in den Besitz des syrischen Handelsmannes überging. Es ist die Verbindung der Syrer mit der unter parthischer Herrschaft stehenden nordwestlichen Küste Indiens.

Läßt sich der Nachweis liefern, daß das Grab des Apostels in dem ehemaligen Reiche des Königs Gundaphar zu suchen ist, dann wird die historische Verbindung des Apostelnamens mit dem parthischen Königsnamen durch die historische Grabstätte bestätigt. Die Überlieferung, welche die Wirksamkeit des hl. Thomas in das Reich einer parthisch-indischen Dynastie verlegt, erhält ihre Bekräftigung in einer zweiten Überlieferung, welche die Grabstätte mit demselben Gebiete verbindet, das als Reich des Königs Gundaphar der Schauplatz der apostolischen Tätigkeit war. Unter dieser Voraussetzung kann an dem historischen Charakter einer Missionsreise, welche den Apostel nach dem Nordwesten Indiens führte, nicht mehr gezweifelt werden.

I. Mazdai und die sſythiſch-indiſchen Fürſten im Nordweſten Indiens.

In der Legende wird dem Reiche des Königs Gundaphar das Reich eines Königs Mazdai unter einem doppelten Geſichtspunkte gegenübergeſtellt: 1. als Schauplatz des Martyriums, 2. als Begräbniſſtätte.

Die Überlieferung, daß der Apoſtel Thomas als Märtyrer ſein Leben beſchloſſen hat, iſt jedenfalls ebenſo alt wie die Überlieferung ſeines indiſchen Apoſtولاتes. Den bündigſten Beweis liefern die Thomas-Akten ſelbſt. Als dieſelben in der erſten Hälfte des 3. Jahrhunderts entſtanden, verband die in Odeſſa beſtehende Überlieferung mit dem Apoſtolat in Indien auch das Martyrium.

Eine andere Frage iſt, ob Thomas im Reiche eines Königs Mazdai den Märtyrertod erlitt. Schauplatz des Martyriums konnte auch das parthiſch-indiſche Reich ſein, das zur Zeit, da Thomas nach Indien kam, von Gundaphar beherrſcht wurde. Unter dem Nachfolger des Beſchützers von Thomas mag ſich für den Apoſtel die Lage geändert haben. Trotz der Verehrung, die Thomas unter Gundaphar genoſſen, ſteht nichts entgegen, daß er nach deſſen Tod als Opfer von Intrigen oder als Opfer des Volkshaſſes den Märtyrertod für Chriſtus erlitt. Martyrium und Begräbniſſtätte müſſen daher auseinander gehalten werden. Wenn ſich ergibt, daß ein Reich des Königs Mazdai als Schauplatz des Martyriums und als Begräbniſſtätte eine Fiktion iſt, ſo folgt daraus noch keineswegs, daß es kein Reich des Königs Mazdai als Begräbniſſtätte des Apoſtels gegeben hat.

1. Das Reich des Königs Mazdai als Schauplatz des Martyriums.

In den ſyriſchen und griechiſchen Thomas-Akten und in der lateiniſchen Bearbeitung unter dem Titel *De miraculis S. Thomae* werden über das ſpätere Schickſal der ſterblichen Überreſte zwei Angaben gemacht: 1. daß der Leichnam des Heiligen in der Nähe des Ortes, wo das Martyrium ſtattſand, beerdigt wurde; 2. daß die Überreſte bald wieder ausgegraben und heimlich aus dem Reiche des Königs Mazdai entfernt wurden.

Der ſyriſche Text beſagt, daß die Gebeine des Apoſtels aus Indien zurückgebracht wurden zu Lebzeiten des Königs, unter dem der Apoſtel den Märtyrertod gelitten hatte. Die Worte lauten nach der engliſchen Überſetzung von Wright¹: „Einer der Brüder hatte ſie heimlich weggenommen und nach dem Weſten gebracht.“

¹ Apocryphal Acts of the Apostles II, London 1871, 293.

Die griechiſche Verſion lautet: „Über Miſbäus fand die Gebeine nicht; denn einer der Brüder hatte ſie geſtohlen und nach den Ländern des Weſtens gebracht.“ Die andere Leſart gibt denſelben griechiſchen Text mit der Variante: „denn einer der Brüder hatte die Reliquien geſtohlen und nach Meſopotamien gebracht.“¹

Der lateiniſche Bericht in den „Miracula“ ſtimmt ſachlich mit dieſer Verſion überein: *Misdeus, reserato sepulcro, ossa invenire non potuit, quoniam reliquias sancti apostoli quidam de fratribus rapuerunt et in urbe Edissa a nostris sepultus est.*

In den drei Verſionen zeigt ſich eine allmählich fortſchreitende genauere Beſtimmung des Ortes, wohin die Gebeine übertragen wurden. Die ſyriſche Verſion ſpricht bloß vom Weſten und ebenſo die eine der beiden griechiſchen Verſionen von den Ländern des Abends (*τὰ τῆς δύσεως μέρη*), die andere bezeichnet genauer als Ort der Übertragung Meſopotamien. Die lateiniſche Verſion endlich nennt kurzweg Edeſſa.

Die Überlieferung, welche in dieſen Verſionen enthalten iſt, ſtellt die Sache ſo dar, als hätten ſich „Brüder“ bald nach der Beerdigung im geheimen des Leichnams bemächtigt, indem ſie die Gebeine ausgruben und nach dem Weſten in Sicherheit brachten.

Wenn der Apoſtel wirklich im Reiche eines Königs Mazdai den Märtyrertod erlitten hat, ſo klingt es an und für ſich nicht unwahrſcheinlich, daß „Brüder“, d. h. doch wohl entweder „Begleiter des Apoſtels“ oder chriſtliche Kaufleute aus Syrien, ſich bemühten, in den Beſitz der Überreſte zu gelangen, um dieſelben vor Verunehrung zu ſchützen und bei günſtiger Gelegenheit nach Syrien mitzunehmen. Über das Schickſal, das dem Apoſtel bereitet worden war, konnte ſich unter den ſyriſchen Kaufleuten, die im Nordweſten Indiens Handel trieben, bald die Kunde verbreiten. Chriſten mußten Wert darauf legen, die ſterblichen Überreſte in ihrer Mitte zu beſitzen, wenn nicht dauernd, ſo doch zeitweilig, bis ſich Gelegenheit bot, dieſelben nach einer der Chriſtengemeinden Syriens zu übertragen. Eine Übertragung der Reliquien des hl. Thomas bald nach dem Martyrium war angeſichts der günſtigen Verbindung, die zwiſchen Syrien und Indien beſtand, leicht durchführbar.

Was hingegen dem Bericht von vornherein den Charakter der Unglaubwürdigkeit zu geben ſcheint, das iſt der Umſtand, daß die Übertragung mit dem Namen eines Königs Mazdai verbunden wird.

Wer iſt dieſer König? Wo lag ſein Reich? Alle Verſuche, einen hiſtoriſchen und zeitgenöſſiſchen Träger des Namens Mazdai zu finden, haben ſich biſ jetzt als verfehlt erwieſen. Während ſich für den Namen

¹ Bonnet, *Acta Philippi et Thomae*, Lipsiae 1903, 286.

Gundapharna in den numismatischen und epigraphischen Denkmälern Indiens ein Träger findet, bei dem jeder Zweifel an der Identität ausgeschlossen ist, kann ein gleiches von dem Namen Misdeus oder Mazdai nicht gesagt werden. Da es sich angeblich um einen parthischen Fürsten handelt, die Parther aber dem persischen Mazdai-Kultus huldigten, so lag die Vermutung nahe, daß in Misdeus die Form Mazdāo, der zweite, öfters alleinstehende Bestandteil des Gottesnamens Ahurō-mazdāo (persisch Or-mizd), verborgen sei. Diese Erklärung soll durch die persische Namensform Mazdai bestätigt werden. Mazdai findet sich in der Tat in der Form מַזְדַּאי *MaZaïos*, aber nicht als Zeitgenosse des Gundaphar, sondern als Name eines persischen Satrapen im 4. Jahrhundert v. Chr. Wenn aber auch der Name Mazdai mit dieser Form identifiziert wird, so bleibt immer die Schwierigkeit, daß sich in keiner Königsliste noch in einer Series von Münzfunden des nördlichen Indien ein Träger dieses Namens nachweisen läßt. Aus den Münzen kennen wir die lange Reihe der parthisch-indischen und skythisch-indischen Fürstennamen. Nirgendwo stoßen wir auf einen Parther oder Skythen, der Mazdai hieß.

Aus diesem Tatbestand läßt sich mit voller Bestimmtheit der Schluß ziehen, daß es einen König Mazdai als Zeitgenossen des Königs Gundaphar nicht gegeben hat. Der Umstand, daß der Name in den literarischen Urkunden, sei es römisch-griechischen, sei es indisch-persischen, nicht vorkommt, würde noch keineswegs das Vorhandensein eines solchen Fürsten ausschließen. Aber auch unter den dreißigtausend und mehr Münzen, die bis zur Stunde im Nordwesten Indiens aufgefunden worden sind, findet sich von einem König, der als Zeitgenosse des Apostels unter dem Namen Mazdai bekannt wäre, nicht die geringste Spur. In diesen Münzen kehren immer dieselben Königsreihen wieder. Als persischer Königsname existiert Mazdai weder für Persien oder Parthien noch für Indien und die indischen Grenzlande. Ein Reich eines Königs Mazdai gab es in keinem Teile Indiens zur Zeit, da Thomas in das historisch nachweisbare Reich des Königs Gundaphar kam.

Damit verliert nun aber die Erzählung von der „zweiten Missionsreise“ des Apostels ihren historischen Grund und Boden. Sowenig es einen König Mazdai gab, so wenig kann es ein Apostolat und ein Martyrium im Reiche eines Königs Mazdai gegeben haben.

Faßt man indes die Frage in der Weise, ob nicht ein indisches Gebiet nachweisbar wäre, das als Begräbnisstätte des Apostels mit dem

Namen eines Königs Mazdai historisch verbunden sein könnte, so wäre das möglich unter der Voraussetzung, daß die Übertragung der Reliquien in einem späteren Zeitpunkte erfolgte.

2. Das Reich des Königs Mazdai als Begräbnisstätte des Apostels.

Der Überlieferung, welche die Übertragung bald nach dem Tode erfolgen läßt, steht eine zweite gegenüber, die berichtet, daß die Überreste erst eine geraume Zeit später nach Edessa übertragen wurden. Diese Überlieferung findet sich in der *Passio S. Thomae* und in der *Gloria Martyrum des Gregor von Tours*.

Die *Passio* erzählt: *Syri ab Alexandro imperatore romano veniente victore de Persidis praelio, Xerse rege devicto, impetrarunt hoc ut mitteret ad regulos Indorum, ut redderent defunctum civibus; sicque factum ut translatum esset de India corpus apostoli et positum in civitate Edissa in locello argenteo, quod pendet ex catenis argenteis.*

Gregor von Tours schreibt: *Thomas apostolus secundum historiam passionis eius in India passus declaratur. Cuius beatum corpus post multum tempus adsumptum in civitatem, quam Syri Aedissam vocant, translatum est ibique sepultum.*

Daß in diesen beiden Schriften niedergelegte Zeugnis beansprucht besondern Wert, weil es auf die in Edessa selbst in Umlauf befindliche Überlieferung zurückgeht, welche die Übertragung nicht in das apostolische Zeitalter verlegt, sondern mit einer späteren Zeit verbindet, und zwar mit jener Periode, die den Ausgangspunkt des indischen Apostolates von Edessa bildet.

Passio und *Gloria Martyrum* entstanden im 6. Jahrhundert, erstere in der ersten Hälfte, letztere in der zweiten Hälfte; beide geben keine neue, sondern eine bereits in Umlauf befindliche Überlieferung wieder, die von Pilgern, welche das Grab in Edessa besucht, nach Italien und Gallien gebracht worden war.

Gregor von Tours, der Historiograph der Merowinger im 6. Jahrhundert (geb. 538, gest. 593), stützt sich in seinem Bericht über das Apostelgrab von Edessa auf einen Augenzeugen mit Namen Theodorus, der sowohl die ursprüngliche Grabstätte in Indien als das spätere Grab in Edessa besucht und dann seine Pilgerfahrten bis nach Gallien zum Grab des hl. Martin von Tours fortgesetzt hatte. Welche Bewandnis es mit dem Besuche des älteren Grabes in Indien hat, muß dahingestellt bleiben, da kein Name erwähnt wird. Unzweifelhaft aber geht aus der Erzählung des Pilgers hervor, daß man in Edessa selbst des Glaubens war, der

Leib des hl. Thomas habe zuerst in Indien an einem Plage geruht, wo zur Zeit des Pilgers eine Kirche und eine Niederlassung von Mönchen bestand, und sei von dort nach Edessa in späterer Zeit übertragen worden.

Dieses Zeugnis ist von großer Wichtigkeit. Wenn man in Edessa selbst auf Grund der lokalen Erinnerungen die Übertragung in eine viel spätere Zeit verlegt, dann darf man daraus den unbedingten Schluß ziehen, daß die Überreste nicht sogleich nach dem Tode des Apostels nach Syrien gelangten. Wann die Übertragung stattfand, wird in dem Bericht des Gloria Martyrum nicht gesagt. Das erfahren wir aber aus der Passio S. Thomae. Diese bringt die Übertragung in Verbindung mit dem Siege des Kaisers Alexander Severus über die Perser. Es handelt sich um die Entscheidungsschlacht des Jahres 233, welche die Herrschaft über Mesopotamien und den Zugang zum Persischen Meerbusen zeitweilig dem römischen Reiche sicherte. Die Nachricht, daß Alexander Severus auf Bitten der „Syrier“, d. h. doch wohl der Bewohner Edessas, die „indischen Könige“ veranlaßt habe, den Leib des Apostels herauszugeben, entbehrt jeder Grundlage. Welche Beziehungen zu Indien und welchen Einfluß auf indische Könige konnte Alexander im Zusammenhang mit dem Sieg über die Perser gewonnen haben? Trotzdem ist die Nachricht nicht ohne Bedeutung. Es geht daraus hervor, daß man in Edessa die Übertragung der Reliquien gerade mit der Zeit in Verbindung brachte, während welcher die Beziehungen Edessas zu Indien jenen außerordentlichen Aufschwung nahmen. Der Sieg des Kaisers Severus über die Perser mag insofern zur Festigung und Förderung dieser Beziehungen beigetragen haben, als er den Frieden sicherstellte und wenigstens für einige Zeit Edessa gegen die Angriffe der Perser schützte. Aus der Überlieferung, welche die Passio bezeugt, ergibt sich, daß die Kirche Edessas den Besitz der Reliquien von den ersten Jahrzehnten des 3. Jahrhunderts herleitete. Es ist die Periode, während der die Namen Abgar und Bardeanes im Vordergrund des geistigen Lebens von Edessa stehen. In diese Zeit fällt die Entstehung der Thomas-Akten als Verherrlichung des vom Apostel Thomas eröffneten, von der Kirche Edessas fortgesetzten indischen Apostolates. In engstem Zusammenhang mit dieser literarischen Verherrlichung des Apostels von Indien steht die Übertragung seiner Gebeine.

Niemand wird bestreiten, daß die Überlieferung, welche die Übertragung der Reliquien in eine spätere Zeit, und zwar in das Zeitalter des Aufschwungs der Kirche von Edessa verlegt, Anspruch auf historische Glaub-

würdigkeit erheben kann, während andere Lösungsverſuche ſich biſher als unhaltbar erwieſen haben. Die Thatſache dieſer ſpäteren Übertragung legte nun eine andere Erklärung des zweiten Abſchnittes der Legende nahe, die vielleicht auf den erſten Blick befremdend erſcheinen mag, bei näherer Prüfung aber geeignet ſein dürfte, alle Widerſprüche, hiſtoriſche, geographiſche und chronologiſche, in Einklang zu bringen mit einem hiſtoriſchen Träger des Namens Mazdai.

Wenn es einen König Mazdai als Zeitgenoſſen des Gundaphar niemals gegeben hat, ſo bleibt immer die Annahme übrig, daß das Gebiet, das der Schauplatz des Apoſtolaſes unter König Gundaphar geweſen, auch die Begräbnißſtätte des Apoſtels wurde. In jenem Teile Indiens, der zur Zeit ſeiner Ankuft unter parthiſcher Herrſchaft ſtand, wirkte und ſtarb der Apoſtel, und dort wurde er begraben. Mit der Begräbnißſtätte blieb die Erinnerung verbunden, daß daſelbſt der Lehrer des Chriſtlichen Geſetzes ruhte, der aus jenem großen römiſchen Reiche gekommen, zu dem das Land durch den Handel in Beziehung getreten war. Mochte das Andenken an die Perſönlichkeit des Apoſtels auch noch ſo ſehr verblaſſen, mochte das beſcheidene Saatkorn des Chriſtlichen Glaubens, das von ihm ausgeſtreut worden war, auf dieſem Boden durch den längſt daſelbſt üppig emporgewuchernden buddhiſtiſchen Kultus auch bald erſtict werden: das Grab als ſolches bewahrte im Bewußtſein des Volkes noch immer eine vorzugsweiſe Verehrung, beſonders in einem Landſtrich, der durch ſeine vielen religiöſen Grabdenkmäler Zeugnis ablegt für den dort heimischen ſepulkralen Kultus von hervorragenden Toten.

§. Wie nun in Indien das Grab erhalten blieb, ſo ging in Syrien die Erinnerung an das Grab nicht verloren. Den Beweis liefert gerade die Treue, mit der die hiſtoriſche Erinnerung an die Verbindung des Apoſtelnamens mit dem parthiſchen Königsnamen aufbewahrt wurde in der ſyriſchen Kirche. So gut die Erinnerung an Thomas und Gundaphar daſelbſt fortlebte, ebenſogut konnte ſich die Erinnerung an das Grab, das im Reiche jenes Fürſten lag, erhalten. Die eine Erinnerung konnte von der andern im Bewußtſein des Volkes nicht getrennt werden. Mit dem Andenken an das apoſtoliſche Arbeitsfeld im Reiche des Gundaphar pflanzte ſich auch das Andenken an das Grab fort. Dafür ſorgte der Handelsverkehr Syriens mit dem Nordweſten Indiens. Wie dieſer die einmal eingeleiteten Beziehungen zwiſchen der jungen Kirche Syriens und Indien aufrecht erhielt, ſo war er auch der natürliche Kanal, durch den ſich mit dem Namen

Gundaphar die Erinnerung an das in seinem Reiche forterhaltene Apostelgrab von Geschlecht zu Geschlecht überlieferte. Dies vorausgesetzt, wird es leicht verständlich, daß die christlichen Kaufleute aus Syrien hohen Wert darauf legten, in den Besitz der sterblichen Überreste des Apostels zu gelangen. Dieselben wurden hoch im Norden einsam unter einem Volke gehütet, das nicht christlich war. Die Grabstätte lag in einem weitentfernten Teile Indiens. Die politischen Wirren machten den Zugang zum Kabul-tale immer schwerer. Das gab den natürlichen Wunsch ein, den kostbaren Schatz näher zu haben.

In jener nordwestlichen Grenzlandschaft, welche zur Zeit, da Thomas nach Indien kam, unter der Herrschaft des Königs Gundaphar stand, waren auf die Parther die Skythen gefolgt. Es herrschte im Nordwesten die Dynastie der Kushana mit dem Dreigestirn Kanishka, Huvishka, Vajushka oder Vāsudeva.

Nun hat Silvain Lévi den dritten dieser Namen, Vāsudeva, mit Mazdai zu identifizieren gesucht, indem er auf die numismatische Form zurückgriff. Diese Form erscheint auf den Münzen jenes Fürsten als βαζοδεο. Daraus hat der französische Gelehrte die Gleichung Vāsu deva = βαζοδεο = βαζδεο = Mazdeo = Mazdai hergeleitet.

Vom etymologischen Standpunkt läßt sich gegen die Identität von Vāsudeva und Mazdai durch die vermittelnde Form βαζοδεο der Münzen kein stichhaltiger Einwand erheben. Mit der Identität der beiden Formen ist aber eine historische Persönlichkeit als Träger des Namens Mazdai nachgewiesen. Es ist ein skythischer Herrscher im Nordwesten Indiens, ein Mitglied der indisch-skythischen Dynastie, die unter dem Namen Kushana oder Gushana über das Pandshab und das Kabul-tal in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung regierte, der zweite Nachfolger jenes Königs Kanishka, dessen Hauptstadt dasselbe Purushapura oder Peshāwar in Gandhāra war, das auch der Hauptsitz der parthisch-indischen Fürsten und die Residenz des Gundaphar gewesen.

Die auf sprachliche Erwägungen gestützte Gleichung der beiden Namen auch vom chronologischen Standpunkt aufrecht zu halten, wäre freilich unmöglich, wenn unter jenem Vāsudeva ein Zeitgenosse des Apostels Thomas verstanden werden sollte.

Silvain Lévi hat die Gleichung Mazdai = βαζοδεο ursprünglich aufgestellt, um in Mazdai eine historische Persönlichkeit als Zeitgenossen dem Gundaphar an die Seite zu stellen.

Unter dieser Voraussetzung ist jedoch die Gleichung unvereinbar mit der Chronologie, die auf alle Fälle für Vāsudeva einen viel späteren Zeitpunkt ermittelt hat.

Die drei Fürsten werden von Smith¹ in folgender Weise eingefetzt: Kanishka 123—150, Huvishka 150—180, Vāsudeva 180—226. Aus dieser Reihenfolge ergibt sich als unzweifelhaft, daß der Mazdai der Legende, wenn er identisch ist mit βαζοδεο = Vāsudeva, nicht der Zeitgenosse des Gundaphar und Thomas sein kann. Das würde auch nicht der Fall sein, wenn die von Raps² vorgeschlagene Chronologie zu Grunde gelegt würde, nämlich Kanishka 85—106, Huvishka 111—142, Vāsudeva 152—176.

Welchen Ausgangspunkt man auch immer für die Regierung dieser drei bedeutendsten indisch-skythischen Fürsten nehmen mag, Vāsudeva kann nicht vor die zweite Hälfte des 2. Jahrhunderts gesetzt werden.

Die einzige historische Persönlichkeit, welche als Träger des Namens βαζοδεο = Mazdai in Indien nachweisbar ist, regierte um dieselbe Zeit, als Odeffa jenen glänzenden Aufschwung nahm, der zum Ausgangspunkt der engen Beziehungen zwischen der Kirche Odeffas und den Pflanzstätten des Christentums in Indien wurde.

Wenn Mazdai mit diesem βαζοδεο nicht identisch ist, dann gibt es innerhalb der gesamten altindischen Münzkunde und Inschriftenkunde keinen Träger des Namens Mazdai. Die in die Legende unter dem Namen Mazdai eingeführte Persönlichkeit müßte dann als ein willkürliches Erzeugnis dichter Legendenbildung betrachtet werden, das lediglich geschaffen wurde, um in irgend einem indischen Reiche einen Schauplatz für das Martyrium zu gewinnen.

Mit andern Worten: Die Übertragung der sterblichen Überreste des Apostels, die bis zu jenem Zeitpunkt in Indien aufbewahrt worden waren, kann entweder nur durch einen ganz kurzen Zeitraum von der Regierungszeit des Königs βαζοδεο = Mazdai getrennt sein, oder wenn die Chronologie von Smith richtig ist, fällt sie geradezu mit der Zeit jenes Fürsten zusammen.

Unter der Voraussetzung, daß Mazdai mit dem Vāsudeva aus der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts identisch ist, entspricht also die Gleichung sowohl chronologisch als auch geographisch allen Anforderungen. Der historische Vāsudeva, den wir aus Münzen und Inschriften kennen, herrschte nicht bloß in Teilen des nordwestlichen Indien, sondern in den Teilen, welche unter der Herrschaft des Königs Gundaphar standen, nämlich

¹ Early History 242 243.

² Indian Coins 18.

in Beshāwar, dem Mittelpunkt von Gandhāra. Damit stimmt überein, daß das Reich des Mazdai in der äthiopischen Version der Überlieferung ausdrücklich nach Quantaria verlegt wird, in welchem Namen mit Recht eine Verstümmelung von Gandhāra erkannt worden ist. Die historische Kritik des zweiten Teiles der Thomas-Akten, welcher dem Martyrium gewidmet ist, sieht sich daher vor die Alternative gestellt, den Königsnamen Mazdai entweder mit dem König zu identifizieren, der herrschte, als die Reliquien des Apostels nach Syrien gelangten, oder ihn vollständig preiszugeben.

Wir stehen vor dem Dilemma: Entweder wird Mazdai als ein persischer Königsname betrachtet oder identifiziert mit dem indischen Königsnamen Vāsudeva in den Inschriften und *βαζοδεο* auf den Münzen. Im ersteren Falle ist Mazdai überhaupt als historische Persönlichkeit nicht nachweisbar. Damit wäre dem zweiten Teile der Legende die Grundlage entzogen. Die Erzählung vom Martyrium und vom Begräbnis im Reiche eines Königs Mazdai ist dann eine Fiktion der Bearbeiter der Überlieferung. Im zweiten Falle kann Mazdai = *βαζοδεο* = Vāsudeva zwar als historische Persönlichkeit nachgewiesen werden, aber als historischer Träger des Namens Mazdai kann er nicht Zeitgenosse des Apostels sein. Geographisch und chronologisch läßt er sich nur in Einklang bringen mit jenem indisch-sythischen König Vāsudeva, der über das nordwestliche Indien herrschte, als Odeffa der Mittelpunkt der Verherrlichung des Apostels von Indien wurde, also als Herr des Gebietes, das einst unter dem parthisch-indischen König Gundaphar Schauplatz der Wirksamkeit des Apostels war. Dort regierte um die Zeit, da die Übertragung der Reliquien erfolgte, der einzig nachweisbare historische Träger des Namens *βαζοδεο*, der als Mazdai in der Legende König des Gebietes ist, in welchem Thomas den Märtyrertod erlitt und seine letzte Ruhestätte fand. Historisch also ist der Königsname, mit dem der Name des Apostels im zweiten Teile der Thomas-Akten verbunden wird, aber nicht als Name eines Fürsten, der herrschte zur Zeit, als Thomas nach dem Nordwesten Indiens zu König Gundaphar kam, sondern der über jenes Gebiet, den ursprünglichen Wirkungskreis des Apostels, herrschte, als dessen Reliquien ihren Weg aus Indien nach Syrien zurücksandten.

Aus dem Reiche eines Königs Mazdai, der Zeitgenosse Abgars von Odeffa war, gingen die Überreste des Apostels Thomas in den Besitz der syrischen Kirche über. Das Martyrium als erduldet im Reiche eines Königs Mazdai ist Erfindung der dichtenden Legende. Keines-

wegs freie Erfindung iſt dagegen die Begräbnißſtätte im Reiche eines Königs Mazdai.

Die urſprüngliche und hiſtoriſche Ruheſtätte des hl. Thomas war das parthiſch-indiſche Reich des Königs Gundaphar, das ſpäter unter die Herrſchaft der ſythiſch-indiſchen Fürſten kam. Beherrſcher des Reiches war am Ende des 2. und im Anfang des 3. Jahrhunderts Vaſudeva = Mazdai. So lag alſo tatſächlich die hiſtoriſche Ruheſtätte des Apoſtels von Indien im Zeitpunkt, da die Kirche Edeſſas Hüterin der Überlieferung wurde, auf dem Gebiete eines Königs Mazdai. Dieſe hiſtoriſche Tatſache iſt es, die als geſchichtlicher Kern die Grundlage des zweiten Theiles der Akta wurde. Aus der hiſtoriſchen Begräbnißſtätte machte die Legendenbildung den Schauplatz des Martyriums, aus dem hiſtoriſchen König, in deſſen Reich die Begräbnißſtätte lag, einen König Mazdai, unter dem Thomas das Martyrium erlitt.

Der Anachronismus, welcher einen Fürſten, der 150 Jahre ſpäter lebte, in einen Zeitgenoffen des Apoſtels verwandelte, wurde veranlaßt durch die Nachricht, daß die Überreſte aus dem Reiche des Königs Mazdai kamen. Durch Kaufleute war bekannt, daß der Apoſtel im Reiche eines Fürſten beſtattet geweſen, der nach dem Zeugniß der Münzen βαζοδεο hieß, woraus ſie das den ſyriſchen Lauten verwandtere und dem ſyriſchen Ohr vertrautere Mazdai machten. In Umlauf war aber auch die Überlieferung, daß der Apoſtel zulezt den Märtyrertod erlitten. Die Legende kombinierte beide Nachrichten, diejenige des Martyriums und die Kunde von der Ruheſtätte im Reiche des Königs Mazdai. Auch in der endgültigen Faſſung, welche die Überlieferung in Edeſſa erhielt, mußte das Martyrium die Krönung des indiſchen Apoſtolates bilden, das Thomas eingeleitet. Die Glorie des Martyriums war ja der herrlichſte Lebensabſchluß des Apoſtels, die Vollendung der Verähnlichung mit Chriſtus. Nun konnte aber das Reich des Gundaphar, in welchem der Apoſtel mit Erfolg gewirkt hatte, nicht der Schauplatz des Martyriums ſein. Darum wurde das Martyrium in ein Reich verlegt, das nach einem andern Könige benannt war, Martyrium und Grab wurden mit dem Reiche verbunden, von welchem aus ſpäter die Überreſte des hl. Thomas nach Edeſſa übertragen wurden.

So entſtand aus der hiſtoriſchen Kunde von der Begräbnißſtätte des Apoſtels im Reiche des Königs Mazdai die Erzählung vom Martyrium im Reiche dieſes Königs parallel zur Erzählung vom Apoſtolat im Reiche

des Königs Gundaphar, die hervorging aus der historischen Kunde von der Anwesenheit des Apostels in dem parthisch-indischen Reiche des Königs Gundaphar.

II. Siforus und die parthische Herrschaft im Nordwesten Indiens.

Wenn unter dem König Mazdai der Legende auf gute Anhaltspunkte hin der historische König βαζοδεο verstanden werden kann, so bleibt noch immer die Schwierigkeit mit dem Namen des Feldherrn, durch welchen Thomas in Beziehung zu Mazdai tritt und der in der Legende Siforus genannt wird. Die Endung „forus“ in dem Namen legt eine ähnliche Bildung wie Gundaforus = Gundapharna nahe. Gundaphorus hat sich als parthischer Name enthüllt. Ist auch Siforus Träger eines parthischen Namens?

Wäre König Mazdai als parthischer Fürst ein Zeitgenosse des Parthers Gundaphar, dann würde sich der Name eines parthischen Heerführers Siforus oder Sitaphernes sehr gut der parthisch-indischen Thomas-Überlieferung eingliedern. Aber nach den vorausgehenden Darlegungen ist das erstere unmöglich. Wenn Mazdai überhaupt eine historische Persönlichkeit ist, dann kann es nur der dritte der drei bedeutendsten sithisch-indischen Herrscher sein, die nach den Parthern im Nordwesten und in Gandhāra regierten.

Soll demnach der Name Siforus mit der historischen Existenz Mazdais in Einklang gebracht werden, dann muß sich auch für die spätere Zeit die Beziehung des parthischen Elementes zum Nordwesten Indiens nachweisen lassen.

Einen plausiblen Anhalt dafür bietet die Herrschaft der Kshatrapa oder Pahlava während der ersten drei Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung¹. Unter dem Namen Pahlava spielten die Parthama oder Parther als Eroberer gemeinsam mit den Saka eine wichtige Rolle in der politischen Geschichte des nordwestlichen Indien während der ersten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung, wie dies die Inschriften bezeugen. Es geht das aus den Kämpfen hervor, welche die einheimische mächtige Dynastie der Andhra gegen die fremden Eindringlinge und Eroberer zu führen hatte. In starken Massen muß das parthische Element in den Nordwesten eingedrungen sein und bedeutenden Einfluß auf das Küstengebiet erlangt haben. Eine parthische Dynastie setzte sich unter dem Namen Kshatrapa

¹ Zum folgenden vgl. Smith, Early History 187 188 347—349.

in Guzerat fest und war so glücklich in ihren Kämpfen mit den Andhra, daß bedeutende Gebietssteile von letzteren abgetreten werden mußten. Um das Jahr 150 war die Halbinsel von Kathiāwār, das ganze Gebiet von Mālwa, Kach, Sind und die Gegend des Konkan mit den anliegenden Bezirken in den Besitz der Parther übergegangen. Die parthische Herrschaft erstreckte sich demnach über das ganze nordwestliche Küstengebiet bis in die Gegend des heutigen Bombay und war im Besitze der wichtigsten Hafenplätze jenes Theiles von Indien.

Eine Bestätigung der engen Beziehungen, welche sich zwischen den parthischen Kshatrapa an der Nordwestküste und den angrenzenden Gebietssteilen gerade mit Bezug auf Religion und Kultus ausgebildet, liefern die Felsenhöhlen von Ajanta in ihren Gemälden. Die nahe Verwandtschaft der malerischen Darstellungen Buddhas von Ajanta¹ mit der bildnerischen Darstellung von Gandhāra ist längst erkannt. Es ist ferner Tatsache, daß Ajanta allein Gemälde besitzt, die eine enge Abhängigkeit von der Kunst von Gandhāra namentlich in dem Bilde Buddhas verraten². Hier und nur an dieser Stelle kommt malerisch der eigentliche Buddhathypus der Schule von Peshāwar zum Ausdruck. Die Felsenwände von Ajanta, durch Maler mit Bildern Buddhas ausgeschmückt, weisen ein großes Gemälde auf, das einen Fürsten und Umgebung in persischer Tracht darstellt. Fergusson³ hat bereits den iranischen Charakter der Persönlichkeiten erkannt, die abgebildet sind. Das Ganze wurde in Verbindung gebracht mit einer Gesandtschaft, welche der Perserkönig Chosroe II. um das Jahr 625 an den Hof des indischen Fürsten Pulikeshi geschickt haben soll und deren feierlichen Empfang man in diesem Bilde dargestellt sehen will. Ob eine solche Gesandtschaft wirklich geschichtliche Tatsache sei — die einzige Quelle ist ein späterer mohammedanischer Geschichtschreiber, Tabari —, bleibt fraglich. Viel näher liegt die Annahme, in den Gestalten, welche persische Kleidung tragen, eine Gesandtschaft der in nächster Nachbarschaft herrschenden parthischen Kshatrapa oder Satrapen zu suchen. Unter

¹ Fergusson and Burgess, *Cave Temples of India*, London 1880, 284.

² Smith bemerkt: Who ever seriously undertakes the critical study of the paintings at Ajantā and Bāgh, will find, I have no doubt, that the artists drew their inspirations from the West, and I think, he will also find, that their style is a local development of the cosmopolitan art of Rome (Graeco-Roman Influence on the Civilization of Ancient India, im *Journal of the Asiatic Society of Bengal* LVIII 1, 173).

³ *M. a. O.* 327.

dieser Voraussetzung erklärt es sich leicht, warum die malerischen Darstellungen Buddhas auf den Felsengemälden den bildnerischen von Gandhāra so nahe kommen. Die Parther, welche durch die Herrschergestalt des Gundaphar dem Ursprung der Kunst von Gandhāra besonders nahe standen, waren die Vermittler jenes Typus, der eine engere Verwandtschaft mit römischer Kunst verrät, so daß Fergusson und Smith behaupten, er erinnere an frühchristliche Darstellungen¹. Derselbe Nordwesten Indiens, der unter der Herrschaft der Parther stand, unterhielt aber nahe Beziehungen zu der römischen Provinz Syrien. Der Handelsverkehr brachte infolgedessen die syrischen Kaufleute in Verbindung mit den parthischen Kshatrapa oder Satrapen. Ein Blick auf die Karte des nordwestlichen Indien zeigt, daß die Herrschaft der Parther der Küste entlang die unmittelbare Verbindung mit der Herrschaft der Skythen im nordwestlichen Indien von Mathura bis nach Peshāwar erschloß. Um daher in das indisch-skythische Reich im Nordwesten Indiens zu gelangen, mußte der syrische Handel den Weg durch den Küstenstrich nehmen, der unter parthischer Herrschaft stand. Die Parther bildeten die natürliche Brücke zwischen Syrien und dem Reiche des Königs Mazdai. Da namentlich die wichtigen Hafenplätze an der Nordwestküste im Besitze der Parther waren, so war der syrische Handel naturgemäß auf die Verbindung mit den Parthern und auf deren Vermittlung angewiesen. Unter dem Schutze eines parthischen Kshatrapa oder Satrapen, der an der Küste gebot, und im Genuße seines Wohlwollens konnten die syrischen Kaufleute leicht die Beziehung zu dem indisch-skythischen Reiche fortsetzen, das einst unter Gundaphar Schauplatz der Wirksamkeit des Apostels gewesen war.

Dabei muß ein Umstand noch besonders berücksichtigt werden. Gerade Edessa stand in nahen Beziehungen zu den Parthern. Die Stadt lag hart an der Grenze des parthischen Reiches und hatte eine nicht unbedeutende parthische Bevölkerung. Infolge der engen Beziehungen zu Parthien erhielt Edessa geradezu den Namen „Tochter der Parther“. Mit andern

¹ Their realism, on which Mr. Griffiths comments, is one of the most characteristic features of the Gandhāra sculptures and is thoroughly Roman. Some of the panels, too, filled with elegant floral decorations are extremely like Roman work in appearance. The Gandhāra sculptures are so closely related to the Christian sculptures in the Catacombs of Rome, that I venture to suggest, that it would be worth while to compare the paintings in the Catacombs with those of the Ajantā Caves (Journal of the Asiatic Society of Bengal LVIII 1, 174).

Worten: Die Stadt, welche als Hauptförderin des Apostolates im Osten unter allen Kirchen Syriens die meisten Beziehungen zu den Pflanzstätten des Christentums in Indien seit der Zeit Abgars pflegte, war auch mehr als alle andern verbunden mit jenen Parthern, zu denen die Beherrscher des nordwestlichen Küstenstriches sich als Pahlava stammverwandt bekannten. Ja gerade der Hauptträger der geistigen Bewegung in der Schule von Edessa, derselbe Mann, mit dem die Entstehung der Akta als literarische Verherrlichung des indischen Apostolates des hl. Thomas enge verbunden erscheint, wird wegen seiner parthischen oder persischen Abkunft kurzweg der „Parther“ genannt.

Die Beziehungen Syriens und vor allem der Kirche Edessas zu dem Volke der Parther boten demnach einen besondern Anknüpfungspunkt für die Verbindung mit den stammverwandten parthischen Kshatrapa, die an der Nordwestküste Indiens herrschten.

Nun verband die älteste Überlieferung den Apostel gerade mit einem parthischen Fürsten. Die ersten Beziehungen des Christentums zu Indien waren im Bereiche der parthischen Herrschaft angeknüpft worden. Indische Parther waren es, deren Apostel der hl. Thomas unter Gundaphar geworden war. Das hatte zur Folge, daß das Christentum den ersten Halt und Anhang unter den parthischen Eroberern des nordwestlichen Indien gewonnen. Auf diese Weise aber wurde auch die historische Erinnerung, welche in der Verbindung des Apostelnamens mit Gundaphar fortlebte, eine syrische und eine parthische Überlieferung.

Das apostolische Arbeitsfeld des Apostels der Inder lag auf parthischem Gebiet; aber dieses Gebiet war aus den Händen der parthisch-indischen Fürsten in die der sxythisch-indischen Fürsten übergegangen und damit auch das Grab des Apostels. Als nun die Kirche von Edessa das indische Apostolat als ihr besonderes Vermächtnis übernahm, da suchten die in Indien handeltreibenden christlichen Syrer durch die Vermittlung der Parther in den Besitz des ihnen teuren Schazes zu kommen. Behilflich war ihnen zu diesem Zwecke ein angesehener parthischer Satrape an der Küste. So gelangten die Reliquien aus dem Reiche des Königs Mazdai zuerst in eine der Hafenstädte an der Nordwestküste, wo syrische Christen unter parthischem Schutz zahlreich ansässig waren, und von dort später nach Edessa.

Dieser parthische Satrape war kein anderer als der in Verbindung mit dem Namen Mazdai in der Legende genannte Feldherr Siforus. Der

Name lautet syrisch Sifür, griechisch Σίφορ, Σίφορος, Σίφόρας, lateinisch Siforus, Sefhor, Sinforus. Unter den parthisch-persischen Namen fehlt es nicht an einer Wortbildung, als deren Äquivalent Siforus betrachtet werden kann. Einer der allerbekanntesten parthisch-persischen Königsnamen ist Saitaphernes, Sītaphernes. In diesem Sītaphernes = Sītaphorus ist das unverkennbare Äquivalent zu Siforus gegeben. Damit ist der historische Charakter des in der Legende erwähnten Heerführers wenigstens soweit gesichert, als nachgewiesen werden kann, daß es sich nicht um einen erdichteten Namen handelt. Der Heerführer, auf dessen Veranlassung der hl. Thomas in das Reich des Königs Mazdai kam, charakterisiert sich durch den parthischen Namen als Parther.

Der Name Siforus ist aber nicht bloß ein historischer Name in jenem allgemeinen Sinne. Ein Träger des Namens Sītaphernes = Siforus läßt sich nachweisen als historische Persönlichkeit im Nordwesten Indiens und im 2. Jahrhundert. In einer Felseninschrift von Karle nahe bei Bombay wird ein „Harapharna, Sohn des Setapharna“, erwähnt, der den daselbst lebenden buddhistischen Mönchen eine Felsenhalle zum Geschenke macht. Harapharna entspricht dem Ὅροφέρνης oder Ὀλοφέρνης, Setapharna dem Σιταφέρνης. Harapharna oder Holophernes nennt sich ein Bewohner von Abulama¹. Drei Umstände machen das Vorkommen des parthischen Namens Setapharna in Gemeinschaft mit Harapharna bemerkenswert. Zunächst ist es die Zeit, aus der die Inschrift stammt. Die Inschrift ist datiert vom 24. Jahr des Königs Pulimāvi. Dieser König ist identisch mit Pulumāhi II. aus der Andhra-Dynastie und regierte von 138 bis 170 n. Chr.; es ist derselbe König, der von Ptolemäus unter der Namenform Siro Polemios als Zeitgenosse des Chashtana aus der Kshatrapa-Dynastie erwähnt wird. Zweitens ist von Bedeutung der Fundort. Der Felsentempel von Karle findet sich nahe bei Kalyāna, dem ehemaligen Seehafen, der von den römischen Kauffahrern besucht wurde. Ein dritter Umstand ist die Tatsache, daß es ein Parther ist, der seinen religiösen Sinn durch eine Schenkung an einen buddhistischen Tempel kundgibt.

Aus all dem Gesagten dürfte sich für unsere Untersuchung eine einfache und ziemlich einleuchtende Lösung ergeben:

Zur Zeit, da der skythisch-indische König βαζοδσο im Nordwesten regierte, herrschten an der Küste die Parther.

¹ Burgess, Cave Temples IV 113.

Unter jenen Parthern ist auch der Name Sitapharna (als Äquivalent für Siforus) nachweisbar, und zwar gerade für die zweite Hälfte des 2. Jahrhunderts. Sitapharna = Siforus ist ein Zeitgenosse des Vāsudeva = Mazdai. Ist Mazdai identisch mit dem historischen König, der auf den Inschriften Vāsudeva, auf den Münzen βαζοδεο heißt, so birgt sich in Siforus ein historischer Träger des Namens Sitapharna als Zeitgenosse des βαζοδεο und als Nachbar der Syrer. Die Beziehung des Siforus zu dem Mazdai der Legende beruht auf der Tatsache, daß durch einen parthischen Satrapen namens Sitapharna die Übertragung der Reliquien vermittelt wurde.

Wie die Legendenichtung das Reich des historischen Königs Mazdai, das die Begräbnisstätte war, in den Schauplatz des Martyriums verwandelte, so machte sie aus dem parthischen Freunde und Förderer der Syrer in Indien, der bewirkt hatte, daß die Überreste des Apostels in den Besitz der Syrer gelangten, einen Heerführer, der die Veranlassung gewesen, daß der Apostel das Reich des Königs Mazdai besuchte. In dieser Weise deutete die Legende die übermittelte Verbindung der Namen Mazdai und Sitapharna um. Sitapharna wird der Beschützer des Apostels, Mazdai der Verfolger des Apostels. Das Reich des Königs Mazdai, das als die ursprüngliche Ruhestätte bekannt geworden, wird in ein Königreich umgewandelt, das der Schauplatz des Martyriums wird, während das Reich des Königs Gundaphar der Schauplatz des Apostolates bleibt. Als Beherrscher ein und desselben Gebietes im Nordwesten Indiens stellen somit Gundaphar und Mazdai ein und dieselbe Überlieferung dar, die den Apostel mit dem Norden und nicht mit dem Süden verbindet. Die Überlieferung, welche im ersten Teile der Thomas-Akten die Wirksamkeit des Apostels in das Reich eines parthisch-indischen Königs verlegt, erhält ihre Bekräftigung in einer zweiten, auf das Martyrium bezüglichen Überlieferung, welche die Grabstätte mit demselben Reiche verbindet. Die Missionstätigkeit unter Gundaphar, die Grabstätte unter seinem sythischen Nachfolger, dem Mazdai der Legende, haben im gleichen Gebiete des nordwestlichen Indien ihren Schauplatz.

III. Kalamina und Kalyāna.

Die Überlieferung der späteren Zeit ergänzt die Darstellung des Martyriums durch zwei geographische Namen. Als Ort des Martyriums und als Begräbnisstätte wird Kalamine genannt. Die Passio läßt die Hinrichtung vollzogen werden auf einem Berge mit Namen Gazus.

Es sind verschiedene Versuche gemacht worden, für Kalamine ein geographisches Äquivalent zu finden, aber mit sehr zweifelhaftem Ergebnis. Ein Kalamine als Königsstadt im Nordwesten Indiens konnte bisher nicht nachgewiesen werden und dürfte wohl niemals nachweisbar sein.

Nun ist vor allem festzuhalten, daß der Name in den Thomas-Akten gar nicht vorkommt, und zwar in keiner einzigen Version. Vor dem 7. Jahrhundert ist die Erwähnung von Kalamine in griechischen, Kalamina in lateinischen Quellen als Todes- und Begräbnisstätte unbekannt. Daraus scheint zu folgen, daß dieser Name mit der ursprünglichen Überlieferung, welche in den Akta bearbeitet ist, nichts zu tun hat. Gleichwohl drängt sich die Frage auf: Wie kam man dazu, einen Ort, der den Namen Kalamine oder einen ähnlich klingenden Namen trug, mit dem Apostel Thomas später zu verbinden? Von woher übernahm man den Namen, mit dem seit dem 7. Jahrhundert in der griechischen und lateinischen Kirche der Ort des Martyriums und die ursprüngliche Begräbnisstätte bezeichnet wird?

Die Annahme, daß in Mazdai der König βαζοδεο als Herr des Gebietes fortlebte, aus welchem die Überreste des Apostels in den Besitz der syrischen Kirche gelangten, und daß in Siforus der parthische Satrap und Freund der Syrer zu suchen ist, der die Übertragung vermittelte, führt weiter zu der Vermutung, daß Kalamine den verstümmelten Namen der Hafenstadt wiedergibt, in welche die Reliquien zuerst gelangten, bevor sie ihren Weg nach Odeffa fanden. Es war eine Stadt, die bereits eine kleine christliche Gemeinschaft von Syrern besaß. Als Handelsstadt unterhielt sie Handelsbeziehungen zu Syrien. Als christliche Pflanzstätte stand sie in Verbindung mit der Kirche Syriens. Überdies lag diese Hafenstadt im Bereiche des Einflusses der parthischen Schatrapa, welche an der Küste besonders enge Beziehungen zu Syrien und zu den syrischen Kaufleuten unterhielten, die mit Indien Handel trieben.

In den Schoß der kleinen christlichen Gemeinde, die daselbst bestand, gelangten zuerst die Reliquien des Apostels. Aber die Kirche dort empfing den Schatz nicht für sich, sondern für die Mutterkirche, von der Indien seine Priester und Bischöfe erhielt. Die Syrer setzten ihren Stolz darein, daß die Überreste des Apostels von Indien als Band zwischen Syrien und Indien in die Kirche gelangten, welche das Apostolat des hl. Thomas fortsetzte. So war die Kirche der Hafenstadt nur vorübergehend die Ruhestätte der Gebeine. Von dort wurden sie durch Kaufleute, wie Ephräm

andeutet, nach Gdeffa überbracht. Mit den Reliquien kam nach Gdeffa auch die Kunde von dem Namen der indischen Stadt, wo dieselben zeitweilig geruht und von wo sie übergeführt worden waren. Die spätere Erzählung verlegte diesen terminus ex quo der Übertragung in das Reich des Königs Mazdai, das die Begräbnisstätte gewesen, und machte daraus den Ort des Martyriums, wie sie aus Mazdai den Fürsten machte, unter dem Thomas für den Glauben starb.

Es handelt sich nun darum, unter den Hafenplätzen im Nordwesten, welche mit Syrien in Verbindung standen, eine Stadt herauszufinden, die einen Namen hat einigermaßen ähnlich demjenigen von Kalamine oder Kalamina. Es müßte eine Hafenstadt sein, in der sich eine alte christliche Gemeinde nachweisen läßt und die im Bereiche des parthischen Einflusses lag, wie er sich in den Kshatrapa des 2. Jahrhunderts verkörpert. Eine solche Hafenstadt gibt es tatsächlich. Es ist Kalyāna oder Kaliene, wie der Name von den griechisch-römischen Schriftstellern geschrieben wird. Lautlich kommen sich Kaliene und Kalamine so nahe, daß man in letzterem sehr wohl eine ungenaue Wiedergabe von Kaliene erblicken könnte. Kaliene entspricht auch allen Anforderungen, welche an jene Hafenstadt gestellt werden, die zeitweilig die Überreste des Apostels besaß.

Gerade über diese Stadt liegt uns das Zeugnis eines Indiensfahrers vor, der im 6. Jahrhundert die Häfen Indiens besuchte, des Kosmas Indikopleustes¹. Dreimal hatte er die Reise nach Indien gemacht. Als ein Kaufmann, der Orienthandel trieb, war er gut vertraut mit allem, was sich auf den Handelsverkehr bezog. In seiner Beschreibung der Länder des Ostens nennt er die Häfen, mit denen Syrien und Ägypten in Verbindung standen, und verzeichnet die Waren, mit denen in den verschiedenen Häfen Handel getrieben wurde. Als Christ beobachtete er mit besonderer Aufmerksamkeit, an welchen Punkten Indiens christliche Pflanzstätten bestanden, und legt besondern Wert auf alle Einzelheiten, die dazu dienen konnten, die Ausbreitung des Christentums näher zu beleuchten.

An der Westküste Indiens hebt Kosmas zwei von den Syrern besuchte Hafenstädte besonders hervor: Male im Süden, Kaliene im Norden. Was Male an der Malabarküste für Südindien war, zu welchem der römische Handel seit Augustus in so rege Beziehungen trat, das war für

¹ Vgl. Henry Yule, *Cathay and the way thither*², London 1872, Bb I: Introduction.

den Norden dasselbe Kalyāna oder Kاليene, das schon der ägyptische Zeitgenosse des Apostels Thomas im „Periplus“ als ein Emporium beschreibt, das von den römischen Kaufleuten viel besucht werde. Gleich dem Indiensfahrer des 1. Jahrhunderts aus Ägypten, beschreibt Kosmas, der Indiensfahrer des 6. Jahrhunderts, Kalyāna als „einen Platz, wo viel Handel getrieben wurde“. Aber ein Unterschied besteht zwischen dem Kaufmann des 1. und dem des 6. Jahrhunderts. Der Zeitgenosse des Thomas weiß nur vom Handel zu berichten, der Zeitgenosse des christlichen Pilgers, von dem Gregor von Tours seinen Bericht über das ursprüngliche Grab des Apostels in Indien schöpfte, weiß über christliche Kirchen in den indischen Haupthäfen zu berichten. Ein bedeutender Wandel hat sich vollzogen. Aus demselben sind die zwei wichtigsten Hafenstädte Male und Kاليene oder Kalyāna als Bischofssitze hervorgegangen, die von Persien, d. h. von der unter persischer Herrschaft stehenden syrischen Mutterkirche Odesa abhängig waren. Kosmas sagt: „In der Stadt, die man Kاليene nennt, ist ein Bischof, der von Persien ernannt wird.“ Der Umstand, daß Kاليene als Sitz eines von Persien abhängigen Bischofs hervorgehoben wird, weist auf das ehrwürdige Alter dieser Kirche hin. Gleich Male im Süden verdankte Kاليene im Norden diese Auszeichnung seiner schon im 1. Jahrhundert bezeugten Bedeutung als Hafen- und Handelsstadt, die frühzeitig eine Pflanzstätte des Christentums geworden war.

Unter den Hafenstädten des Nordens kann daher nur Kاليene als die Stadt in Betracht kommen, deren Kirche zuerst die Überreste des Apostels aus dem Reiche des Königs Mazdai durch die Vermittlung des Parthers Sitapharna erhielt. Dazu kommt, daß gerade in der unmittelbaren Nähe von Kاليene sich die Inschrift findet, in welcher Sitapharna = Siforus als ein historischer Name bezeugt wird, aus der hervorgeht, daß parthischer Einfluß bis in die unmittelbare Umgebung von Kاليene reichte.

Diese verschiedenen Gesichtspunkte weisen von selbst auf die Kirche von Kاليene hin als auf diejenige Stadt, welche den Anforderungen einer zeitweiligen Ruhestätte der Überreste des Apostels am besten entspricht, und legen die Vermutung überaus nahe, daß Kalamine nichts anderes sei als eine verderbte Wiedergabe von Kاليene oder Kalyāna. Die spätere Erzählung machte eben aus der zeitweiligen Ruhestätte Kاليene einen ursprünglichen Begräbnisort Kalamine. Der aus Odesa nach Gallien gekommene Pilger erzählte dem Gregor von Tours, daß an der ursprünglichen Begräbnisstätte eine Kirche errichtet war. Von einer Kirche im Reiche des Königs

Mazdai, d. h. im Kabultale, ist nichts bekannt; wohl aber berichtet Košmas, der Zeitgenosse des edessenischen Pilgers, daß Kاليene der Sitz eines Bischofs war. Dieses selbe Kاليene liegt am Fuße der Ghats. „Gazuš“ heißt in der Passio der Berg, auf dem Thomas den Märtyrertod erleidet. Das Wort Gazuš erinnert sofort an die Bezeichnung Ghats für jene steil ansteigende Bergkette, die sich im Konfangebiet die Küste entlang hinzieht. So erhalten wir in Mazdai = Μαζοδεο, Siforus = Σιταφαρνα, Kاليene = Kalamine drei Namen, die historisch, chronologisch, geographisch auch dem zweiten Teil der Akta eine feste Grundlage geben, sofern dieser Teil hervorgegangen ist aus der Kunde von der Übertragung der Reliquien des hl. Thomas nach Gdessa.

Wie im ersten Teile Gundaphar die Überlieferung mit dem Norden verbindet, so weisen auch im zweiten Teile die einzigen drei Namen, die eine Deutung zulassen, in den Norden Indiens: nämlich Mazdai als skythischer Beherrscher desselben nordindischen Gebietes, in welchem Thomas gewirkt, Σιταφαρνα als Angehöriger desselben Volkes, zu dem der syrische Handel frühzeitig Beziehungen unterhielt, Kاليene oder Kalyāna als einer der drei Häfen im Norden, welche mit Syrien in enger Verbindung standen.

Es lag also, um das Gesamtergebnis der Untersuchung nochmals in eins zusammenzufassen, eine zweifache Überlieferung vor: eine ältere, welche den Apostel mit dem parthisch-indischen König verband, auf dessen Veranlassung er nach Indien kam, eine jüngere, die ihn mit dem skythisch-indischen König verknüpfte, aus dessen Reich die Überreste des Apostels nach Indien zurückgelangten. Diese doppelte Verbindung wurde die Grundlage der Erzählung, welche ihre endgültige Bearbeitung in den Akten des Thomas erhielt. In beiden Teilen derselben, die voneinander deutlich unterscheidbar sind, steckt ein historischer Kern. Im ersten Teile ist es die Tatsache, daß das Reich des Königs Gundaphar der Schauplatz der apostolischen Wirksamkeit war; im zweiten Teile ist es die Tatsache, daß das Reich des Königs Mazdai die Begräbnisstätte des Apostels ward. Die Wirksamkeit im Reiche des historischen Königs Gundaphar wurde dichterisch aufgebaut auf der historischen Tatsache, daß dessen Gebiet die Stätte einer von Syrien aus beeinflussten Kunsttätigkeit war. Die syrischen Kaufleute, die alljährlich nach dem Nordwesten Indiens kamen, hatten die Tatsache dieses Einflusses greifbar vor ihren Augen in dem Gepräge, das die römische Kunst den Denkmälern aufdrückte. An diesen Kunstbeziehungen rankte die Legende sich empor. Die Tatsache, daß im Nordwesten Indiens

und im Reiche des Königs Gundaphar Künstler aus dem Westen tätig waren, benutzte sie, um aus der Missionsreise des Apostels eine Fahrt zu machen, die durch jene Kunstbeziehungen veranlaßt worden war. So entstand auf historischer Grundlage der erste Teil der Legende als Erzählung von dem Apostolat des Thomas im Reiche des parthisch-indischen Fürsten mit allem schmückenden Beiwerk, das die Idee des geistlichen, in Christus aufzurichtenden Baues und die Vorstellung von dem Apostel als geistlichem Baumeister dem Dichter bot.

Ähnlich verhält es sich mit dem zweiten Teile. Das Martyrium wird aufgebaut auf der historischen Tatsache, daß das Gebiet des historischen Königs Mazdai die Grabstätte des Apostels war. Nur wurde mit Hilfe eines kühnen chronologischen Sprunges aus dem Reiche, das die sterblichen Überreste in seiner Erde bewahrte, der Schauplatz des Martyriums.

Historisch sind aber nicht bloß die beiden Königsnamen, mit denen der Name des Apostels verbunden wird. Auch die Vermittlung, durch welche die Beziehung zu beiden Königen eingeleitet wird, entspricht dem besondern historischen Verhältnis Syriens gegenüber dem Nordwesten Indiens. Die Verbindung von Thomas und Gundaphar war vermittelt worden durch die zwischen Syrien und dem Nordwesten Indiens bestehenden Handelsbeziehungen, als deren Repräsentant Abbanes, der Kaufmann des Königs Gundaphar, erscheint. Wie es im ersten Teile Abbanes ist, der Thomas zur Fahrt veranlaßt und ihn in das Reich des Gundaphar geleitet, so ist es im zweiten Teile Siforus, der Feldherr des Königs Mazdai, der den Apostel in das Reich jenes Fürsten bringt.

Dieser legendenhaften Darstellung liegt die historische Beziehung der im Nordwesten Indiens handeltreibenden Syrer zu den parthischen Kshatrapa oder Satrapen zu Grunde, deren Vermittlung die Syrer den kostbaren Schatz der Reliquien verdankten.

So wird die doppelte Verbindung des Apostels, zuerst des Lebenden mit dem parthisch-indischen Fürsten Gundaphar, dann des Toten mit dem skythisch-indischen Fürsten Mazdai, in einer Weise vermittelt, die in Einklang steht mit den historischen Beziehungen, die zwischen Syrien und dem nordwestlichen Schauplatz der Wirksamkeit des Apostels nachweisbar sind.

Die Untersuchung, welche hier in Bezug auf die historische Grundlage der Namen Mazdai und Siforus durchgeführt wurde, blieb zum Teil auf Kombinationen und Vermutungen des Verfassers angewiesen. Mit Mazdai

liegt die Sache nicht so klar und bestimmt wie mit Gundaphar. In letzterem ist eine historische und zeitgenössische Persönlichkeit, in den Kunstbeziehungen seines Reiches zu Syrien eine geschichtliche Tatsache erwiesen. Darum liegt eine vollständig sichere geschichtliche Grundlage für den ersten Teil vor, welcher dem Apostolat in Indien gewidmet ist. Nicht so unbedingt sicher sind die historischen Voraussetzungen, auf denen die Beziehung des Apostels zu Mazdai aufgebaut wird. Die historische Grundlage des ersten und wichtigsten Theiles der Legende bleibt jedoch unberührt von der Frage, ob Mazdai identisch ist mit jenem βαλῳδεο oder Βασυδεβα, aus dessen Reich die Reliquien des Apostels nach Edessa gelangten.

Aber es wird wohl auch zugegeben werden dürfen, daß die alte Überlieferung, welche Thomas nach Indien kommen läßt und ihn zum Apostel der Parther und Inder macht, in der doppelten Verbindung mit Gundaphar und Mazdai als historischen Persönlichkeiten eine ganz neue Bedeutung gewinnt. Die archäologische Deutung der Namen Mazdai und Siforus bestätigt den historischen Charakter der den ersten Teil der Legende bildenden Missionsreise in das parthisch-indische Gebiet, insofern durch dieselbe die erste Grabstätte des Apostels mit dem ursprünglichen Schauplatz des Apostolates verbunden wird.

Unter diesem Gesichtspunkte stehen beide Teile der Legende, der erste, welcher dem Apostolat unter Gundaphar, der zweite, der dem Martyrium unter Mazdai gewidmet ist, vollkommen miteinander in Einklang als Ausdruck einer und derselben Überlieferung, die nur die Erinnerung an eine Missionsreise in den Norden Indiens aufbewahrt.

Achte These.

Die in der syrischen Kirche Südindiens sich fortpflanzende Erinnerung an das indische Apostolat des hl. Thomas legt ein wertvolles Zeugnis für den historischen Charakter der nordindischen Überlieferung ab.

Bevor die Untersuchung ihren Abschluß findet, muß noch einem Einwurf begegnet werden, der sich aus dem Anspruch der abweichenden südindischen Überlieferung ergibt, ihrerseits eine feste historische Grundlage für sich zu haben. Wie läßt sich die in südindischen Kirchen bestehende Überlieferung, daß deren Gründung auf Thomas zurückgehe, mit der Überlieferung vereinigen, die den Apostel in den Norden Indiens und zu den Parthern führt?

Um den Widerspruch zu lösen, ist man auf eine doppelte Missionsreise verfallen: eine parthische, die den Apostel in den Norden Indiens, eine indische, die ihn in den Süden führt. An und für sich wäre es ja wohl denkbar, daß der Apostel zuerst eine Missionsreise zu den Parthern an der Grenze Indiens auf dem Landwege unternahm, und daß dieser ersten Missionsreise später eine zweite auf dem Seewege oder Landwege nach dem Süden folgte.

Die Möglichkeit einer solchen zweiten Missionsreise, die bis tief in den Süden Indiens ausgedehnt wurde, wird niemand bestreiten wollen; denn die tatsächlichen Verbindungswege vom Norden nach dem Süden waren so leicht, daß der Glaubensbote bloß dem Kaufmann zu folgen brauchte, um ganz Indien zu durchziehen. Was die chinesischen Pilger Fa-Hian im 5. und Hiuen-Tsang¹ im 7. Jahrhundert konnten, als sie durch ganz Indien zogen, das vermochte der christliche Glaubensbote bereits im 1. Jahrhundert. Die Inschriften von Santshi² beweisen die Leichtigkeit der Kommunikation in den Pilgernamen aus Gandhāra. So gut Pilger von dorthier den Weg bis zum Dekhan fanden, ebenso leicht war es dem Apostel, aus dem Rabultale in den Süden zu gelangen. Einmal im Nordwesten Indiens, befand er sich auf indischem Boden, von wo ihm die gewöhnlichen Verkehrsstraßen den Weg nach dem Süden öffneten.

Unter der Voraussetzung einer doppelten Missionsreise nach dem Norden und dem Süden Indiens würden die beiden Teile als nordindische und südindische Thomas-Überlieferung auf historischer Grundlage ruhen.

Mit der archäologischen Interpretation, wie sie in vorliegender Schrift den Thomas-Akten gegeben wurde, scheidet jedoch die südindische Überlieferung, d. h. die Erzählung von einer Missionsreise des Apostels Thomas nach dem Süden, als unbeweisbar aus dem Kreise der Untersuchung aus. In den Augen des Historikers ist es die Verbindung mit dem Königsnamen Gundapharna, die der nordindischen Überlieferung eine historische, chronologische, geographische Grundlage gibt. Diese Verbindung wird bestätigt durch die beiden Namen Mazdai und Siforus. Die Träger dieser Namen sind als historische Persönlichkeiten einzig und allein in dem Nordwesten Indiens nachweisbar. Wie der Süden nichts von einem König Gunda-

¹ Vgl. On Yuan Chwang's travels in India (629—645 A. D.). By Thomas Watters, edited after his death by T. W. Rhys Davids and S. W. Bushell, 2 Bde, London 1904.

² Epigraphia Indica Bd II: Sanchi Inscriptions II 46.

pharna weiß, so auch nichts von einem Mazdai oder Vāsudeva, Siforus oder Sitapharna. Nur der Norden liefert Äquivalente zu den im Text der Akta vorkommenden Namen, soweit dieselben überhaupt sich identifizieren lassen: Andrapolis als Stadt der im Norden herrschenden Andhra oder Sanadruk weist auf Barugaza, die wichtigste Hafenstadt im Norden, hin, Gundaphar als parthischer Fürst auf die Parther im Norden, Labbanes auf den Abdagases der im Norden gefundenen Münzen, Mazdai auf den letzten großen indisch-skythischen Fürsten; Siforus findet sein Äquivalent in dem Sitapharna des Felsentempels bei Kalyāna, und selbst das so verdächtige Kalamina weist in Kalyāna oder Kaliene einzig und allein auf den Norden Indiens hin. Man darf daher mit vollem Rechte sagen, daß die Überlieferung, soweit sie an historische und geographische Namen anknüpft, nur im Norden Indiens zu Hause ist.

Bei der Frage, wie weit der südbindischen Überlieferung historische Glaubwürdigkeit zukommt, müssen zwei Sachen auseinander gehalten werden: das Alter der Kirchen, die Anspruch erheben, von Thomas gegründet zu sein, und die Gründung durch den Apostel. Wenn die nordindische in den Beziehungen zu dem parthischen Königreich wurzelnde Überlieferung allein als auf geschichtlichem Boden beruhend bezeugt ist, so schließt das keineswegs aus, daß einzelne der im Süden bestehenden Gemeinden sehr alt sind und selbst in das apostolische Zeitalter zurückgehen können.

Keinem Zweifel untersteht es, daß die syrischen Kirchen Südbindiens ihren Ursprung auf dieselben Handelsbeziehungen zurückleiten, welche Syrien mit dem Norden verbanden. Es ist bereits dargelegt, wie durch die Verbindung, welche der Handel zwischen Syrien und den Häfen Südbindiens unterhielt, die Möglichkeit gegeben war, daß christliche Gemeinschaften entstehen und sich weiterbilden konnten¹, und zwar schon in sehr früher Zeit. An den Punkten, an denen Kaufleute aus Syrien oder Ägypten sich zu vorübergehendem oder dauerndem Aufenthalt niederließen, war der natürliche Boden gegeben, um die Beziehungen zwischen der Kirche Syriens und Indiens zu pflegen. In den Handelsniederlassungen waren somit die ersten Ansätze für die Bildung christlicher Gemeinden gegeben. Der Handelsverkehr bildete ferner die Brücke, um die einmal eingeleiteten Beziehungen zur syrischen Kirche aufrecht zu erhalten. Nun erheben in späterer Zeit die Kirchen Südbindiens nachdrücklich Anspruch darauf, vom Apostel Thomas

¹ Vgl. Dritte These, oben S. 56—58.

gegründet zu sein. Dieser Anspruch aber leitet sich nicht aus einem besondern Rechtstitel her, ruht nicht auf einem zuverlässigen geschichtlichen Zeugnis, sondern stammt aus dem allgemein verbreiteten Glauben, daß der hl. Thomas als Apostel in Indien gewirkt. Die Kunde von der Missionsreise pflanzte sich als eine Überlieferung, die ganz im allgemeinen die christlichen Gründungen Indiens auf den Apostel Indiens zurückführte, unter den syrischen Christen Indiens fort. Unter dem Einfluß der engen Beziehungen zur syrischen Mutterkirche, welche die Hüterin der Thomas-Überlieferung geworden, war es nur zu natürlich, daß jede christliche Pflanzstätte auf indischem Boden es sich zu besonderer Ehre anrechnete, irgend eine Beziehung zu dem Apostel zu haben, der das erste Saatkorn des Evangeliums in die indische Erde gesenkt hatte. So entwickelte sich aus der historischen Legende, welche auf der Tatsache einer indischen Missionsreise nach dem Norden beruhte, eine Art Wanderlegende, die von einer Kirche zur andern wanderte und eine jede an den Namen des Apostels von Indien knüpfte.

Unter „Wanderlegenden“¹ versteht man gemeiniglich Erzählungen, welche von einem Ort auf den andern, von einer Gelegenheit auf die andere übertragen und dem Hauptinhalt nach dasselbe Faktum wiederholend zu verschiedenen Zeiten wieder erzählt werden. Auf diese Weise wandern sie gewissermaßen von Ort zu Ort, von einer Zeit zur andern. Natürlich verändern sich solche Erzählungen im Laufe der Wieder- und Wiederübertragung zuweilen nicht wenig; doch bleiben die Hauptmotive und Grundzüge dieselben. Es sind bei religiösen Stoffen vorzüglich erbauliche, die Phantasie erhebende Motive, welche den Kern der Wanderlegende abgeben. Zu einer solchen Wanderlegende wurde auf ihren Wanderungen vom Norden nach dem Süden und durch die verschiedenen christlichen Pflanzstätten Südindiens auch die historische Erinnerung, daß der Apostel Thomas in Indien das Evangelium verkündete. Von einer syrischen Niederlassung auf die andere übergehend, von einer Kirche auf die andere übertragen, blieb der Hauptinhalt, die Gründung der Kirche Indiens durch Thomas, immer derselbe. Thomas wurde kurzweg der Inbegriff des indischen Apostolates.

Im Süden Indiens und vor allem an jenen Punkten, die während eines langen Zeitraums als syrische Handelsniederlassungen von der größten

¹ Vgl. Bernheim, Lehrbuch der Methode der historischen Kritik³ 324 327.

Bedeutung für die überseeische Verbindung der Kirche Syriens mit Indien waren, begann die Überlieferung vom Apostolat des hl. Thomas in Indien um so tiefere Wurzeln zu fassen, je lockerer die Verbindung der syrischen Kirche mit dem Norden Indiens wurde, und je schneller die ersten Ansätze des christlichen Lebens, das in dem Norden gepflanzt war, zurückgingen.

Es könnte nämlich der Einwurf erhoben werden: Wenn die einzige historische Kunde, die uns von einer Beziehung des Apostels zur indischen Kirche erhalten ist, in den Norden führt, wie kommt es denn, daß sich nur im Süden christliche Gemeinden aus alter Zeit erhalten haben, während in jener nordwestlichen Landschaft, die einst der Schauplatz des historischen Apostolates des hl. Thomas war, sich anscheinend keine Spur einer christlichen Gemeinde aus dem Altertum erhalten hat?

Daß wir an dem Punkte des Nordens, mit dem der Name des Apostels ursprünglich verbunden war, von dem ehemaligen Vorhandensein einer kleinen christlichen Pflanzstätte keine Spur mehr entdecken, kann nicht überraschen auf einem Boden, auf dem auch die stolze, in gewaltigen Bauten einst emporragende Hochburg des Buddhismus zusammenbrach.

Während im Süden sich die christlichen Pflanzstätten der Syrer des Schutzes der dortigen Fürsten erfreuten, wurde die Landschaft im Nordwesten mit Peshāwar als Mittelpunkt der Schauplatz ständiger kriegerischer Einfälle und Unruhen. Seit dem 3. Jahrhundert wird die Gegend immer unsicherer. Die Unruhe und Unsicherheit, die hier zu herrschen begann, zeigte sich am deutlichsten in der Einwirkung auf den buddhistischen Kultus. Wir wissen, daß an keinem Punkte Indiens der Buddhismus so machtvoll sich in Heiligtümern und Klöstern einst präsentierte wie in Gandhāra. Und doch, wie schnell es damit zu Ende ging, das beweist der Vergleich der erhaltenen chinesischen Reiseberichte. Hiuen-Tsang stieß an vielen Punkten nur auf Zerstörung, wo sein Vorgänger Fa-Hian noch kräftiges Leben gefunden. Es dauerte nicht lange, da stellte der einst so mächtige, das ganze Land beherrschende Buddhismus in Gandhāra nur eine einzige große Ruine dar, obschon Kultus und Kunst des Buddhismus seit Jahrhunderten in diesem Boden als einheimische Überlieferung eingewurzelt waren. Welches Schicksal einer vereinzelt christlichen Pflanzstätte unter der Einwirkung solcher Unruhen beschieden sein mußte, denen selbst der machtvolle Träger der einheimischen religiösen Überlieferung zum Opfer fiel, kann man sich denken.

Die christliche Gemeinde hatte ihren wesentlichen Halt an dem Handel, der die Verbindung mit der Heimat des Christentums aufrecht hielt. Die Unruhen machten dem syrischen Handel allmählich ein Ende. Mit dem Zurückgehen des syrischen Handels verlor die christliche Pflanzstätte, die einsam inmitten der Hochburg des buddhistischen Kultus bestand, ihren Halt und mußte verschwinden. Nur der Name des Königs, durch den die ältesten Beziehungen Indiens zum Christentum nachweisbar sind, erinnert daran, daß dieser Fleck indischer Erde der Boden war, der den ersten Samen des Christentums aufnahm.

Gleichwohl kann behauptet werden, daß selbst das schlichte, von der Hand des Apostels ausgestreute Saatkorn im Norden nicht bloß nicht verloren ging, sondern sich durch alle Wechsel der Zeiten in der nördlichen Handelsphäre erhalten hat, und zwar an dem südlichsten der drei Häfen, zu denen Syrien in Beziehung getreten war. Während der syrische Handel sich aus den höher gelegenen Teilen des Nordens zurückzog, entfaltete er sich um so kräftiger in dem Hafen von Kalyāna, wie aus der Beschreibung des Kosmas Indikopleustes hervorgeht. Und mit dem Handel entwickelte sich daselbst eine Kirche, die als Bischofsitz für das Christentum im Norden dieselbe Bedeutung gewann, die an derselben Stelle sich der syrische Handel erobert hatte. Der Handel, den die Syrer in Kalyāna trieben, setzte die alten Handelsbeziehungen mit dem Norden fort. In gleicher Weise stellt sich die uralte christliche Pflanzstätte von Kalyāna als eine Fortsetzung der Beziehungen dar, welche das Christentum durch den Apostel Thomas mit dem ehemaligen parthisch-indischen Handelsgebiet hoch im Norden angeknüpft hatte.

Der Geschichtschreibung kommt es zu, die Tatsache zu registrieren, daß von dem Tage an, da in der Person des hl. Thomas das Christentum im Norden zum erstenmal erschien, es vom Norden nicht mehr gewichen ist.

Auch Kalyāna verlor zwar mit der Zeit seine Bedeutung. Es ging zurück, als der Hafen versandete. Sein Handel wanderte nach dem der Küste näher gelegenen Tana und damit zugleich seine christliche Pflanzstätte. Das Vorhandensein einer christlichen Gemeinde daselbst wird uns im Zeitalter der beiden großen italienischen Orientfahrer Marco Polo und Fra Odorico bezeugt. Tana war eine bedeutende Stadt. Was heute in der Nähe Bombays diesen Namen trägt, erinnert nicht mehr an den Glanz der Tempel der Hauptstadt des Konkan. Aber die Kirche, die auf dem

Boden Tanas steht, bewahrt die Überlieferung einer älteren Epoche, während welcher Kalyāna ausgezeichnet war durch einen Bischofsstuhl. An diese alten Erinnerungen knüpfte auf dem Boden von Tana auch die neue Epoche an, die mit dem zweiten Apostel Indiens für die Wiederbelebung des indischen Apostolates anbrach. Im Zeichen der Neuzeit verlor auch Tana seine Bedeutung als Handelsstadt. Bombay stieg empor. Mit seinem Emporsteigen ging das Ansehen der Kirche von Tana allmählich auf das neue Emporium an der Küste jenes Meeres über, durch das einst der hl. Thomas seinen Weg nach einem der Häfen des nordwestlichen Indien gefunden hatte. Kalyāna, Tana, Bombay bezeichnen als Hafenstädte an einem und demselben Punkte der nördlichen Sphäre drei Phasen in den Beziehungen eines abendländischen Handels zu Indien. Als Kirchen bedeuten sie drei Epochen der Entwicklung in der Geschichte des Saatkorns, das die Hand des Apostels in den nordischen Boden Indiens senkte. Von Gandhāra im Rabultale führt diese Geschichte nach Kalyāna und von Kalyāna durch die alte Hauptstadt des Konkan, Tana, nach Bombay. Auf dem historischen Boden sich erhebend, der einst in Kalyāna den ältesten Bischofsitz des Nordens besaß, ist Bombays erzbischöfliche Kathedrale in einem gewissen Sinne die Erbin jener ersten Pflanzung, die von des Apostels Hand gegründet wurde.

Während der Buddhismus in derselben nördlichen Sphäre von Gandhāra bis zu den Felsentempeln in den Ghats bei Bombay nur ein einziges Nirwana in seinen Ruinen aufweist, ist der Schößling der ersten Pflanzung durch alle Wechsel der Handelsbeziehungen erhalten geblieben.

Mit der Zeit aber war der Süden Indiens für Syrien von viel größerer Bedeutung geworden, und mit dieser Bedeutung war auch der Einfluß der syrischen Kirchen Indiens gewachsen. Vom 6. Jahrhundert an sind es ausschließlich die christlichen Pflanzstätten des südlichen Indien, in denen sich die Erinnerung an die Beziehungen des Apostels zur indischen Halbinsel fortpflanzt.

Je lebendiger sich jedoch in den südindischen Kirchen die Überlieferung von dem indischen Apostolat des hl. Thomas entwickelt hat, um so nachdrücklicher legen sie gerade in dem Anspruch, vom Apostel Thomas begründet zu sein, für den historischen Charakter der nordindischen Überlieferung Zeugnis ab, indem sie den Beweis liefern, daß die darin sich fortpflanzenden nordindischen Namen mit dem indischen Apostolat verbunden waren, bevor es eine südindische Überlieferung gab.

Wäre in der Überlieferung, welche Thomas durch Gundaphar mit dem Norden verbindet, nicht eine historische Erinnerung vermittelt worden, die längst bestand, als man im Süden Indiens Thomas mit den Kirchen der Malabar- und Koromandelküste zu verbinden begann, dann hätten in der Kirche Edeffas die Thomas-Akten nicht entstehen können als endgültige Fassung einer Überlieferung, welche die Missionsreise des Apostels ausschließlich in den Norden verlegt. Es handelt sich ja bei dieser Abfassung um die Verherrlichung jenes indischen Apostolates, dessen Hauptstützpunkt Edeffa geworden war. Das Apostolat, das diese Kirche durch Pflege besonderer Beziehungen zu Indien auszuüben begann, erstreckte sich später vor allem auf den Süden. Hätte es also zur Zeit, da die Thomas-Akten entstanden, eine Überlieferung bereits im Süden gegeben, welche die Erinnerung an eine südindische Missionsreise aufbewahrte, wie sie in späterer Zeit behauptet wird, so wären die Akten als Verherrlichung einer südindischen und nicht als Darstellung einer nordindischen Missionsreise entstanden.

Das letztere ist nur erklärlich unter der Voraussetzung, daß zur Zeit, als die Thomas-Akten aus der Schule des Bardefanes hervorgingen, von einer südindischen Missionsreise des Apostels Thomas in der Überlieferung von Edeffa keine historische Erinnerung anerkannt war. Wie wäre man in Edeffa auf den Namen eines parthischen Fürsten im Norden verfallen, von dem sonst keine Spur mehr nachweisbar war, wenn der Süden der Träger der historischen Erinnerungen an die Missionsreise gewesen wäre? Dazu kommt nun noch eine zweite Tatsache: Es finden sich Parther nicht bloß im Norden, sondern auch im Süden, und gerade jene Kirchen des südlichen Indien, welche von Edeffa als Mutterkirche abhängig waren, entwickelten sich in Gebiets teilen, die nachweislich unter der Herrschaft parthischer Fürsten standen. Gleichwohl ist es kein südindischer Parther, sondern ein nordindischer, mit dem Thomas verbunden wird.

Wenn wir die Karte zur Hand nehmen¹ und uns einmal genauer die Gegenden ansehen, auf welche sich die syrischen Gemeinschaften noch heute verteilen, so stoßen wir auf die überraschende Tatsache, daß die Kirchen, welche die südindische Überlieferung durch Thomas gegründet sein läßt, sich gerade auf einem Gebiete befinden, das demselben parthischen Volksstamm, bekannt unter dem Namen Pallava, unterworfen war, der

¹ Vincent Smith, Early History of India 250.

an der nordwestlichen Küste von Sind bis ins Konkanagebiet im 2. Jahrhundert eine so große Bedeutung erlangt hatte.

Unter dem Namen Pallava¹ wird eine mächtige südindische Dynastie während der ersten Jahrhunderte n. Chr. häufig in Inschriften sowohl an der Malabar Küste wie an der Koromandellküste erwähnt. An der Identität der Namen Pallava und Pahlava kann nicht gezweifelt werden. Dadurch steht die enge stammverwandtschaftliche Beziehung der südindischen Pallava zu den nordwestlichen Pahlava und damit zu den persischen Parthava oder Parthern fest.

Von der großen Macht, welche jene Pallava im Süden Indiens behaupteten, war jedoch jede Spur verloren gegangen. Selbst in den einheimischen Volkslegenden des Südens lebte ihr Name nicht fort. Sie blieben unbekannt, bis die zufällige Entdeckung einer Kupferplatte im Jahre 1840 auf die Spur einer Dynastie führte, die Pallava genannt wurde. Sechzig Jahre geduldiger archäologischer Arbeit haben seitdem so viele Tatsachen zu Tage gefördert, daß es möglich ist, von dieser vollständig vergessenen Dynastie die Umrisse einer Geschichte zu entwerfen, die einen wichtigen Beitrag zur Geschichte des südlichen Indien vom 2. Jahrhundert bis ins 10. Jahrhundert liefert.

Nur eines entzieht sich bis jetzt einer genaueren Kenntnis: wie es kam, daß dieser parthische Stamm aus dem Norden nach dem Süden gelangte. Wenn wir indessen die Tatsache im Auge behalten, daß im Nordwesten die Pahlava als parthische Kshatrapa oder Satrapen eine ausgedehnte Macht besaßen, so ist die Vermutung durchaus begründet, daß die südindischen Pallava sich von ihnen abzweigten und sich allmählich den Weg nach Malabar und nach der Koromandellküste bahnten. Tatsache ist, daß dieselben Pahlava, die an der Nordwestküste herrschten, im Süden drei bedeutende Fürstentümer gründeten: Kāncī, Bēngī und Palakkada. Von diesen parthischen Fürstentümern waren Kāncī im Gebiet von Conjeeveram und Palakkada im Gebirgssteile von Travankore die wichtigsten².

¹ Vgl. ebd. 347 f: The Pallava Confederacy.

² The first Pallava king, about whom anything substantial is known, was Sivaskandavarman, who lived in the second century A. D. His capital, although not expressly named, was doubtless Kāncī; and his power extended into the Telugu country, as far as the Krishnā river, over territory included at times in the Andhra kingdom. He had officers stationed at Amarāvati, the famous Buddhist holy place (Smith, Early History 350. Ep. Ind. VI 84 316).

Daß parthischer Einfluß hier sich Geltung verschaffte, dafür liefert die Kunst einen greifbaren Beweis. Im Gebiete der Pallava, und zwar in der Nähe des Hauptsitzes ihrer Macht, findet sich das buddhistische Heiligtum von Amarāvati. Die charakteristische Eigentümlichkeit der Kunst, welche jenes Heiligtum mit Bildwerken schmückte, ist ihre nahe Beziehung zur Kunst von Gandhāra. Auf die enge Verwandtschaft mit den Bildwerken der Denkmäler des Kabultales hat bereits Fergusson hingewiesen. Seiner Auffassung schlossen sich Burgeß und Sénart an. Am deutlichsten kommt die Beziehung zu jener Kunst, die unter dem Einfluß der römischen Kunst im Nordwesten Indiens stand, in den Buddhadarstellungen von Amarāvati zum Ausdruck, die unverkennbar dem Gandhārastil folgen.

Bis jetzt ist es unerklärlich gewesen, wie gerade das Heiligtum von Amarāvati, und einzig und allein dieses Heiligtum in seinen Buddhadarstellungen, das charakteristische Gepräge der Kunst von Gandhāra verrät.

Wie in einer früheren These nachgewiesen wurde, beschränkte sich die Kunstsphäre der Denkmäler, die jenen ausgesprochen römischen Einfluß verraten, auf das Gebiet von Gandhāra¹. Außerhalb dieses Gebietes begegnen wir den Spuren jenes Einflusses nur an wenigen vereinzeltten Punkten. Ein Beispiel liefern die Felsentempel von Ajanta in den Gemälden². Das Auftreten des Einflusses von Gandhāra an dieser Stelle wurde in Zusammenhang gebracht mit der Nähe der parthischen Herrschaft. Ein Seitenstück zu Ajanta im Norden liefert Amarāvati im Süden. Die bildnerische Ausschmückung dieses Heiligtums entstand unter der Mitwirkung jener parthischen Eroberer, die aus dem Nordwesten eine Kunstüberlieferung mitbrachten. Sie stammte aus dem ehemaligen Gebiete der parthisch-indischen Könige.

Die syrischen Christengemeinden Südindiens sind demnach gerade in den Gebiets teilen gelegen, welche einst den Hauptsitz der Pallava oder Parther im Süden bildeten. Die Entstehung der Gemeinden fällt mit dem Wachstum der parthischen Macht zusammen. Es kann kaum ein Zufall sein, daß die älteste Geschichte der südindischen Kirche nach jenen Punkten führt, die unter der Herrschaft derselben Pallava oder Parther standen, deren Einfluß sich über das wichtige Handelsgebiet der Nordwestküste ausgebreitet hatte. Im Norden war der Shrer in Beziehung zum

¹ Vierte These II. f. oben S. 83 f.

² Siebte These II. f. oben S. 149 f.

Pahlava oder Parther infolge des Handels getreten. Dieselbe Bedeutung gewann der Syrer auch im Süden für den Parther, der sich zum Herrn wichtiger Gebietsteile gemacht hatte, als Vermittler des Handelsverkehrs zwischen dem römischen Reich und Indien. An dem Parther fand seinerseits der syrische Handelsmann einen festen Halt und Schutz zum Betrieb seiner Handelsgeschäfte. Diese Beziehungen zwischen Parther und Syrer kamen naturgemäß nicht bloß dem syrischen Kaufmann, sondern auch dem syrischen Christen zu gute, und dies um so mehr, als Edessa, „die Tochter der Parther“, mit ihrem starken parthischen Bevölkerungselement es war, das die Sorge für die christlichen Pflanzstätten übernommen hatte. Aus der alten Überlieferung der südindischen Kirchen wissen wir, daß dieselben die Kirche Edessas als ihre Mutterkirche betrachteten¹.

Der Umstand, daß sowohl an der Malabarküste als an der Roromandalküste sich die Macht der Parther durch viele Jahrhunderte lebenskräftig und einflußreich erhielt, trug wesentlich dazu bei, daß sich gerade in diesen Gebieten syrische Kirchen bilden und erhalten konnten.

In diesen geographischen und historischen Beziehungen der südindischen Pflanzstätten der syrischen Kirche zu den südindischen Parthern liegt ein neues günstiges Moment für den historischen Charakter der nordindischen Überlieferung.

Der einfache Tatbestand legt die Frage nahe: Wie kommt es, daß die Schule von Edessa als Hüterin und Pflegerin der Thomas-Überlieferung den Apostel Thomas nicht mit den südindischen Parthern, sondern einzig und allein mit den nordindischen Parthern verbindet? Gundaphars einzige mit Thomas verbundene Persönlichkeit, über deren historischen und zeitgenössischen Charakter kein Zweifel bestehen kann, ist nur im Norden und nicht im Süden nachweisbar. Und es ist das von jenem Fürsten beherrschte nordwestliche Grenzgebiet, das der Schauplatz von Kunstbeziehungen zwischen Indien und Syrien war, wie sie die Erzählung von des Apostels Kunstlerfahrt voraussetzt. Zur Zeit also, da in Edessa die Thomas-Überlieferung ihre noch heute bestehende definitive Gestalt erhielt, mußte man daselbst

¹ Vgl. Richard Collins, *Ind. Antiq.* IV 153 f: There are Syrian documents which tell us that the Christians of Malabar were early connected with Urrhoi or Edessa. . . . The Syrians themselves speak of the care of the Edessans for them. — On some Pahlavi Inscriptions in South India, by A. C. Burnell. *Ind. Antiq.* III 308. — The true value of these Pahlavi Inscriptions is, that they testify to the fact that there was a very early connection between the Church of Edessa and the Church of Travancore and Cochin (*Ind. Antiq.* IV 155).

noch nichts von einer südindischen Missionsreise. Die einzige literarische Bearbeitung der indischen Missionsreise baut sich ausschließlich auf Beziehungen zum Norden auf. Und die verschiedenen Überarbeitungen der überlieferten Erinnerung in griechischer, lateinischer, äthiopischer Sprache kennen keine andern Namen als Gundaphar und Mazdai, d. h. Namen, deren Träger nur im Norden nachweisbar sind. Auf diese Weise legen selbst die südindischen Kirchen Zeugnis ab für den historischen Charakter der nordindischen Überlieferung.

Gilt dies von den syrischen Kirchen Südindiens im allgemeinen, so hat es ganz besondere Geltung für jene Kirche, die vor allen andern den Anspruch erhebt, ein uraltes Heiligtum des Apostels Thomas zu sein, nämlich die Kirche von Mailapur bei Madras.

Daß Mailapur der Sitz einer alten syrischen Gemeinde ist, muß unbedingt eingeräumt werden. Das beweist die altchristliche Pahlavi-Inscription, welche in der Nähe gefunden wurde. Der Küstenpunkt, der durch den Hafen von Madras bezeichnet wird, muß schon in alter Zeit eine große Bedeutung für Schifffahrt und Handel gehabt haben. Dies beweisen die zahlreichen Münzfunde. Von hier aus unternahmen die Kolonisten, welche nach der Insel Java und nach Kambodscha indische Zivilisation trugen, ihre Fahrten nach dem indischen Archipel und nach Hinterindien¹. Die Bedeutung dieses Küstenpunktes geht deutlich aus den Ruinen hervor, die unter dem Namen der „sieben Pagoden“ in Mahabalipur dicht bei Madras liegen. Vorübergehend war er der Schauplatz einer außerordentlichen Kunsttätigkeit. Da nun der einflußreichste und mächtigste Zweig der südindischen Pallava oder Parther an diesem Punkte den Hauptsitz seiner Herrschaft errichtet, so erklärt es sich als eine ganz natürliche Folge, daß hier auch die wichtigste syrische Handelsniederlassung und in deren Mitte die bedeutendste christliche Gemeinschaft sich entwickelte.

¹ Es sei hier auf ein merkwürdiges Zusammentreffen aufmerksam gemacht. Sowohl die Königsnamen der Pallava Südindiens als die Königsnamen der indischen Kolonie von Kambodscha enden mit dem unterscheidenden Familientitel „Varman“. Man vergleiche:

Pallava:		Kambodscha:
Mahendravarman I.	Bhīmavarman	Srutavarman
Narasimhavarman I.	Buddhavarman	Sresthavarman
Mahendravarman II.	Adithavarman	Rudravarman
Paramesvaravarman I.	Govindavarman	Bhavarman
Narasimhavarman II. 2c.	Varanavarman 2c.	Mahendravarman 2c.

Es darf dabei nicht übersehen werden, daß während der ersten sechs Jahrhunderte der Betrieb der Schifffahrt in jenen Meeren gerade in den Händen der Syrer lag. Syrische Schiffe waren es, die nicht nur den Westen mit Indien verbanden, sondern die auch von Indien aus die Handelsbeziehungen bis nach Hinterindien und China ausdehnten. Darum waren die Syrer an diesem Punkte von so großer Bedeutung für die überseeische Auswanderung und Kolonisation der Hindu, die vom Süden Indiens ausging. Sie stellten den Pallava die Schiffe zur Verfügung, gerade so, wie es später die Araber taten, als diese der Suprematie der Syrer auf dem Meere ein Ende machten.

Aus diesen günstigen Bedingungen für syrischen Handel und Schiffsverkehr leitet sich die Bedeutung von Mailapur als wichtigste südindische Kirche wie als besondere Pflegestätte der Thomas-Überlieferung her. Ich stehe keinen Augenblick an, in Mailapur eine alte, durch ehrwürdige Erinnerungen geweihte christliche Pflanzstätte zu erblicken. Ohne Bedenken darf man einräumen, daß bereits im 3. Jahrhundert daselbst die Anfänge jener christlichen Niederlassung vorhanden waren, von der im 6. Jahrhundert die Pahlavi-Inschrift ein so klares Zeugnis gibt. Unter dem Schutze der parthischen Eroberer blühte die syrische Handelsniederlassung und mit ihr die junge christliche Gemeinschaft auf.

Um daher Mailapur als Mittelpunkt einer der ältesten und bedeutendsten christlichen Gemeinden Südinbiens zu verstehen, muß die dort bestehende syrische Handelsniederlassung im Zusammenhang mit der Herrschaft der südindischen Parther betrachtet werden. Daraus leitet sich aber auch ein besonderer Beweis für den historischen Charakter der nordindischen Überlieferung ab.

Wie die Malabarküste im Westen als Arbeitsfeld des Apostels unbekannt war in der Überlieferung, deren Hüterin die Kirche von Edessa geworden, so mußte man zur Zeit der Entstehung der Akta nichts von der Koromandalküste im Osten als Ort des Marthiriums. Nicht Mailapur¹ galt als Begräbnisstätte, sondern ein Reich im Nordwesten Indiens.

¹ Diejenigen, welche für die Ansprüche von Mailapur als Begräbnisstätte des Apostels eintreten, sollten nicht vergessen, daß die früheste Kunde erst am Ende des 13. Jahrhunderts in der Beschreibung auftaucht, welche Marco Polo (ed. by Henry Yule II³ 353 ff) von seinem Besuche des Grabes im Jahre 1293 gibt. Der berühmte Reisende berichtet über die Verehrung, welche „sowohl Christen als Sarazenen“ den Überresten des Apostels darbringen. Die Verfechter der Tradition

Um dieselbe Zeit, da Odeffa der Mittelpunkt der literarischen und liturgischen Verherrlichung des Apostels Thomas wurde, herrschte im Umkreis des Gebietes, wo heute Mailapur steht, ein parthischer Fürst, der seine Macht weit ausgedehnt hatte und zu dem die syrischen Kaufleute zweifellos Beziehungen unterhielten. Aber die Bearbeitung der Legende läßt auch nicht den leisesten Schimmer einer Beziehung zu diesem Fürsten oder überhaupt zu einem im Süden herrschenden Parther durchblicken. Hätte die Überlieferung, welche den Apostel seine Tätigkeit durch das Martyrium krönen läßt, in Mailapur ihre historische Grundlage, dann hätten in der Kirche Odeffas die Thomas-Acten nicht als Ausdruck einer Überlieferung entstehen können, in der ein wirkliches Stück Geschichte des nordwestlichen Indien sich erhalten hat. Das aber ist schließlich das Entscheidende und das eigentliche Hauptergebnis der vorliegenden Untersuchung.

Viele Jahrhunderte hindurch lebte lediglich die dunkle Kunde von des Apostels Fahrt nach Indien und seinem Martyrium in Indien in blasser Erinnerung fort. Ob es wirkliche Geschichte war und was für eine Geschichte, konnte aus der Erzählung von des Apostels Anwesenheit im Reiche eines sonst unbekannten Königs Gundaphar und von seiner Begräbnisstätte im Reiche des noch rätselhafteren Königs Mazdai nicht ermittelt werden. Die Art, in der des Apostels Name mit dem der beiden Könige verwoben war, ließ das Ganze eher als ein Gewebe phantasievoller Dichtung erscheinen, ein tendenziöses Fabrikat, das den Zweck verfolgte, den christlichen Pflanzstätten, die von Syrien und von Odeffa ihre Bischöfe und Glaubensboten erhielten, das Ansehen einer apostolischen Gründung zu geben.

Es mußte der Spaten des indischen Archäologen kommen, der aus den Trümmern der Denkmäler des nordwestlichen Indien eine lange Reihe historischer Königsnamen herausgrub. Und nun zeigte sich, daß man auf

von Mailapur sollten ferner nicht übersehen, daß zwar verschiedene ältere Pilgerfahrten zur ursprünglichen Grabstätte des Apostels erwähnt werden, aber ohne daß jemals Mailapur als eine solche genannt wird. Das gilt auch von der Gesandtschaft, die Alfred d. Gr. angeblich zum Grabe des Apostels nach Indien schickte, um Weihegeschenke daselbst niederzulegen. Nicht einmal der Name von Mailapur als einer alten Kirche Indiens wird in den älteren Berichten überliefert. Während wir mit Bestimmtheit wissen, daß in Kalliene und Male an der Westküste Indiens Bischofsitze schon im 6. Jahrhundert bestanden, ist von Mailapur nichts dergleichen bekannt. Als ursprüngliche Begräbnisstätte ist nur Kalamine, als alter Bischofsitz nur Kalliene neben Male uns überliefert.

eines der merkwürdigsten Stücke der kunstgeschichtlichen und religionsgeschichtlichen Entwicklung Indiens gestoßen. Als es wieder entdeckt und genauer zergliedert war, stellte sich heraus, daß in demselben Stück indischer Geschichte, das die Münzkunde und die Denkmalkunde ans Tageslicht gebracht, auch ein verlorenes Blatt frühchristlicher Geschichte auf dem Boden Indiens ermittelt worden sei. Es konnte die überraschende Tatsache festgestellt werden, daß zur selben Zeit, während welcher der Einfluß römischer Kunst sich den Denkmälern von Gandhāra ausprägte, eine Überlieferung in Umlauf kam, welche den Namen des Apostels Thomas mit Namen verknüpfte, deren Träger einst in Gandhāra geherrscht. Der eine dieser Namen steht am Anfang, der andere am Ende des Zeitraums, während dessen der Einfluß römischer Kunst in der zentralen Gestalt der Denkmäler von Gandhāra einen Typus von Buddha schuf, der mehr römisch als indisch zu sein scheint.

In diesem wiederentdeckten Blatt der religions- und kunstgeschichtlichen Entwicklung Indiens liegt die wichtigste Urkunde für den historischen Charakter der nordindischen Überlieferung vor. Obschon es ausschließlich der Süden ist, in dem sich bis auf den heutigen Tag alte christliche Gemeinden erhalten haben, so wurde doch jenes verlorene Blatt nicht im Süden, sondern im Norden wiedergefunden und gehört ausschließlich dem Norden an.

Den Münzen vergleichbar, die im Nordwesten Indiens ein doppeltes Angesicht zeigen, ein griechisches, das auf den Einfluß der antiken Welt, ein indisches, das auf die Kultur der brahminisch-buddhistischen Welt hindeutet, redet das Zeugnis der Denkmäler von Gandhāra eine doppelte Sprache: eine, die den Schlüssel zum Verständnis einer neuen Form des Buddhismus liefert, eine andere, die wie eine archäologische Interpretation einer christlichen Legende klingt.

Drei Tatsachen stehen fest:

1. Der hl. Thomas ist mit demselben Teile Indiens verbunden, auf dem sich ein außerordentlicher Umschwung innerhalb des Buddhismus vollzog, und zwar ein Umschwung, der in fremden Einflüssen wurzelt. Am deutlichsten kommt dies zur Erscheinung in der von klassischen Einflüssen beherrschten Kunst.

2. Der hl. Thomas erreicht das Gebiet, das die Heimat eines neuen Buddhismus wurde, um dieselbe Zeit, da der Wandel in der Kunst sich vollzog.

3. Der hl. Thomas ist mit derselben Gegend und mit derselben Zeit, welche geographisch und chronologisch die historische Tatsache jenes Wandels fixieren, durch den Namen desselben Königs verbunden, der, vor andern in naher Beziehung zur Bewegung auf dem Gebiete der Kunst, dem römischen Einfluß weit die Tore geöffnet hat.

Es kommt demnach den Bildwerken von Gandhāra eine doppelte Bedeutung zu: eine, welche die Anfänge eines neuen Buddhismus beleuchtet, eine andere, die der Überlieferung von des Apostels Fahrt nach Indien eine historische Grundlage gibt.

Aber nur der Norden Indiens und das alte parthische Reich des Königs Gundaphar hat dieses doppeltsprachliche Zeugnis der Denkmäler aufbewahrt. Wie es nicht der Süden, sondern der Norden ist, der den verlorenen Königsnamen der historischen Wirklichkeit zurückgegeben, so ist es vorzüglich der parthische Norden, der in der künstlerischen Überlieferung seiner Denkmäler auf die Spuren christlichen Einflusses hinweist.

In den Steinen und Münzen von Gandhāra erhält die Erinnerung an des Apostels Fahrt nach Indien eine historische, chronologische, geographische Rechtfertigung und Bestätigung. Und so liegt uns in der Legende von des Apostels Thomas Fahrt nach dem Norden Indiens ein ehrwürdiges Blatt aus der ersten Geschichte des Christentums an der Schwelle des fernen Ostens vor. Im Lichte des indischen Altertums beleuchtet die altchristliche Überlieferung das historische Wort, das zur Zeit, wo das Apostolat auf den Schwingen des römischen Weltverkehrs das Gestade Indiens erreichte, ein anderer Apostel an die Römer richtete:

„Euer Glaube wird verkündet in der ganzen Welt.“

In der Herderschen Verlags-Handlung zu Freiburg im Breisgau ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Joseph Dahlmann S. J.

Indische Fahrten. Mit 474 Bildern auf 111 Tafeln und 2 Karten. Zwei Bände. gr. 8^o (XXXII u. 860 S.) 1908. M 18.—; geb. in Leinwand M 23.—

„... Mit reichen geschichtlichen, kunst- und kulturhistorischen Kenntnissen ausgerüstet ist Dahlmann an seine Arbeit und Aufgabe gegangen, er hat auch einen offenen Blick für das Leben und Treiben, ein warmes Empfinden für die großartige Kunst und Natur, besonders des alten ‚Märchenlandes‘ Indien mitgebracht. Dahlmann versteht es, durch einen geschickten Wechsel in der Wahl des Stoffes immer von neuem anzuregen. ... Dahlmann behält stets die großen Gesichtspunkte seiner Aufgabe vor Augen, besonders an Hand der großartigen Kunstwerke Indiens, dieses intensiven Ausdrucks des religiösen und ästhetischen Fühlens der Völker, ihren Charakter, ihren kulturellen Standpunkt, ihre Aussichten für die Zukunft, mit allen Schatten- und Lichtseiten zu schildern. So wird denn Dahlmanns Buch ein wertvoller Beitrag zur asiatischen Kulturgeschichte.

„Zur Veranschaulichung dient ein geradezu großartiges Illustrationsmaterial in bester technischer Ausführung, wie man es schwerlich in einem andern derartigen Werk finden wird, und das den Text in glücklicher Weise ergänzt. Ein sorgfältiges Namen- und Sachregister bildet den Schluß. ...“

(Orientalistische Literaturzeitung, Leipzig 1909, Nr. 5.)

„... Wie ein Riese unter den Zwergen steht das zweibändige Buch von J. Dahlmann: Indische Fahrten, unter den Indien gewidmeten Reiseverken. Dahlmanns ‚Indische Fahrten‘ führen den Leser zu allen berühmten Stätten alten und neuen indischen Lebens, zu allen Sehenswürdigkeiten und Merkwürdigkeiten des gewaltigen Landes. Aber durch das Ganze geht ein einheitlicher, großer Zug. Dahlmanns ‚Indische Fahrten‘ sind vor allem Wanderungen zu den Stätten indischer Religion und Kunst, zu den Kunstdenkmälern des Brahmanismus in Südbindien und des Islams im zentralen Indien, zu der Hochburg der Hindureligion am heiligen Ganges, zu den merkwürdigen Stätten alten und neuen buddhistischen Lebens in Hinterindien, auf Java, Ceylon, in Gandhara, sowie der Heimat und der ersten Missionsgegend Gautamas. Vor allem der Buddhismus findet in Dahlmann einen seiner glänzendsten Darsteller. Nichts kann insbesondere gründlicher und zugleich populärer sein als Dahlmanns Darlegungen über die seltsame Umwandlung, die der ursprüngliche Buddhismus unter dem Einfluß griechisch-römischer Kultur in der Landschaft Gandhara erfahren hat, wo sich Buddha, der Lehrer, zu Maitreya, dem Erlöser, entwickelte. Durch die historische Betrachtung der indischen Religionen und die gewaltigen Ausblicke auf die buddhistischen Länder China und Japan wird Dahlmanns Werk zugleich ein wertvoller Beitrag zur Geschichte der ostasiatischen Kultur. Das Wort des Verfassers wird durch ein geradezu großartiges Illustrationsmaterial unterstützt und erläutert. Dahlmanns Werk wendet sich an reisere Leser. Ihnen aber muß es als das beste Werk empfohlen werden, das wir zurzeit über Indien besitzen. ... Wer sich gründlicher mit dem indischen Lande und dem indischen Leben bekannt machen will, der sollte unbedingt zu Dahlmann greifen, der sollte ferner die großartige Darstellung der indischen Literatur bei Baumgartner lesen (A. Baumgartner, Geschichte der Weltliteratur. II. Band: Die Literaturen Indiens und Ostasiens) und schließlich nicht veräumen, den geographischen Abschnitt über Indien bei Sievers einzusehen. Sievers, Dahlmann und Baumgartner bilden zusammen einen unvergleichlichen Reiseführer. ...“

(Hamburgischer Korrespondent 1911, Nr. 649 [Dr M. Sewels].)

In der Herderschen Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau sind erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Joseph Dahlmann S. J.

Der Idealismus der Indischen Religionsphilosophie im Zeitalter der Opfermystik. gr. 8° (VI u. 140 S.) 1901. M 1.80

Auch 78. Ergänzungsheft zu den „Stimmen aus Maria-Laach“.

„Hofrat Prof. Dr. Willmann hat seine programmatische Rede am Münchener katholischen Gelehrtenkongress mit einer beachtenswerten Paränese geschlossen, bestimmt, die katholische Wissenschaft zu ermutigen und anzuapornen, daß sie auf dem Gebiete der Philosophiegeschichte den Nachweis liefere, wie unberechtigt die bei den Modernen zum Dogma gewordene feindselige Gegenüberstellung von Glauben und Wissen, von Religion und Philosophie sei. Dahlmanns Schrift verfolgt dieses Ziel auf einem Arbeitsfelde, das an den Forscher keineswegs geringe Anforderungen stellt, weil es hier noch Pionierarbeit gilt. Um so achtungsgebietender wirkt die Sicherheit und Frische, womit hartnäckige Vorurteile entwurzelt, der teilweise recht spröde Boden durchsucht und mit dem triebkräftigen Samen echter Spekulation besät wird. Kein Wunder, wenn sich dieser Boden nicht so ‚passiv‘ verhält, als man es von der orientalischen Philosophie anzunehmen gewohnt war. Während z. B. das bekannte Handbuch der Geschichte der Philosophie von Überweg-Heintze (Grundriß der Geschichte der Philosophie) sich folgende Taxierung erlaubt: Die Philosophie als Wissenschaft konnte weder bei den durch Kraft und Mut hervorragenden, aber kulturlösen nordischen Völkern, noch auch bei den zwar zu der Produktion der Elemente höherer Kultur befähigten, dieselben aber mehr passiv bewahrenden, als mit geistiger Aktivität fortbildenden Orientalen, sondern nur bei den geistige Kraft und Empfänglichkeit harmonisch in sich vereinigenden Hellenen ihren Ursprung nehmen, deckt die vorliegende Schrift in der altindischen Philosophie im Zeitalter der Opfermystik einen Reichtum an Gedankenarbeit, eine Kraft und Tiefe der Spekulation auf, deren sich die hervorragendsten griechischen Denker nicht hätten zu schämen gebraucht, die sich — wie der Verfasser durch einen interessanten Vergleich zeigt — sogar mit dem sprichwörtlichen Tiefsinne deutscher Philosophen des 19. Jahrhunderts, eines Hegel und Schelling, messen darf. Wissenschaft und Religion stellen eben keineswegs, wie Herbert Spencer zu behaupten magt, den ältesten und verbreitetsten Gegensatz dar, sondern gerade die älteste Wissenschaft der orientalischen nicht minder als der westlichen Kulturvölker verrät einen organischen Zusammenhang mit der Religion, aus der sie ihre fruchtigste Nahrung saugt. Daß eine auf dürftigen Resten der Uroffenbarung fußende Religion der indischen Spekulation keinen sichern Rückhalt, kein Korrektiv bieten konnte, ist klar; daß aber diese Philosophie, von ihrer religiösen Grundlage losgelöst, unverständlich bleiben muß, hat Dahlmann in der meisterhaften Darstellung ihres Entwicklungsganges hinlänglich bewiesen.“

(Korrespondenzblatt für den kathol. Klerus, Wien 1901, Augustinus Nr 13.)

„... Die dominierende Beherrschung des zur Anwendung kommenden Materials, die musterhafte Schärfe seiner logischen Deduktion, die Tiefe seiner philosophischen Denkweise, die angestrebte Selbstbefreiung von religiöser Tendenzmacherei wird dem sehr wohlfeilen Werke Anerkennung und Leser in Fülle verschaffen.“

(Orientalistische Literaturzeitung, Berlin 1901, Nr 11.)

Die Sprachkunde und die Missionen.

Ein Beitrag zur Charakteristik der ältern katholischen Missionstätigkeit. (1500—1800.) gr. 8° (XII u. 128 S.) 1891. M 1.70

Auch 50. Ergänzungsheft zu den „Stimmen aus Maria-Laach“.

„... Der Eindruck des Gebotenen ist ein gewaltiger, und wir staunen über die Missionsarbeit in linguistischer Beziehung. Sie gereicht den Männern, die sie leisteten und der Kirche zu höchster Ehre.“

(Maria Immaculata, Günsfeld 1907, Heft 1.)

[illegible]

Library Bureau Cat. no. 1137

D131

35037

AUTHOR

Dahlmann, J.

TITLE

Die Thomas-Legende

DATE LOANED		BORROWER'S NAME	DATE RETURNED
FEB 29 '84		JUN 11 1984 Nancy Pickett	
JUN 26 '84		UOPC MA Nancy Pickett	JUN 26 '84



P9-DKV-074